

Jenseits der Alpen

Wilhelm Jensen

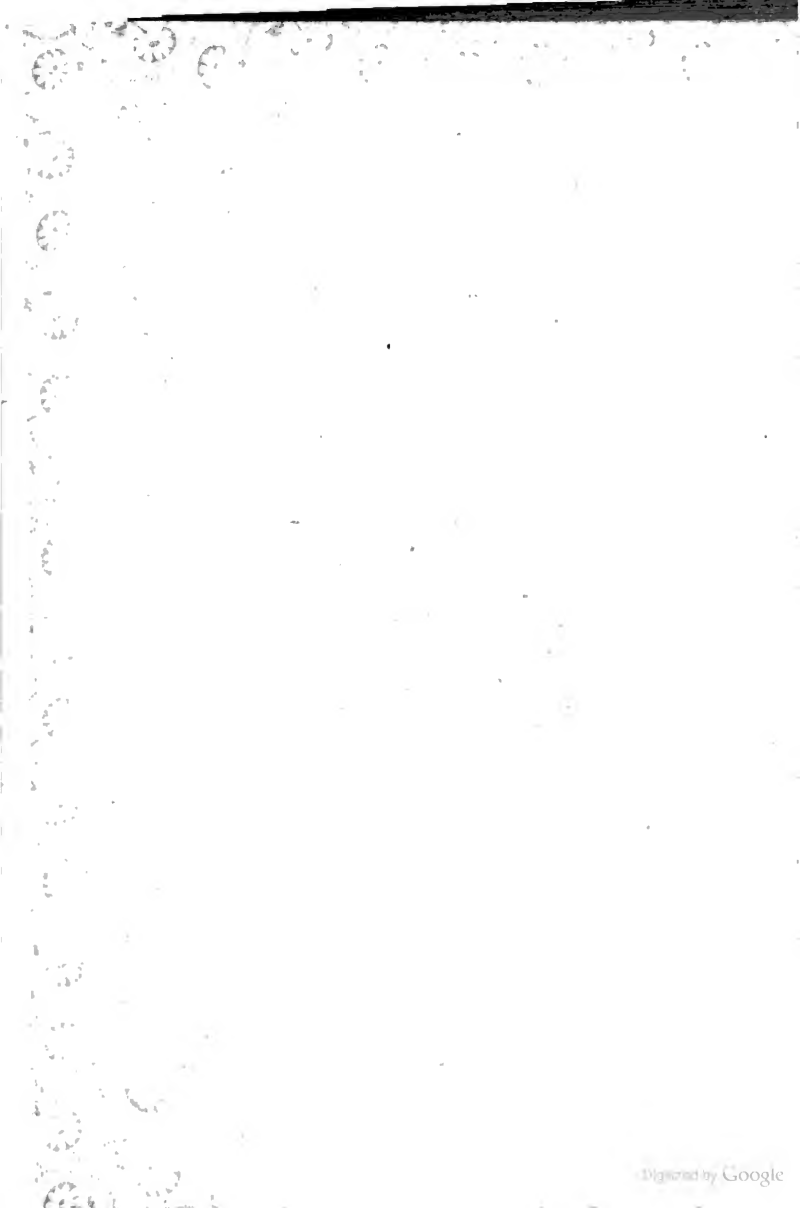
v

~~257 C 19.~~



~~FT 818 A. 1~~

REP. G. 4096



Jenseits der Alpen.



Jenseits der Alpen.

Nobellen

von

Wilhelm Jensen.



Dresden und Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1895.



Da sitz' ich wieder in der grünen Stille
Vor Sanct Salvators altersgrauem Bau;
Der Rothschwanz zetert und es zirpt die Grille,
Das Tannendunkel ragt, die Luft ist grau.
Doch schwirrend liegt im Ohr noch das Geschrille
Mir von Cicaden; unter sattem Blau
Wehn silberrieselnd die Olivenzweige,
Der Lorbeer rauscht und reifend nickt die Feige.

Dicht vor mir steigen auf die Riesenwälle,
Von Deutschlands alter Sehnsucht überbrückt.
Hinüber trägt's mich mit Gedankenschnelle
Und wiederholt, was mir den Sinn berückt.
Mein Blick verweilt an manch' vertrauter Stelle,
Und eine sucht er, die mein Herz beglückt.
Rasch klopfend drängt's mich; aus Granatgehengen
Streckt meines Kindes Hand sich mir entgegen.

Und doch im Tiefsten fühl' ich's: Jenes Prangen,
Es bleibt der fremde Glanzgebild und Schein.
Aus ihren Marmorsäulen zog ein Bangen
Mich, sehnsuchtschwer zu deutschem Schattenhain.
Von Deinem Tempel ward ich hier empfangen,
Natur, o Mutter, deren Schooß mein Sein
Geheim entsprang; die meinem Wurzelleben
Des Heimathbodens Art und Kraft gegeben.



Ein Winter in Sicilien.





Seit einem Monat schon befand ich mich in dem kleinen sicilianischen Landstädtchen der Provinz Noto oder Siracosa, eigentlich beim Erwachen an jedem Morgen über mein Dortsein neu verwundert. Aber die Jugend ist neuerungslustig und ein junger Ingenieur, der eben glücklich sein Examen bestanden, thatendurstig. In Deutschland bot sich diesem Durst zunächst keine Befriedigung, so daß ich vorderhand den lang gehegten Wunsch einer italienischen Reise ausgeführt hatte. Mit Geldmitteln war ich für mehr als ein Jahr ausreichend versehen; ich beabsichtigte, die alten römischen Wasserleitungen genau zu studiren und eine Aufsehen erregende Schrift darüber zu veröffentlichen. Die Jugend glaubt leicht, daß es nur der eifrigen Ausnutzung ihrer frisch eingesammelten Kenntnisse und vermeinter angeborener Begabung bedürfe, um die Welt in Staunen zu setzen. Meine Vorliebe ging auf Wasserwerke hinaus; schon als

Knabe hatte ich in meinem mitteldeutschen Heimaththal mich am liebsten damit beschäftigt, am Berghang hinter dem väterlichen Gehöft Quellen in lange Rohrleitungen einzufangen, abzuzweigen und sie zum lustigen Umtrieb kleiner ober- und unterschlächtiger Holzmühlen zu nöthigen.

Es kam anders, als ich geplant; als ich mich erst kurz in Rom aufgehalten, veranlaßte der Brief eines in Neapel befindlichen Studiengenossen mich, ihn dort zu besuchen. Wir erfreuten uns gemeinsam der ungeheuren, ruhelosen Brandung des Volkslebens in der gewaltigen Felsenstadt, des fremden Zaubers ihrer Umgebung; seit siebzehn Jahren — wir schrieben 1847 — führte der König Fernando der Zweite die Regierung des „Königreichs beider Sicilien“.

Mein Freund hatte Beziehungen zu manchen eingeborenen Neapolitanern, besonders Fachgenossen, unter denen sich auch ein schon älterer, in höherer Stellung dem Baudepartement der Regierung Angehöriger befand. Als wir eines Abends vor einer Trattoria bei einer Flasche ‚Vesuvio‘ zusammensaßen, belächelte er in leicht scherzender Weise meine Freude an Blumen, die ich von einem Ausfluge mitgebracht, wie denn die uns Deutschen eigenthümliche intime Liebe zur Pflanzenwelt

den Italienern unverständlich ist. Er meinte, für mich müsse das Eldorado auf Sicilien sein, wo der Norden Afrikas bereits einen Theil seiner Vegetation zu der Italiens hinzuthue. Auch meine technische Dienstfertigkeit könne ich dort nebenbei bewähren, da die kleine Stadt Gh—e, südwestlich von Siracosa, sich, um nicht völlig am Fieber auszusterben, eine Wasserleitung anlegen wolle, oder vielmehr die hohe Regierung in Neapel, um des allgemeinen mißvergnügten Räsonnirens in der armen Provinz willen, sich in Gnaden bewegen sähe, einmal die überlaufenden Mäuler zu stopfen und ihre väterliche Fürsorge dadurch zu bekunden, daß sie den hochherzigen Entschluß gefaßt habe, einen Zuschuß zu den Kosten der Anlage zu leisten. Das Letzte äußerte der Sprecher lachend und fügte nach: „Was die erleuchteten Rathgeber unseres allererlauchtesten Serenissimus eigentlich zu dieser Verschwendung gebracht hat, ist mir nicht klar geworden. Die Menschenliebe ist sonst nicht gerade ihr Beruf, und ich glaube kaum, daß sie zehn Soldi Steuern mehr herausdrücken werden, als wenn sie ruhig die Leute bis auf den Letzten von der Malaria auffressen ließen. Aber im unerforschlichen Rath der Vorsehung hat's so gelegen, und ich habe schon seit Wochen die Noth davon.

Denn ich soll für den Zweck einen kundigen Wasserbaumeister beschaffen und finde keinen, der für Geld und gute Worte willens wäre, in demammerneß drüben hinter'm Aetna am Ende der Welt ein halbes Jahr lang Quartier zu nehmen."

Wunderlich bestimmt oft ein Augenblick, ein Zufall über die Zukunft eines Menschen. Signor Molaro hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, mir einen ernsthaften Vorschlag oder Antrag damit zu machen, und zu anderer Stunde wär's mir vielleicht nicht in den Sinn gekommen, Anderes als einen Scherz in seinem Angebot zu sehen. Doch, that's der Besuvio, der mir die Phantasie erregte, oder was — in der Stunde ging es in mich ein, wie ein Samenkorn, das in fruchtbarsten Boden fällt, um mit südlicher Schnelligkeit aufzuschwellen, einen Keim zu entwickeln und an's Licht zu treiben. Die Vorstellung, nach Sicilien zu gehen, zugleich als Naturfreund und als Ausübender meines Berufs war firenenhaft verlockend über mich gekommen, bemächtigte sich in der Nacht vollständig meiner Einbildungskraft und gestaltete sich mir am nächsten Morgen zu einem festen Entschluß. Die Ausführung desselben hatte keine Schwierigkeiten zu überwinden; im damaligen „Königreiche beider Sicilien“

hing Alles von dem Willen oder besser der Willkür einzelner Persönlichkeiten ab, in diesem Falle mein Vorfaß von der Zustimmung des Signor Filippo Molaro. Er war erstaunt, was er im Scherz gesprochen, von mir ernsthaft aufgenommen zu sehen, doch verhehlte auch seine Zufriedenheit nicht, durch meine Bereitwilligkeit weiterer lästiger Umsuche nach einem Ingenieur enthoben zu werden. Ein Befähigungsnachweis ward nicht von mir verlangt; das Zeugniß meines Freundes genügte ihm, außerdem forderte ich gegen allen Landesbrauch keinen Vorschuß, sondern mein Honorar erst nach befriedigend vollbrachter Arbeit. So ward die Sache rasch bereinigt, und um wenige Tage später befand ich mich, mit den amtlichen Beglaubigungen und Empfehlungen an die Behörden ausgerüstet, am Bord des Dampfers ‚Vesuvio‘, der mich zwischen dem alten Cap der Minerva und den jäh abschließenden Felswänden Capris hindurch über das purpurblaue tyrrhenische Meer hurtig nach Messina davontrug.

*

*

*

Völlig unbekannt mit Land und Leuten meines Ziels und ebenso fremd in den politischen Verhält-

nissen und Zuständen, hatte ich mich von nicht wägen- dem jugenblichen Wagemuth zu meinem Unternehmen verleiten lassen. Doch das Schlimmste, was mir widerfahren konnte, bestand in einem Mißglücken meines übernommenen Auftrags, und dieser Gedanke erschreckte mich nicht zu sehr. Dann verzichtete ich einfach auf eine Entlohnung, und es war schwerlich zu befürchten, daß eine Kunde meines Mißerfolges nach Deutschland dringen und dort meinem technischen Renommé schaden würde. Aber mir bangte auch keineswegs vor einem solchen Ausgang; wenn die nothwendigen Bedingungen zur Herstellung der Wasserleitung sich überhaupt als vorhanden erwiesen, traute ich mir ruhig eine erste praktische Bewährung meiner Kenntnisse zu. Der italienischen Sprache fühlte ich mich durch schon seit Jahren betriebene Selbststudien und guten Unterricht ziemlich mächtig, und ein besonderes Wörterbuch, das ich in Neapel erworben, verdolmetschte mir in hülfreichster Weise eine Anzahl nöthiger bautechnischer Ausdrücke und Bezeichnungen.

Bisher hatte ich von Italien eigentlich nur die großen Städte Mailand, Florenz, Rom, Neapel kennen gelernt; etwas durchaus anderes, befremdend Neues trat mir entgegen, als ich, durch die Scylla und

Charybdis gefahren und lange unter der Rauchsäule über der Pyramide des Aetna fortgezogen, in Siracosa landete. Auch der altklassische Schulsaal gehört zur deutschen Lebensmitgift, und wer von einem Gymnasium gekommen, wird sicherlich, wie ich, bei'm ersten Erblicken Siracosas nicht diese neuzeitlich italienisch benannte Stadt, sondern das mächtige, meerbeherrschende Syrakus Trinakrias und Großgriechenlands vor sich aufsteigen sehen. Von Millionen belebt, hob es sich unendlich hingedehnt, in ernst gewaltiger Majestät, von den Felsgebirgen der Hybla umfaßt, mir vor dem Blick empor, die Gruftstatt des Archimedes, die Tempelwelt, durch die Pindar, Platon und Aeschylus geschritten. Dann fiel Alles wie das Glanzgebild einer Phantasmagorie zusammen, und vor meinen Augen lag auf der alten Insel Ortygia verschrumpft und armselig ein grau-verwirreter Steinhaufen, das heutige Siracosa. Nur die heißzitternde Mittagsluft schlug noch die nämlichen Goldwellen darüber, wie sie es immer ebenso seit Jahrtausenden gethan.

Lange Stunden wanderte ich auf dem unermeßlichen Trümmerfeld, das einst Syrakus gewesen, umher, durch den dürren, fahlen steinernen Tod, der nur da und dort kärglichste Schuttüberbleibsel des ehemaligen

blühenden Lebens hinterlassen. Ich besuchte die Quelle Arethusa, das wüstenöde Hochgefeld, auf dem Achradina, der schönste Theil der alten Weltstadt sich erhoben, die Latomien von Neapolis mit dem Ohr des Dionysos'. Ueberall zeigte der harte Fußboden deutlich Spuren eingegrabener Wagengeleise, ein Gedächtniß von tausend Rädern, die einst über ihn gerollt, fort-erhaltend; kreuz und quer wirrten sie sich labyrinthisch durcheinander, Kreuzungsstellen spurlos verschwundener Straßen andeutend. Dazwischen wucherte ab und zu aus feuchten Felspalten hohes Gestrüpp von Oleandern und riesenblättrigen Feigen, unbefannte, farbig leuchtende Blüthen sahen mich an. Unter der blendenden Sonne wirrten sich auch in mir kreuz und quer die Empfindungen. Rom, selbst Neapel noch hatten an heimathliche Orte und Umgebungen Erinnerndes be-essen; dies war eine wildfremde Welt.

Dann stand ich einmal, nachdem ich die Trümmerreste des riesigen Amphitheaters durchschritten, unerwartet neben einer Mühle, deren Rad von brausendem Gefälle umgetrieben wurde. Sie rief mir unwillkürlich die Erinnerung an meine kleinen Knaben-Anlagen am Berghang hinter dem väterlichen Hause wach, und auf mein Fragen brachte ich in Erfahrung, das Wasser

ströme aus der uralten Leitung von Tycha, die einst Syrakus ihre Zufuhr viele Meilen weit her aus dem hohen Gebirge herabgebracht. Ich besichtigte einen neuen Vogenaquäduct, der bald an den alten, unzerstört erhaltenen anschloß; ein Werk, wie für die Ewigkeit von Hunderttausenden von Sklaven aufgebaut, war's. Zumeist unterirdisch geführt, doch hin und wieder trat die aus Felsquadern gemauerte Leitung an die Oberfläche, und wie vor Jahrtausenden schoß das crySTALLENE Wasser sprudelnd durch sie nieder.

Das rief mich aus einem traumartigen Zustand, in den ich verfallen gewesen, zur Besinnung an den Grund meines Kommens nach Sicilien wach. Dort hinüber, wo diese Wassermenge von den fernen Berggipfeln entsprang, mußte auch der Ort meiner künftigen Thätigkeit liegen, und für die erste Bedingung ihres Erfolges eröffnete sich hier gute Aussicht. Nach anderer Richtung hatte mein Umherwandern mich ein wenig kleinlaut gemacht. Es war mir nur mit größter Mühe gelungen, von der mir da und dort gegebenen Auskunft einen kleinsten Theil zu verstehen; die italienische Sprache, wie ich sie erlernt, und der sicilische Dialect der unteren Bevölkerung bildeten zwei äußerst verschiedene Dinge. Die Metathesis mancher

Consonanten, besonders des r und l ließ mir viele Worte zunächst vollkommen unverständlich in's Ohr klingen. Das stellte allerdings keine recht günstige Prognose für den Verkehr mit meinen Arbeitern; wahrscheinlich sogar mußte ich, um auch von ihnen verstanden zu werden, erst ihre Mundart erlernen, und ein Sprachlehrer zu diesem Behuf war vermuthlich schwer ausfindig zu machen.

Ich begab mich jetzt nach Siracosa zurück, dem königlichen Intendanten meine Beglaubigungen und Empfehlungen zu überreichen und ward in italienisch-artiger, durchaus nicht bureaukratischer Weise empfangen. Man schien im Allgemeinen von dem Zweck meiner Sendung unterrichtet zu sein und ließ mir die notwendigen Förderungen zu Theil werden, deren mein Vorhaben bedurfte. Hier gelang mir die Verständigung leicht, der Beamte stammte vom Festland her und erwies sich als ein Mann von höherer Schul- und Universitätsbildung; doch machte er mir den Eindruck, trotz seiner Zuverlässigkeit, nicht recht bei der Sache, sondern in seinen Gedanken fast beständig mit Anderem beschäftigt zu sein. Als ich mich einmal in seiner Begleitung auf der Straße befand, war ich erstaunt, daß er ebenso fremd zwischen der städtischen

Einwohnerschaft einherzugehen schien, wie ich. Niemand begrüßte ihn oder erwies ihm Respekt; ich nahm nur ein paarmal gewahr, daß hinter uns die Leute sich etwas zuraunten und in der südlich lebhaften Weise Fingergeberden dazu machten. Nach Ablauf einiger Tage war ich mit dem vorderhand Erforderlichen versehen, und bei meiner Verabschiedung entließ der Intendant mich, liebenswürdig wie immer, mit den Worten:

„Sie sind ein *erotic*, ich kann Sie also nicht dem Schutz der Madonna empfehlen; besonders großen Nutzen hätte das indeß auf den Wegen nach Ihrem Ziel muthmaßlich auch nicht, sondern wichtiger ist, daß ich Ihnen für einen festen Wagen und einigermaßen zuverlässigen Betturin gesorgt habe. So, hoffe ich, kommen Sie mit unebrochenen Gliedern nach dem Nest hin; zu welchem Zweck eigentlich, ob sie in Neapel meinen, wenn ein Brand ausbricht, ihn mit der Wasserleitung löschen zu können, weiß ich nicht. Die drüben haben in Manchem merkwürdige Ansichten, die sie vielleicht etwas berichtigen würden, wenn sie einmal mit eigenen Augen zu einer Anschauung herüberkämen. Nun, Sie sind ein *forestiere*, der damit nichts zu schaffen hat. Ich wünsche Ihnen besten

Erfolg; Ihre Arbeit wird voraussichtlich recht interessant für Sie sein, daß Sie dadurch hoffentlich vor einem Selbstmord aus Langerweile behütet werden. Sie machen mir den beruhigenden Eindruck, nicht auf galante Eroberungen auszugehen, so brauche ich auch kein Stilet für Sie zu befürchten, und Pietro Castaletto kommt aus seinen Berglöchern von Caltanissetta nicht bis zur Armseligkeit Ihres künftigen Wohnorts herüber; er müßte nicht, was er dort holen sollte, sondern müßte den hungrigen Mäusen eher etwas mitbringen. Wenn Ihnen irgendwelche Dinge aus unsrer ‚capitale‘ nöthig fallen, so daß Sie deshalb wieder eine Fahrt hierher machen — und ich noch hier sein sollte — dann à rivederla! Sie wissen, daß ich gern bereit sein werde. Ihnen dienlich zu sein.“

* * *

*

Nun saß ich auf meinem ‚curricolo‘, einem nur mit zwei Rädern versehenen Karrenartigen, von einem buntaufgeputzten Maulthier gezogenen Gefährt; mein weniges Gepäck und meine Geräthschaften lagen hinter mir verstaut und mit Stricken befestigt, ich theilte den einzigen Sitzplatz der Bank oder vielmehr des rütteln-

den Holzbrettes des Vetturins. Im Anfang' ging es hurtig durch die Uferebene, die einstmal's das alte Syrakus wohl völlig ausgefüllt hatte, dann hub der Weg allmählich zu steigen an, so daß ich bei der langsameren Vorwärtsbewegung ein Gespräch mit meinem Kutscher anknüpfen konnte. Er hieß Tomaso, in der üblichen Abkürzung Maso genannt. Der Geschlechtsname kommt im südlichen Italien sowohl in den höheren Ständen als beim Volk, außer in Rechtsangelegenheiten oder bei gewissermaßen offiziellen Anlässen, kaum in Betracht; man kann jahrelang täglich mit Leuten verkehren, ohne ihn zu erfahren. Schwarzhaarig, von bräunlicher Gesichtsfarbe und mit dunkelblitzenden Augen, bildete Maso, etwa in der Mitte der Zwanziger stehend, sowohl äußerlich als dem Temperament nach den Typus eines Sicilianers. Er war lebhaft, stets gut gelaunt, witzlustig, zuweilen machte sich ein innerliches starkes Selbstbewußtsein bemerklich, in Bezug auf seine Einzelperson, wie auf seine Zugehörigkeit zu Land und Leuten der Insel. Manchmal konnte ich mir seine Dialectsprache recht gut übertragen, dann wieder blieben manche Worte und dadurch der Sinn seiner Erwiderung mir dunkel. Er las dies rasch vom Gesicht ab, suchte in solchem

Fall durch Gesten nachzuhelfen und, wenn auch das nutzlos blieb, lachte er, und wir lachten uns gegenseitig an. Sein Wesen und sein Charakter, soweit dieser sich offenbarte, gefielen mir; sie besaßen nichts Mißtrauen Einflößendes, eher das Gegentheil. Das Abstechende vom hinterhältisch verschlagenen, gemüthwie charakterlosen und fast durchweg falsch=verlogenen Napolitaner berührte wohlthuend; daß er sein Maulthier manchmal bei'm geringfügigsten Anlaß unbarmherzig mit der Peitsche oder mit Fußtritten mißhandelte, ließ ich, ohne mich darein zu mischen, geschehen. Er würde nicht begriffen haben, was ich daran auszusetzen hätte; der Italiener im Süden wie im Norden, auch der in menschlichen Beziehungen gutmüthigste, kennt kein Mitgefühl mit Thieren. Er überträgt kein Empfinden von sich selbst auf sie. Das Pferd, der Esel sind da, das Schwerste bis über ihre Kräfte hinaus zu leisten und wenn sie es nicht können, gepeitscht zu werden. Auch dem Italiener der höheren Stände ist der Begriff der Thierquälerei unbekannt und unverständlich.

Ich hatte in den Abschiedsworten des Intendanten Einiges nicht verstanden und befragte meinen Reisegefährten deshalb, ob er vielleicht wisse, wer

der Pietro Castaletto sei, von dem der Beamte gesprochen.

Maso drehte mir die schwarzfunkelnden Augen zu und nickte kurz. „Un blav 'omo.“

Das hieß offenbar „ein braver Mann“, ohne mir indeß eine weitere Auskunft zu geben. Doch gewann ich diese durch eine nachgefügte, meine Vermuthung bestätigende Bemerkung, die mich entgegen ließ:

„Also ein Brigante?“

„O no, un blavo“, versetzte Maso.

Von Knabenzeit her kannte ich die Bezeichnung „ein Bravo“, ohne daß ich mit ihr einen etymologischen Sinn verbunden gehabt. Jetzt ging ein solcher mir plötzlich auf; die Benennung machte den Begriff eines Banditen identisch mit dem eines „braven“ Mannes, und im Weitergang von Frage und Antwort ward mir dies auch begründet. Pietro Castaletto war das Oberhaupt einer Räuberbande in den wilden Bergen der Provinz Caltanissetta, doch von der Masse der dortigen Bevölkerung nicht gehaßt und gefürchtet, sondern eher geliebt und wie ein Held geehrt. Er überfiel, beraubend oder Lösegeld erpressend, nur eine gewisse Classe von Personen, denen dies nach Maso offenbar zu Recht geschah, und sonder Zweifel

Jensen, Jenseits der Alpen.

2

sprach der letztere damit nicht allein seine Anschauung, sondern die der großen Mehrheit seiner Landsleute aus. Was für Personen er indeß darunter verstand und weshalb er in den ihnen zugefügten Gewaltthaten kein Unrecht sah, wurde mir nicht deutlich, oder er enthielt sich wohl einer klaren Kundgabe darüber.

Dagegen erzählte er viel mir vollkommen Fremdes, was er als Knabe miterlebt, besonders von dem Auftreten der Cholera in Siracosa und auf ganz Sicilien im Jahre 1837. Wohl fast hunderttausend Menschen hatte sie damals in kurzer Zeit von der Insel weggerafft und einen Aufruhr in der Stadt verursacht, weil die Bevölkerung geglaubt, die napolitanische Regierung habe die Brunnen und Nahrungsmittel vergiftet. Nach der Darstellung Majo's erschien es kaum zweifelhaft, daß sie dies wirklich gethan. Viele, der wild aufgeregten Masse Verdächtige, besonders Aerzte und Beamte, unter ihnen der königliche Intendant selbst, waren ermordet, verbrannt, lebendig begraben worden. Waffenmacht, die endlich den Aufstand niedergeworfen, hatte seine Hauptanführer auf's Grausamste hingerichtet und ein Decret zur Strafe die Intendantur nach Noto verlegt, von wo Siracosa sie erst vor einigen Jahren zurückerhalten. Der Bericht eröffnete mir einen Ein-

blick in die jäh entzündbare, blindgläubige Natur der Sicilianer; selbst mein sonst in Vielem sich klug=verständlich erweisender Betturin stand unverkennbar unter dem Wahn des von der Regierung beabsichtigten Giftmordes befangen.

Noch ein Wort, das mich aus dem Munde des Intendanten unverständlich berührt hatte, seine eingeschobene Aeußerung am Schluß: „wenn ich noch hier sein sollte“, ward mir dadurch in Erinnerung gebracht, und ich erkundigte mich bei Maso, ob er etwa glaube, daß abermals eine baldige Fortverlegung der königlichen Intendantur von Siracosa im Werk sei. Der Befragte wandte mit einem kurzen Nuck den Kopf und erwiderte: „Chi lo sa, signor!“ Nachjüngend und die Oberlippe zu einem Lachen über die weißblitzenden Zähne aufschürzend, sagte er: „Immer bleibt ein Mensch nicht an derselben Stelle — zum Beispiel, wenn er stirbt, muß er von ihr fort — so wird auch der Intendant Siracosa wohl einmal verlassen.“ Zugleich mit dem letzten Wort sprang er vom Sitz ab, denn der Weg hob sich steiler, und nebenhergehend sang er eine Stanze, die ich damals nur zum Theil verstand. Doch später lernte ich sie als ein sicilianisches Volkslied kennen, dessen Inhalt lautete:

„Hochher seh' ich einen Adler fliegen,
Nur einen Flügel weist er dar
Voll von Demanten und Rubinen;
Wie der Abend kommt, noch glänzt er klar.
Könige wollten ihn fangen und Prinzen;
Umsonst, er hat auf sie nicht gehört.
Da pfeif' ich, da kommt er niedergeschossen,
Denn ich bin es, dem er gehört!“

Wir waren schon eine Zeitlang aus der Ebene von Siracosa in's Gebirge eingetreten, dessen Hauptzug, von Südost nach Nordwesten verlaufend, der großen Bergkette angehört, welche die ganze Insel durchquert, sie in eine nördliche und südliche Hälfte zertrennt. Von apenninischem Charakter, stieg es grau, öde, völlig waldblos, mit nacktem Rücken und Felsstürzen vor mir und um mich auf. Sichtlich hatte seit endloser Zeit absolute Regenlosigkeit geherrscht, denn alle Wasserläufe waren vollständig bis auf den letzten Tropfen ausgedörrt, doch an deren breiten Geröllbetten erkannte man, daß sie bei plötzlichen Gewitterstürzen zu Zeiten, jäh anschwellend, mit verheerender Wucht aus der Höhe herabbrechen mußten. Hin und wieder einmal suchten ein paar Schafe und Ziegen nach ärmlichem Halmwuchs, den Insassen eines an die Steinwand gelehnten, von dieser kaum unterscheidbaren halbverfallenen Bau's gehörend.

Nirgendwo ein freudiges Grün, doch was mich mehr befremdete, auch kaum ab und zu ein Zeichen von Bodenkultur, einer im Sommer eingebrachten Ernte. Ich wußte, daß Sicilien in alter Zeit die Kornkammer Roms geheißen, vorzüglich wegen seines Weizens berühmt gewesen, und wir waren drunten über trefflich zum Ackerbau geeignete Niederungen gekommen. Aber augenscheinlich lag auch der benutzbare Boden zumeist brach und verwildert, als ob die Kräfte zu seiner Bearbeitung mangelten. Das, wußte ich wieder, traf nicht zu, wenigstens an den Küstenrändern waren die Gegenden dicht bevölkert. Ich richtete eine Frage an Maso, weshalb die Feldstücke un bebaut seien; er zuckte kurz mit dem Blick drüberhinstreifend, die Achsel und erwiderte lakonisch: „Le tasse ed imposte.“ Aus einem, mir nicht verständlich werdenden Nachsatz klangen die Worte: „i grandi possidenti“; schließlich gelangte ich dahin, mir den Sinn seiner Antwort zu erläutern. Die Eigenthümer bewirthschafteten ihre Aecker nicht, weil sie dafür vom Staat geforderte unerschwinglich hohe Steuern und Abgaben nicht entrichten konnten; andererseits bestand der weitüberwiegende Theil des Grund und Bodens in Latifundien der „todten Hand“ von Klöstern und Kirchen und einer kleinen

Zahl von hochadligen Großgrundbesitzern, die nicht auf dem Lande, sondern in Palermo und Neapel lebten, um an dem königlichen Hofhalt oder dem des sicilischen Statthalters theilzunehmen. Aus der Miene meines Beggefährten rührte mich ein Verständniß an, jene, überhaupt die adligen Grundeigenthümer möchten die Leute sein, deren Veraubung er Pietro Castaletto keineswegs zum Verbrechen anrechnete.

Noch etwas Anderes drängte sich mir bei'm Ueberblicken der von uns durchzogenen Landschaft auf. Alles, was sie an öffentlichen Verkehrsmitteln darbot, befand sich in einem Zustande, der sich kaum noch als Verwahrlosung bezeichnen ließ. Es gab keine Brücken oder wenigstens nur unbenutzbar zerfallene Ueberreste von ehemals gewesenen, die von wilden Naturkräften zertrümmert und nicht wieder hergestellt worden waren. Der Wagen mußte sich seinen Durchgang durch das Gebüsch eines nicht selten wohl über tausend Fuß breiten Flußbettes mühsam suchen, und wenn er dies überquert hatte, gewann er kaum besseren Boden unter sich. Das, worauf wir fuhren, war überhaupt nicht Straße zu heißen, oft nicht einmal Weg. Ein solcher mochte hier geführt haben, doch auch er lag sichtlich seit langer Zeit gleich den Brücken in Verfall und Verwilderung.

Offenbar war keine sorgende Hand einer Behörde über ihm, die Regierung, der Staat bekümmerten sich nicht um eine Gefahrlosigkeit und Möglichkeit des Verkehrs zwischen den Ortschaften im Innern der Insel.

Nach einer Weile klang mir wieder einmal eine Aeußerung des Intendanten im Ohr nach, „er hoffe, daß ich ohne zerbrochene Gliedmaßen an mein Ziel gelangen werde“. Diese Aussicht schien sich mir mit jeder Minute mehr zu verringern, und da auch heile Arme und Beine, von den Halswirbeln nicht zu sprechen, eine nothwendige Vorbedingung des Erfolgs meiner Aufgabe bildeten, stieg ich ebenfalls von dem Curricolo ab und ging mit Maso, der dies merkbar als das Naturgemäße ansah, neben dem kreischenden und knackenden Gefährt her.

* * *

*

So forderte die in der Luftlinie etwa zehn Meilen betragende Entfernung bis zu meinem Ziel langen Zeitaufwand; ich hätte es von der Südküste aus vielleicht auf kürzerem Weg erreichen können, doch es ging kein Schiff dorthin, da sie keinen Hafen besaß, denn der des alten Gela, des gegenwärtigen Terranova nahm

an der allgemeinen Verwahrlosung auf Sicilien theil. Wir mußten zweimal übernachten, und ich lernte dadurch die Art, in welcher die Insel bewohnt wurde, kennen. Weitefte Strecken zeigten sich vollkommen häuserlos, wie eine leere Wildniß; dann erhob sich einmal über einer Höhe ein beträchtlicher Haufen amphitheatralisch ansteigender platter, grauer Dächer, eine bevölkerungsreichere Ortschaft bildend, als die Debe umher vernuthen ließ. So wiederholte es sich mehrfach, Fortpflanzung ältester Ueberlieferung kundgebend, von Zuständen, unter denen nur die Ringmauer Schutz gegen Ueberfall, Raub und Gewaltthat geboten hatte; daß die Barbareßen solche von der afrikanischen Küste her häufig ausgeübt, lebte noch im Gedächtniß der bejahrten Leute. In diesen Städten bildete die Erscheinung eines blondhaarigen und helläugigen Deutschen etwas noch nie Gesehenes; gaffend drängten die Weiber und Kinder sich vor der Thür der Trattoria, in der ich Unterkommen fand. Armseligste Wirthschaften waren es stets, rohen Aussehens, unfreundlich und unsauber wie alle Häuser, Straßen und Plätze der Orte, mehr düstren, verrauchten Höhlen als von Menschen bewohnten Räumen ähnlich; es bedurfte stark nagenden Hungers, um die überreich in fettem Del gebackenen,

meistens unheimlich anmuthenden Speisen zum Mund zu bringen. Nur der Wein, obwohl von sorglofester, schlechter Behandlung zeugend, hehlte doch die Mitgift seiner feurigen Sonnennahrung nicht und bot da und dort ein wirkliches, wohlſchmeckendes, allerdings auch nicht zu entbehrendes Labſal. Sein durch die außerordentliche Reichhaltigkeit der Rebplantagen bedingter, kaum neunenswerther billiger Preis ermöglichte auch den Aermſten ſeinen Genuß, ſo daß ich mich am Abend ſtets von einer aus groben Gläſern trinkenden Geſellſchaft umgeben ſah. Im Allgemeinen that dieſe, als ob ſie mich nicht beachte, doch empfand ich manchmal von den Seiten her die Blicke auf mich gerichtet und nahm wahr, daß Maſo oftmals um Auskunſt über mich und den Zweck meines Hierſeins angegangen ward. Die Unterhaltung der Leute klang äußerſt lebendig, ohne in Gelärm auszuarten; ſie ſchien ſich in erregter Weiſe faſt immer auf die nämlichen Gegenſtände zu richten, doch war die Sprache ſo ſchnell und noch mehr als an der Küſte dialektiſch gefärbt, daß mir nur wenig von dem Inhalt der Geſpräche aufzufaſſen gelang. Auch regten die in meiner Nähe Sitzenden mir den Eindruck, ſich in Rede und Antwort mehr zurückzuhalten; Maſo beſtätigte mir dieſe

Wahrnehmung, die ich zu machen geglaubt, ich werde von ihnen wegen der Farbe meines Haars und meiner Augen für einen Schweizer gehalten. Aus der Betonung klang unverkennbar, daß diese Landsmannschaft hier nicht hoch in der Schätzung stehe, warum, begriff ich nicht und brachte es auch durch eine Frage nicht heraus. Schließlich gab ich etwas verdrossen zurück: „Sagt ihnen, daß ich un Tedesco sei!“ Aber mit dem Wort verband Maso keine Vorstellung, oder wenigstens nur eine wunderliche. Nach einigem Nachsinnen erwiderte er: „Un Austriaco?“ Und er setzte, den Kopf schüttelnd, hinzu: „Wenn Ihr das seid, Signor, so ist's nicht Eure Schuld, aber ich will es ihnen lieber nicht kundthun. Da bleibt's immer noch besser, daß Ihr als un Svizzero geltet.“ Was es mit diesen Nationalitätsfragen zu bedeuten hatte, konnte ich nicht ergründen, doch das Behagen Maso's ließ nicht in Zweifel, er meine es gut mit mir.

Wir befanden uns auf einer ziemlich beträchtlichen Hochfläche, waren lange dem diese mit höchstem Gipfel beherrschenden Monte Lauro entgegengezogen und ließen ihn jetzt uns zur Rechten. Sein Name wies darauf hin, daß er in früheren Zeiten muthmaßlich einmal von Bastardlorbeer — der echte heißt italienisch alloro

— überwachsen gewesen sei; gegenwärtig war er, bis auf ein paar verstreute kleine Flecken von Macchien, dem undurchdringlichen, niedrigen Gestrüpp dichtverwachsener, immergrüner Gesträuche, völlig nackt und kahl. Doch gingen nach allen Richtungen von ihm tief in den Boden eingeschnittene, wilde Schründen aus, zahllose Höhlungen enthaltend, von deren Gewölbedecken große Kalkinterbildungen herabhingen, ein kühlender, feuchter Luftzug wehte uns aus ihnen an. Das Gebirge bestand aus Muschelkalk mit grauweißen Auflagerungen späterer Kalkformationen, dazwischen machte sich von unten heraufgedrungenes dunkles vulkanisches Gestein bemerklich; trotz der langen Sommerdürre sickerte es hier überall, fand sich zu Quellen zusammen und rauschte über Abstürze, oft drunten wieder im Felssinnern verschwindend, zur Tiefe. Sichtlich bot das Gebiet des Monte Lauro mit seinen unendlichen Zerklüftungen ein reiches Wasserreservoir, das die um ihn her niemals ganz austrocknenden Bäche speiste und auch die Leitung zum alten Syrakus ermöglicht hatte. Ein ebenso geologisch eigenartiges, wie für den Blick pittoresk-fremdartiges, von gähnenden Schründen zerrissenes Bergland war's, über das unser Maulthier mühsam Schritt um Schritt den Karrenwagen fortzuschleppte. Von

Stunde zu Stunde faßte mich stärker das Gefühl an, zum Endrande der Welt zu gelangen, von wo ich keinen Rückweg nach Siracosa, geschweige denn zur deutschen Heimath wiederfinde.

So betraf es mich schließlich am Nachmittage des dritten Wandertages mit einer plötzlichen Ueberraschung, als unerwartet mein Führer von einer einsamen Höhe hinunterwies, das sei Th—e, und fast ungläubig folgte mein Blick seiner Handdeutung; ich hatte nicht mehr gedacht, wirklich jemals dorthin zu kommen. Aber da lag es in der That, etwa eine halbe Stunde noch entfernt, vor oder vielmehr unter mir, ein großer, grauer Dächerhaufen, dem der andern Orte gleich, die wir unterwegs angetroffen. Nur erhob es sich nicht von einem Bergkegel oder -Rücken, sondern streckte sich nur vom Rande eines solchen auf eine Fläche hinunter, die mit einem grünen Ueberzug auf den ersten Hinblick die Muthmaßung einer Versumpfung wahrrief. Das mannigfach zerschrundete Terrain umher erklärte vielleicht, wie die Stadt zu dieser in Sicilien außergewöhnlichen Lage gerathen sei, sie hatte keinen andern Raum für ihre Ausdehnung gefunden. Und sie war von nicht unbeträchtlichem Umfang; nach den Schätzungen, die ich anstellen gelernt, mußte ihre Einwohnerzahl an Zehntausend hinanreichen.

Eins erschien mir zunächst unverständlich, wie der Ort an mangelnder Zufuhr eines gesunden Wassers leiden könne, denn neben der Stelle, an der ich seiner zuerst ansichtig ward, schoß vom Monte Lauro her durch ausgewaschenes Kinnfal ein kraftvoller Bach mir zu Füßen fort. Aber schon um einige Duzend Schritte weiter erkannte ich seine Nichtbenutzbarkeit, denn, über ein Geflupp abschäumend, verschwand er, von Bodenhöhlungen aufgesogen, spurlos in der Tiefe. Und nun gewahrte ich auch, daß weiterhin ein sperrender Felsgrat gleich einem Riegel jede Möglichkeit einer Zuleitung ausschloß; hinzu kam noch, daß in der Umgebung der Stadt durcheinander aufgeworfener Basalt und Diorit das Kalkgestein völlig verdrängt hatten. Sie befand sich allerdings von einer natürlichen Wasserversorgung aus dem Reichthum des hohen Gebirgs her hilflos abgeschnitten.

* * *

*

Trotz der Größe des Ortes erregte er beim Eintritt in nichts einen vornehmeren oder ansprecheren Eindruck, als die übrigen von mir gesehenen Landstädte. Er war enggassig und dumpfluftig, von schlechten Ge-

rüchen angefüllt, schmutzig und verkommen, wie jene; die Vorstellung, in einer dieser Straßen für ein halbes Jahr oder länger zu hausen, fiel fast allen Sinnen gleich unmöglich. Die überwiegend fahlgelbliche Gesichtsfarbe der Bewohner, besonders der draußen in der Niederung arbeitenden Männer, doch auch vieler Frauen und Kinder schon sprach vom Sumpffieber; die Augen lagen tief, oft unheimlich in den Höhlungen. Was vorauszusehen gewesen, es gab keine Brunnen; das Wasser ward während der Regenmonate in Cisternen gesammelt und zur trocknen Jahreszeit aus den stagnirenden Gräben und Lachen der schwammigen Niederung geschöpft. Aus der alten Geschichte kamen mir Belagerungen von Syrakus sowohl durch die Athener wie durch die Carthager in Erinnerung, wo mehrfach die Heere durch die Sumpfspeft vollständig aufgerieben worden waren.

Auch die einzige Locanda des Orts, in der ich Quartier nahm, glich in Allem genau den mir bisher bekannt gewordenen, in der Unsauberkeit, der Speis Zubereitung, dem Wein und der mich umgebenden Gesellschaft. Der letzteren las ich anfänglich das nämliche Mißtrauen gegen mich aus den Mienen ab; man zog sich von meinem Tisch seitwärts zurück und redete in

meiner Nähe mit gedämpfter Stimme. Doch dann mischte sich ein von Maso gewecktes Interesse an mir ein. Er hatte den Zweck meiner Hierherkunft kundgegeben; ich hörte, daß er, auf's Lebhafteste dazu gestikulirend, mit überschwänglicher Lobpreisung von mir als dem größten lebenden Sachverständigen in der Anlage von Wasserleitungen sprach, der den Auftrag der Regierung in Napoli nur aus Menschenfreundlichkeit und Theilnahme für Ch—e übernommen habe. Allerdings sei ich ein Svizzero, doch von ganz anderer Art und einer, der wieder gutmache, was Tausende meiner Landsleute verbrächen. Er „legte sich so in's Zeug“ für mich, daß die Wirkung sich bald auf allen Gesichtern und in verändertem Benehmen gegen mich offenbarte. Der Dienst, den ich der Stadt leisten wollte, leuchtete Allen als von oberster Wichtigkeit für ihre Weiterexistenz ein, und mich berührte zum erstenmal eine bald zu deutlicher Erkenntniß anwachsende Empfindung, meine einzige nicht wohlaufgenommene Empfehlungsmitgift bestehe darin, daß ich von der Regierung mit der Ausführung meiner Aufgabe beauftragt worden sei. Aber dem, was darin Ungünstiges für mich verborgen sein mußte, bemühte Maso sich augenscheinlich mit allen Kräften und

merklichstem Erfolg zu meinem Vortheil entgegenzuwirken.

Am nächsten Morgen nahm er Abschied von mir, um nach Siracosa zurückzukehren. Ich belohnte ihn reichlich über den vorbedungenen Preis; er zeigte aufrichtige Freude darüber und augenscheinlich weniger über den unverhofften Gewinn, als wegen meiner sich darin für ihn aussprechenden freundlichen Gesinnung. Die drei gemeinsamen Reisetage hatten mich sehr an ihn gewöhnt und ihm mein volles Vertrauen zugewendet; es fiel mir schwer, ihn entbehren zu sollen, ich reichte ihm fast mit einem Gefühl die Hand, als ob ein Freund mich in wilder Fremde verlasse. Als Letztes sagte er: „Es wird Euch nichts Uebles hier zustoßen, Don Gerardo, aber damit nichts an Euch komme, tragt dieß abitino auf der Brust und versprecht mir, es nicht anders zu öffnen, als falls Ihr in eine Gefahr gerathen solltet.“ Abitino ist die bräuchliche sicilianische Benennung eines kleinen Lederfäschchens mit einem Madonnen- oder Heiligenbildchen darin, das man an einer Schnur um den Hals trägt. Ein solches winziges Fäschchen überreichte Maso mir zu seinen Worten als Gegengabe für meine ihm bewährte offene Hand; ich unterdrückte ein Lächeln des ‚eretico‘ über

sein Geschenk, dankte ihm und gelobte, nach seiner Anweisung zu handeln, da ich wußte, daß ein Amuleto, wenn man es öffne, von seiner Wunderkraft einbüße. Dann klirrte das Schellenbehänge seines Maultthiers davon, und er wanderte neben seinem Curricolo den beinah weglosen Abhang, von dem wir gestern herabgekommen, wieder hinan. Ihm nachschauend, wie er noch einmal zurückwinkte, stand ich einige Augenblicke, wie ein aus einem sonderbaren Traum zur Bejinnung Gelangender. Da lag unter der zerklüfteten, heißflimmernden Bergwand die Stadt mit ihren maurischen Kirchenkuppeln aus den Tagen des zweiten Hohenstaufenkaisers Friedrich und ihren heutigen fiebergelben Gesichtern vor mir, Alles so sonderbar und unbekannt aussehend, wie sonst nur ein Traum es mit sich bringt. Ein einsamer Fremdling stand ich dazwischen, in der That von meinem letzten Hülfsgenossen mir allein überlassen; es war ein wunderliches Unterfangen, zu dem mich eine bedachtlose jugendliche Neckheit verführt.

Doch das ganz auf sich selbst Angewiesensein bringt auch etwas Muth- und Kraftstärkendes mit sich, und ich ließ die Empfindung, die mich beschleichen wollte, keine Macht gewinnen, sondern begab mich sogleich zu

dem Sindaco oder Podestá der Stadt, ihm officiell mein Eintreffen und meine Bestallung von der Regierung anzuzeigen. Die Begegnung machte zunächst beinahe einen komischen Eindruck; das städtische Oberhaupt empfing mich nur mit Hemd und Hose bekleidet, sah mich ziemlich verduzt an und noch mehr das ihm von mir dargebotene Beglaubigungsschreiben des Intendanten, das er dann eine Weile mit großer Aufmerksamkeit zu studiren schien. Doch schließlich vermurmelte er etwas, seine Augen seien in letzter Zeit sehr angegriffen, er reichte das Schriftstück einem in der Ecke an einem mit Dintensaß und Papier bedeckten Tisch setzhaften Factotum und beauftragte dies, ihm das Document vorzulesen. Im ersten Augenblick meinte ich, daß ein mir aufsteigender Verdacht nur ein possenhafter Einfall sei, aber der Weiterverlauf ließ keinen Zweifel über seine thatsächliche Richtigkeit; der Herr Bürgermeister war, wie etwa neunundneunzig vom Hundert unter seinen Landsleuten, in der Wissenschaft des Lesens nicht bewandert. Was für ein Gewerbe, ob Ackerbau, ein Handwerk oder die Kundenbedienung in einer ‚pizzigheria‘ er sonst betreiben mochte, wenn er sein ‚municipio‘ verlassen, ist mir nie bekannt geworden; soweit das Heil der Stadt von der Fähigkeit

des Lesens und Schreibens abhing, beruhte es ausschließlich auf seinem, an Aussehen einem vollkommensten Landstrolch ähnelnden ‚cancelliere‘, der, Gott mochte wissen auf welche wunderbare Weise, zu jenen beiden seltenen Kunstfertigkeiten gerathen war. Doch im mündlichen Verfahren erwies der Podesta sich keineswegs von einfältiger Natur, sondern in doppelter Beziehung durchaus „praktisch“ — als ‚pratico‘ nach der landesüblichen Bezeichnung. Er beschwerte sich mit lebhafter Klageführung, daß die Regierung die blutarme Stadt zur Anlage einer kostspieligen Wasserleitung nöthigen wolle und nur einen verschwindend geringfügigen Beitrag dazu liefere; in Wirklichkeit verhielt es sich allerdings ziemlich umgekehrt, aber er hoffte merkbar durch sein lautes ‚lamento‘ den unbeträchtlichen Zuschuß der Gemeinde noch niedriger herabzudrücken, jedenfalls war's eines solchen Versuches werth. Dabei indeß konnte ein Flimmern in seinen Augen nicht die freudigste Befriedigung verhehlen, daß es in der That zu dieser allerwichtigsten Herstellung für den Ort komme, und ich fühlte, er würde mich mit allen zehn Fingern festgehalten haben, wenn ich Miene gezeigt hätte, mich durch seine Wehklagen abschrecken zu lassen und unverrichteter Sache wieder abzureisen. Nach allgemein italie-

3*

nischer Art mußte nur erst das Probiren eines Abhandeln's erledigt sein. Als ich ihm achselzuckend versichert hatte, daß mir in dieser Richtung keinerlei Einfluß möglich sei, schlug seine praktische Verständigkeit sofort die entgegengesetzte Richtung ein, mich zu raschmöglicher Ausführung meines Werks anzuspornen und mir jede Unterstützung dabei zuzusichern. Daß diese Verheißung nicht aus leeren Worten bestehe, bewährte schon der Verlauf des Tages, an dem er mit größtem Eifer eine Anzahl der geschicktesten und intelligentesten älteren und jungen Männer der Stadt, über die ich in der Folge nie zu klagen hatte, als Hülfсарbeiter für mich zusammenbrachte. Meine fremde Nationalität schien er nicht weiter zu beachten, noch von ihr in Verwunderung gesetzt zu sein; ich bildete ein dienliches Werkzeug für die billige Befriedigung des obersten Bedürfnisses seiner Stadt, und der „praktische“ Sicilianer nahm begierig den dargebotenen Vortheil ohne Ansehen der Hand, aus welcher dieser ihr zu theil ward.

* * *

*

Das erste Erforderniß bestand nun in der Auf-
findung nicht zu entfernter und ohne zu großen Kosten-
aufwand für die Leitung benutzbarer Quellen, und die

nächsten Tage vergingen mir unter Umherwanderungen auf den nach Norden in flachem Halbrund aufgestaffelten Berg-
höhen, wie genauestem Studium der vielfältigst wech-
selnden Bodenbeschaffenheit. Das Ergebniß war ein
äußerst interessantes und zugleich überraschend zufrie-
denstellendes. Eine Stunde oberhalb des Ortes zeigte
sich das Kalkgebirge in merkwürdigster Weise von Ero-
sionen durchnagt, die von ehemaligen Wasserdurchbrüchen
verursacht worden; doch waren diese, vermuthlich durch
Erderschütterungen, wieder verworfen worden, die Rinnen
lagen jetzt trocken, und die Zuströmungen nahmen
irgendwo unsichtbar ihren Verlauf unterirdisch in Aus-
höhungen der Tiefe. Es galt offenbar eine solche
Wasserader ausfindig zu machen, die, nicht zu tief ge-
legen, sich durch den Fels anbohren lasse; am dritten
Tage wurde meine unausgesetzt eifrige Nachspürung über
alles Erwarten belohnt. Eine weite Hochmulde zeigte
sich mit Thon und Gips ausgefüllt, in denen da und
dort kleine, trichterförmig eingefressene Löcher ein sich
Hineindrängen und Versickern der fallenden Regenmassen
kundgaben. Diese mußten also dort nach unten in
einem gelockerten Boden verschwinden, wie der letztere
sich auch herausstellte, denn es gelang mir, an mehreren
Stellen meinen Stock mit der scharfen Eisenspitze seiner

ganzen Länge nach in die weiche Masse hinunterzustoßen. Aber dann fuhr ich einmal fast erschrocken zurück. Bei einem derartigen Versuch spritzte plötzlich etwas hell in der Sonne Flimmerndes um den Stock auf, und wie ich diesen zurückzog, quoll ihm aus dem Bohrloch ein Gequirl nach, das sich hurtig zu einem kleinen Springquell umwandelte. Unverkennbar durchbrach eine Wasserströmung drunten das Kalkgestein, dem die Thonschicht aufgelagert war, verlief unter dieser, wieder in andere Zerklüftungen niedertauchend, fort, und durch glücklichen Zufall hatte mein Stock, einer Wünschelrute gleich, gerade den richtigen Fleck getroffen. Unter meinen Füßen grub sich's, rinnend, rieselnd und plätschernd, schon ein kleines Rinnsel durch den weichen Boden; mein Ohr hatte noch nie im Leben eine so liebliche Musik vernommen, ich glaube, daß mein Mund sie mit einem lauten Jubelruf begleitet hat. In einem Zustande halber Betäubung ließ ich, an den erhöhten Rand der kraterartigen Mulde zurückgeilt, den Blick von ihr zur Stadt hinunterfliegen. Mannigfache Schründen durchklüfteten allerdings die Abfertung bis dorthin, auch einige breite; doch meine Sinne zu einer Berechnung zusammenfassend, überzeugte ich mich, daß keine Tunnelbohrungen und sogar mit zwei Ausnahmen

keine allzukostspieligen Aquäductbauten erforderlich sein würden, um das Wasser größtentheils in einer einfachen Rohrleitung an sein Ziel zu befördern. Die Empfindung, mit der ich den Rückweg einschlug, hatten meine Lebensstage vorher mir noch nicht gebracht; sie mochte Aehnlichkeit mit der Vorbereitung eines Offiziers auf eine Schlacht, die das Gefühl bereits als gewonnen erkennt, besitzen. Immer mehr beschleunigten Schritte begab ich mich abwärts, den Podesta und meinen Arbeitern Nachricht von meinem Fund zu geben und Weisungen für die Inangriffnahme unsrer Thätigkeit schon am nächsten Morgen zu ertheilen.

So gestaltete der Anfang sich mir schnell in erfreulicher Weise; minder beglückt dagegen war ich durch meine jämmerliche Behausung in der Locanda, wo üble Gerüche, Schmutz, Ungeziefer aller Art und vor allem die unerträglichste Plage italienischer Wirthschaften, myriadenhafte Schwärme von Stubenfliegen mir den Aufenthalt vollständig verleideten; vor der unterlassenen Ueberspülung von ihnen war kein Essen und Trinken, kein Denken, Arbeiten und Schlafen möglich. Es stand fest bei mir, um jeden Preis eine andere Wohnung zu beziehen, wenn es sein könne außerhalb des schlechtluftigen Stadtbezirks, und nach-

dem ich die wichtigste Entdeckung der Quelle gemacht, richtete ich mein Augenmerk auf einige kleine „Tenuten“, die sich in der Richtung nach ihr auseinandergestreut am Berghang emporzogen. Mit überraschender Zuverlässigkeit begünstigte das Glück mich abermals; ich fand in einem der ländlichen Gehöfte den Besitzer erbötig, mir einen unbenutzten, allerdings völlig kahlen, aber hellen und frischluftigen Zimmerraum zu überlassen; für meine Nahrung wollte die Frau des contadino, so weit es ihr möglich fiel, mit Brod, Eiern, Früchten, Gemüsen, eigenem Wein und dann und wann einem Geflügel sorgen. Der Anreiz zur Fleischkost vermindert sich, wenigstens während der heißen Jahreszeit, in Süditalien außerordentlich, und wenn er mir kam, konnte ich ihn immer drunten in einer Trattorie befriedigen; die beiden noch in jüngerem Alter stehenden Landleute stößten volles Vertrauen ein, auch ihre schwarzhaarigen, fast nackt umherlaufenden Kleinen boten einen wenn auch dem deutschen Auge fremdartigen, doch netten Anblick. So schloß ich rasch den Vertrag ab, ging sogleich an's Werk, mir eine landbräuchliche eiserne Bettstatt zusammen mit einigen nothwendigsten groben Möbeln und Einrichtungsstücken anzuschaffen, und der andere Tag sah mich bereits höchst befriedigt in meine

neue Stube eingezogen. Der Gegensatz zu meiner vorherigen Umgebung in der Locanda war groß; rundhin rahmten alte, silbergraue Oliven das ärmliche Gehöft ein, Mandelbäume, Feigen und die ‚nespola‘, die japanische Mispel mit ihren köstlich erfrischenden gelben Früchten grüßten überall verheißend den Blick, und zwischen den Stämmen schaukelten sich die ausgespannten Guirlanden von Neben mit schon gelb und röthlich leuchtenden riefigen Blättern. Diese Fruchtbarkeit war über Erwarten, wenn auch der außerordentlich starke Thau niederschlag in Sicilien einigen Ersatz für die sommerliche Trockenheit leistet; doch mir ward die Muthmaßung wach, der Boden bewahre sich eine heimliche Feuchtigkeitsnahrung dadurch, daß unter seiner Mergeldecke eine Lagerung vulkanischen Gesteins dem Verlaufen des Regenwassers ein Hinderniß entgegenstelle. So schien es sich ebenfalls bei den andern umliegenden Landgütern zu verhalten.

Seitwärts von meinem neuen Wohnsitz zog sich eine tief eingerissene, steilrandige Schlucht in den Berg, die nicht überschreitbar war. Doch an ihr entlang emporsteigend kam ich bald zu einer abgerundeten Kuppe hinauf, von der eine wunderbare Rundsicht in die Weite ging. Um mich das öde, wild zerfurchte Gebirg mit dem Monte Lauro als Gipfelhöhe und

Mittelpunkt, daneben, ein wenig zur Linken, hob sich trotz der Entfernung nach Norden mächtig von breiter Basis die Pyramide des Aetna in den Himmel. Unter mir streckte die Stadt sich hin, und etwa fünf Meilen hinter ihr im Südwesten blaute als ein azurenes Band uferlos das mare mediterraneo zur afrikanischen Küste hinüber. Nach abgeschlossener Tagesarbeit kehrte ich zumeist über jene Stelle nach meiner Behausung heim und hielt gern da droben eine Raft, um das letzte Sonnenspiel auf dem Meer auslöschen zu sehen. Die Dämmerung brach rasch herein, um mich tönte nur noch ohne Unterlaß das hundertfältige Geschrell der Cicaden fort, sonst klang weitum kein Laut. Es war wunderbar, dort zu sitzen und zur deutschen Heimat hinüberzudenken. Einmal nickten die Augenlider mir zu, und in meinem Halbtraum glaubte ich das Gejubel von Lerchen über einer grünen Frühlingsfaat zu hören. Aber dann war's das harte, schetternde Gezirp der Cicaden. Mich überlief ein sonderbares Doppelgefühl, ein sehnsuchtsvolles Verlangen mit einem schreckhaft anschauenden Bangen vor meiner Umgebung gepaart, und ich stieg eilig weiter zu meiner Tenuta hinunter.

*

*

*

Dergestalt befand ich mich nun schon seit einem Monat in Gh—e und die Weiterführung meiner Aufgabe nahm erfreulichen Fortgang; die Wasserzufuhr erwies sich mehr als ausreichend, ich hatte noch andre Quellen aufgefunden, durch Rohrabzweigungen vereinigt, an den beiden Aquäducten ward schon fleißig gemauert, wiederholte Prüfungen ergaben die Richtigkeit aller Vermessungen, und der sichere Erfolg des ganzen Werks stand außer Frage. Nur die Sprache bereitete mir häufig Unannehmlichkeit, Mißverständnisse und daraus entspringende störende Verzögerungen; es blieb mir bei manchen Dingen unmöglich, den Dialekt meiner Leute richtig aufzufassen und ihnen wieder aus meinem Munde die technischen Ausdrücke verständlich zu machen. Ein wechselseitiges genaues Begreifen hätte fraglos die Arbeit schneller gefördert, mir viel Mühe der stätigen Ueberwachung gespart. Doch ließ sich dem Mangel nicht abhelfen: wesentlich lag die Schuld an der Ungelenkigkeit meiner Zunge und Kehle, die Worte in der mundartlich entsprechenden Klangfarbe herauszubringen, und Jemanden, der mich darin belehrt hätte, gab es im Städtchen nicht. Es ging mir eben wie Jedem, der mit theoretischer Sprachkundigkeit nach Süditalien auf's Land gelangt, die Praxis

verjagte nur zu oft in höchst unliebsamer Weise. Besonders die schnell gesprochenen Gerundbiformen mit ihren Suffixen machten mir beim Verstehensollen viel zu schaffen.

Das mußte indeß, so gut oder schlecht es ging, überwunden werden, doch bei einem andern, einem menschlichen Mangel fiel dies auf die Dauer noch schwerer. Ich war an jedem Morgen beim Aufwachen nicht nur immer noch über meinen Aufenthaltsort verwundert, sondern ein Gemüthsdruck, der langsam an mich heranzuschleichen begonnen, verstärkte sich mit jedem Tag. Die Abschiedsworte des Intendanten hatten mich freilich auf viel Längeweile vorbereitet und mir zugleich indirect eine Warnung ertheilt, mich nicht um die Mädchen und Frauen im Ort zu bekümmern. Diese Mahnung war durchaus unnöthig gewesen; zwar zeichnete, im Gegensatz zu Neapel, das weibliche Geschlecht sich hier vielfach durch wirklich schöne Gestalt und Gesichtsbildung aus, doch meiner Natur war es völlig fremd und unbegreiflich, wie ein Deutscher sich ernstlich in eine Italienerin verlieben könne. Die Augen mochten ein künstlerisch-ästhetisches Gefallen an ihr finden, für das Herz, das Gemüth, wie man es benennen will, fehlte Allen gleichmäßig das Innerliche, ein sich auch im Außern kund-

gebender und dies·verklärender seelischer Reiz, ohne den ein Erwachen von Liebe oder auch nur einer Zuneigung mir nicht denkbar fiel. Die funkelnden heißen Augensterne der Sicilianerinnen ließen mich vollkommen gleichgültig und kalt; ich konnte ihre Schönheit, die offenbar häufig von griechischem und sarazenischem Blut herstammte, bewundern, aber nur gleich der eines Marmorbildes oder des Gemäldes einer orientalischen Haremsfavoritin. Keine Regung, kein Wunsch der Annäherung erfaßte mich daraus; keine Brücke führte mein Gefühl zu ihnen hinüber.

Gleich anregungslos aber war der Verkehr, den ich mit dem männlichen Theil der Bevölkerung pflog, und der sich darauf beschränkte, daß ich täglich eine halbe Stunde im Café an der Piazza verbrachte. Man betrug sich allgemein durchaus artig gegen mich und schätzte merkbar die von mir erwartete Leistung hoch; von einem Wegrücken aus meiner Nähe war nicht mehr die Rede, ich bildete eine vertraute Erscheinung, Jeder ließ sich bereitwillig auf eine Unterhaltung mit mir ein. Doch solche Gespräche hatten nichts Erwärmendes, fröstelten mich im Gegentheil zweck- und inhaltslos an; es war die kalte Fremde, die mich mit Land und Leuten umgab. Eine Zeitung kam nicht bis hier-

her; die kleinen localen Tagesneuigkeiten, die ich, von Mund zu Mund ausgetauscht, um mich hörte, interessirten mich nicht. Selbst daß Pietro Castaletto einmal in der Nähe von Vicata nächtlich einen vornehmen Großgrundbesitzer überfallen, in's Gebirge weggeschleppt und nur gegen Zahlung von hunderttausend Liren freigegeben hatte, besaß nichts Aufregendes für mich, so lebhaft dies Ereigniß die um mich Sitzenden auch beschäftigte. Sie redeten eifrigst von einer Klasse, in die das große Lösegeld geflossen sei, wie anzunehmen war, derjenigen der Räuberbande, deren Oberhaupt er bildete. Deutlich empfand ich nur, daß niemand deshalb einen Stein auf ihn warf; einige Carabinieri von der kleinen Truppe, die zur Aufrechthaltung der Sicherheit in der Stadt lag, waren anwesend; sie enthielten sich eigner Aeußerungen, doch es weckte fast den Anschein, als ob sie innerlich mit der Erpressung durch den „Bravo“ sympathisirten.

Tag für Tag klangen so nur italienische Laute um mich, das Fremdgefühl, das sie über mich mit sich brachten, cummulirte immer mehr, wuchs zu einer Angst in mir an, daß ich nie im Leben wieder eine deutsche Stimme hören würde. Ich stand ein paarmal im Begriff, das Gewehr in den Graben zu werfen und heim-

lich von meinem unvollendeten, jedenfalls noch ein halbes Jahr in Anspruch nehmenden Werke davonzugehen. Ein Schamgefühl, die Voraussicht nachfolgender schwerer Neue hielten mich von der Ausführung ab, aber ich konnte nicht hindern, daß ich täglich mehr von einer trübfinnigen Heimweh-Melancholie überwältigt wurde und meine jugendliche Bedachtlosigkeit, die mich in diese frostig-anstauernde Fremde geführt, verwünschte.

* * *

Inzwischen war in der Bitterung eine vollständige Veränderung vor sich gegangen. Nach einigen am Ende des October eingetretenen überaus heftigen Gewittern hatte die Regenzeit, der Winter Siciliens, begonnen, freilich ohne größere Kälte als die eines kühlen deutschen Sommertags mit sich zu bringen. Keineswegs aber erinnerte das Ganze sonst an die oft wochenlange Trübsal deutscher Regenperioden. Aus schwarzen, tiefhängenden schwarzen Wolken stürzte es täglich eine oder zwei Stunden lang mit unglaublicher Wucht herunter, dann spannte sich in beinahe jähem Uebergang wieder fleckenlos blauer Himmel aus. Niemals schleppte ein Wolkenbruch sich zu trostlosem „Landregen“ fort, und das alte Wort Cicero's, daß die Sonne an jedem Tag auf

Syrakus scheine, bewährte sich noch immer wie vor zwei Jahrtausenden. Dazu war die Wirkung, welche sich dem Auge jetzt überall darbot, nicht die des Winters, sondern die des nordischen Sommereintritts. Wohl bedeckte der Aetna sich mit einer strahlenden weißen Schneekappe, doch aus dem Boden schoß es jetzt, selbst zwischen dem nackten Gestein in kaum faßbarer Hast und Leppigkeit herauf, überkleidete Alles mit frischem Grün und leuchtenden Blüten. Pflanzen und Menschen hatten gleich sehnsüchtig auf diese Erlösung gewartet; die freudigste, herrliche Zeit des Jahres hub an. Die Schnelligkeit, mit der sich Früchte ansetzten und entwickelten, besaß etwas Märchenhaftes. Kurze Wochen zeitigten den Weizen zu mannesohohem Wuchse, Bohnen und Erbsen blühten, die grünen Olivenfrüchte dunkelten sich und verliehen den Bäumen völlig verwandeltes Aussehen, im dunklen Laub begannen die Goldorangen zu glüh'n. Jetzt, wo im Norden Alles unter Eis und Schnee zu erstarren anfing, bereitete dies glückliche Land sich zur reichhaltigen, ihm zweimal vom Jahr gebotenen Ernte. Eigentlich war also demnach immer auch jetzt noch Sicilien kein armes, sondern wie in alten Tagen ein an Korn und Frucht überreiches Land, hätte ein solches wenigstens sein

können, wenn sich ihm die Möglichkeit geboten, seine Bodenerzeugnisse zu verschicken und auf dem Weltmarkt zu verwerthen. Doch dazu gebrach es an Allem; es waren keine befahrbaren Straßen vorhanden, und die Küste im Süden besaß keine Häfen und Landungsplätze, wie in den Zeiten, als Sicilien die Kornkammer Roms gebildet. Immer augenfälliger drängte es sich mir auf, wie grenzenlos die neapolitanische Regierung die Wohlfahrt der schönen Insel, wenigstens im Innern, vernachlässigte, verwahrloste und zu Grunde gehen ließ. Es konnte nicht anders sein, als daß sie eine Saat des Mißtrauens und der Mißachtung gegen sich in die Gemüther austreute.

Noch ein Anderes aber stellte sich mir glänzend wie nie zuvor in seiner Wahrheit heraus, der Spruch des alten Weisen: „*To ἄριστον μὲν ἰδῶρ.*“ Nur der Zauberkraft des Wassers entsprang diese wunderfame Verwandlung todter Fede zu einem prangenden Paradies, und andrerseits war es jetzt schwer zu begreifen, daß die Stadt an jenem ersten Lebensbedürfniß Mangel leiden könne. Ueberall rauschte, strudelte und schäumte es durch die Schluchten und Schründen; aber freilich, nur so lang die Regenzeit anhielt. Mit dem Frühling hörte sie auf, und dann lagen die gegen-

Jensen, Jeneseits der Alpen. 4

wärtig hochangeschwellten Berggewässer wieder für viele Monate mit tropfenlos ausgedörrten Geröllbetten.

Die täglichen Wetterstürze stellen sich fast immer mit genauer Regelmäßigkeit in den ersten Nachmittagsstunden ein, so daß die Arbeit an der Wasserleitung sich danach richten konnte. Eine starke Beeinträchtigung und Verkürzung der sonst ausnutzbaren Zeit war freilich nicht zu vermeiden, denn der Novembertag endete jetzt bereits um fünf Uhr, und es verlohnte bei dem frühen Dämmerungseinbruch nicht, wenn das Gewitter vorübergegangen, noch wieder mit der Thätigkeit anzufangen. So verwendete ich den nach dem Aufhören des Regens noch verbleibenden Helligkeitsrest zu Umherwanderungen auf den Höhen und entdeckte dabei einmal eine Stelle, an der es doch ohne erhebliche Schwierigkeit möglich fiel, auf großem Steingeblock über die Schlucht, die nach Osten meine Umgebung begrenzte, hinwegzugelangen. Auch das Wiederhinaufsteigen an der andern Seite ging überraschend leicht von statten, es schien, daß mein Fuß sich auf einer Art von Pfad bewegte, den Ziegenhirten dann und wann benutzen und ausgetreten haben mochten. Drüben zeigte der Abhang des Berges ebenfalls einige vereinzelte kleine Gehöfte, zwischen ihnen war alles wie von einer lichten grauen

Waldung mit Oliven bedeckt. Die Aussicht gestaltete sich hier etwas verschieden von derjenigen auf meiner Seite der Schlucht; ich stieg aufwärts, um von der Höhe aus umzuschauen. Dichte Macchie übergrünte dort das sich nach Nordwesten weiterziehende Gebirg, es erstreckte sich in eine einsame, weitlere Welt hinaus. Doch nahm ich seitwärts noch eine letzte Tenuta gewahr oder schloß vielmehr auf das Vorhandensein einer solchen, denn ein Gebäude ließ sich nicht erblicken. Aber ein abgezäuntes Grundstück wies darauf hin, daß sich vermuthlich hinter dem dunklen Laub von Johannisbrodbäumen und Steineichen ein Haus berge. Die Lage besaß Absonderes und zog mir den Blick an, so daß ich mich unwillkürlich dort hinüber wandte; ein eigenthümliches, nicht unterscheidbares Gewirr hatte mein Interesse geweckt.

Nun stand ich davor und erkannte, was ich mir von weitem nicht zu deuten vermocht. Wie eine gewaffnete Wildniß erschien's, doch war sie zweifellos von Menschenhand angelegt, eine über doppeltmanneshohe undurchdringlich verflochtene Hecke von Opuntiacactus, dessen aus den dickfleischigen, dichtbestachelten Blättern hervormachsenden großen säuerlichen Früchte eine Lieblingsnahrung des süditalischen Volkes bilden und von

ihm ‚Fighe d’India‘ benannt werden. Gewaltige Aloë-
pflanzen drängten sich dazwischen, trieben zum Theil
haushohe, mastbaumgleiche Blüthenschafte in die Luft;
in solcher Mächtigkeit hatte ich die beiden für die
Küstengegenden Siciliens charakteristisch gewordenen, aus
Amerika eingewanderten Gewächse noch kaum gesehen.
Kein mit künstlicher Strategie hergestellter Pallisaden-
verhau hätte selbst für den Ansturm einer Büffelherde
den Zugang sicherer verrammeln können, als die süd-
liche Triebkraft der Natur es hier zu Stande gebracht.
m Einem Deutschen mußte der Anblick den Wall um
Dornröschens Schloß in’s Gedächtniß rufen, doch wäre
der Königssohn vermuthlich auch mit seinem guten
Schwert durch diesen nicht hindurchgelangt. Der immer-
hin zahme Dornenhag des Märchens war hier in’s
Riesenhafte, phantastisch Wilde ausgeartet.

Das tropenhafte Gigantische dieses ungasflichen Gür-
tels bewundernd, schritt ich daran entlang, um zu sehen,
wie weit er sich forterstrecke, doch als er dann ein
Ende nahm, trat ein anderer, kaum minder festungs-
artiger Abschluß an seine Stelle. Eine natürliche Fels-
wand, ab und zu durch da und dort eingeschichtetes
Bruchgestein ausgebessert, hob sich weit über meiner
Kopfhöhe mauergleich vom Boden; droben wucherten

Feigen, Myrthen und Lorbeer, und blühende Granatbüsche durchstickten die dunkle Laubwand wie mit scharlachrothen Flämmchen. Vom nachmittägigen Regensturz hingen überall noch Wassertropfen daran, in denen sich die Strahlen der untergehenden Sonne mit einem Farbenspiel brachen, daß es ausah, als ob Diamantgewinde von Zweig zu Zweig hinüber aufgehängt seien. Das war noch märchenhafter, als auch die verzauberteste deutsche Wildniß um Dornröschens Schloß es sein konnte; ich stand wie vor einem Traumbild, das lautlos dalag. Nur die unvermeidlichen Cicaden durchschritten auch hier unisono überall die Blätterwände. Durch eine kleine Lücke sah ich jetzt den hellen Schimmer einer Hausmauer im Hintergrunde hervortauschen.

Da kam auf einmal ein Klang aus der Luft, daß mein Kopf in die Höh' flog. Ich mußte in Wirklichkeit bei offenen Augen geträumt haben und sah mit ihnen nun sinnverloren zu der Felswandbrüstung hinauf. Offenbar hatte mich ein trügerisch vom Ohr aufgefaßter Ton einen Moment täuschend über hundert Meilen in die deutsche Heimath entrückt gehabt. Durch die Erinnerung an das Dornröschen-Märchen war wohl meine Einbildungskraft aufgeweckt und erregt worden.

Und doch — unter welchem Zauberbann standen

hier plötzlich meine Sinne? Da hörte ich es abermals — ganz deutlich — von einem hellen Stimmchen singen:

„Klinge, ringe, reihe!
Sind der Kinder zweie,
Sitzen unter'm Myrtenbusch,
Machen beide husch — husch — husch —
Husch!“

Das war kein Traum, nicht nur das Ohr, auch das Auge bezeugte mir's jetzt. Unter dem Laubwerk droben flimmerte in der Abendsonne goldblondes Haar um das schwächliche Köpfchen eines kleinen Mädchens hervor, das ein noch kleineres Geschöpf an beiden Händen hielt und bei dem letzten Ausruf mit sich zum Niederbucken auf den Boden herunterzog. Dazu lachte es nun und rief auf italienisch: „Devi metterti abasso, Cecco!“

Unwillkürlich war ich einige Schritte zurückgetreten, konnte so den Raum über mir besser überblicken und sah jetzt beide Kinder klar erkennbar an der Erde kauern. Sie waren in ihrer Erscheinung so verschieden wie echtes Germanenthum und reinste romanische Rasse. Das Mädchen mochte etwa vier Jahre alt sein, der, den sie Cecco — die übliche Abkürzung von Francesco — genannt, vielleicht anderthalb, doch sichtlich schon

überraschend fest und geschickt auf den Beinen. Unter seinem vollkommen schwarzen Haar trug er bereits scharf ausgeprägte Züge mit leblickenden, schwarzen Augensternen.

Ich staunte noch so ungläubig auf das lebendige Bild vor mir, daß ich halb unbewußt etwas ziemlich Thörichtes hinausrief: „Woher kennst Du das deutsche Kinderlied?“

Dadurch geschah's, daß die Befragte mich jetzt auch wahrnahm. Sie stutzte ein wenig bei meinem Anblick oder wohl mehr wegen meiner Anrede, doch dann versetzte sie unbefangen: „Das spielen wir jeden Tag. Wie kommst Du dahin?“

Ich dachte vergeblich einige Augenblicke nach und wußte zunächst nichts zu erwidern, als: „Du singst es nicht richtig, es heißt: ‚Sind der Kinder dreie.‘“

Doch sie schüttelte verneinend den Kopf: „Nein, wir sind nur zwei.“

„Und ‚sitzen unter'm Holderbusch‘, heißt's,“ fügte ich noch ebenso gedankenabwesend nach.

Sie wiederholte: „Holderbusch? Was ist das?“ Danach indeß schüttelte sie abermals das Köpfchen: „Nein, unter'm Myrtenbusch heißt's, die Mama sagt's und sie weiß es besser als Du.“

Ein reizendes Ding war's, der Sprache nach irgendwoher aus Mitteldeutschland, wohl einer fränkischen Gegend stammend. Das Gesichtchen, den Hals und die bloßen Arme hatte die Sommerglut braun verbrannt, aber trotzdem redete aus der Haut die feine nordische Art in deutlichem Gegensatz zu der südlichgelben ihres kleinen Spielgefährten. „Wohnt der auch mit Dir zusammen im Haus?“ fragte ich unwillkürlich.

„Wen meinst Du?“ antwortete sie, mich nicht gleich verstehend. Doch dann setzte sie hinzu: „Meinst Du Cecco? E mio fratello.“

Es klang eigenthümlich, daß sie das Letzte auf italienisch sagte. Ich erwiderte wohl mit einem Ton von Bewunderung: „Dein Bruder ist's?“ denn sie nickte und wiederholte: „Si signor, è mio fratello.“ Danach fügte sie hinterdrein: „Poverello, er kann nicht deutsch sprechen. Aber ich habe ihn doch lieb und er lernt es von mir.“

„Und wie heißt Du?“ fragte ich.

Sie wollte die Lippen zur Entgegnung aufthun, doch im selben Augenblick kam die Antwort von einer andren Seite, denn aus einiger Entfernung klang ein Ruf: „Gertrud!“ Und da die Gerufene, mit mir beschäftigt, nicht gleich darauf erwiderte, tönte es noch

mals näher: „Gertrud!“ Eine weibliche Stimme war's, hörbar von Unruhe bewegt; das Mädchen rief nun: „Hier sind wir, Mama!“ Zugleich sah ich diese aus dem Buschwerk hervortreten, ihr Gesicht sprach noch lebhaft aus, daß sie sich in Angst um die Kinder befunden habe. Sie mußte nach dieser Richtung sehr leicht erregbar sein, denn das Ausbleiben einer Antwort auf ihren ersten Ruf hatte offenbar hingereicht, sie in eine schreckhafte Besorgniß zu versetzen.

Eine noch junge Frau war's, wenn auch älter schon, als das Vorhandensein des kleinen Mädchens erforderlich machte; ich schätzte sie etwa auf fünf bis sechs Jahre über mein Alter hinaus. Eine gewisse Ähnlichkeit gab sie wohl als die Mutter ihrer Tochter kund, blondes Haar und hellgraue Augen, vielleicht besaß auch die Bildung der Züge manches Gleichartige. Doch im ganzen Eindruck erschien die Kleine weit lieblicher, von einem wunderbaren poetischen Zauber umkleidet; nur die feine, schlanke Gestalt der Frau war sehr schön, hatte noch völlig Mädchenhaftes, und ich erinnerte mich kaum, jemals so schmale, langbefingerte Hände gesehen zu haben. Dagegen fehlte dem Gesicht etwas, ich wußte mir's nicht anders zu benennen, als daß ihm ein eigentlicher, deutlich auffaßbarer Ausdruck

mangelte; bei'm ersten Anblick bedünkte es mich nichts= sagend. Dann traf solche Bezeichnung doch wohl nicht das Richtige, aber der Ausdruck des Gesichtes sagte etwas, was sich nicht verstehen ließ. Ihre Kleidung mischte sich halb aus deutscher Art, halb aus landes= bräuchlicher zusammen und that sofort kund, daß die Trägerin nicht in ländlich=ärmlichen Verhältnissen lebe. Im Zuschnitt von geschmackvoller Einfachheit, bestand das Gewand und der Ueberwurf drüber aus kostbaren Stoffen, wie nur die ersten Kaufläden Palermo sie enthalten mochten. Die ganze Erscheinung stellte mir auf der einsamen Bergtenuta zunächst ein nicht lös= bares Räthsel vor Augen, doch gab ich mich keinem Versuch seiner Aufhellung hin. Eines hielt mir Gehör und Blick vollbewältigend gebannt: deutsche Stimmen tönnten über mir, und unzweifelhaft war die Frau dro= ben eine deutsche Landsmännin.

Beim Erblicken der Kinder beschwichtigte sich jetzt in ihren Augen die Unruhe, allein hastig nach der Hand des Mädchens fassend, sagte sie: „Gertrud weiß doch, daß sie nicht allein nach dieser Seite gehen darf, wo sie von der Felsmauer herunterfallen kann. Was sollte ihre Mama anfangen, wenn sie da drunten läge, sich nicht mehr rühren könnte und nicht nach Haus

käme?“ Hast Du die Mama denn nicht lieb, daß Du sie so erschreckst?“

Mit vorwurfsvoller Zärtlichkeit kam's der Sprecherin vom Munde, während sie sorglich das Kind weiter vom Rand des Absturzes fortzog. Auf den Knaben erstreckte sich ihre Angstlichkeit offenbar nicht in gleicher Weise, obwohl er um so viel jünger und noch unerfahrener war. Sie mußte ihm mehr Bedachtsamkeit zumessen, oder wahrscheinlicher hatte ich doch die Antwort, daß er ein Bruder der Kleinen sei, irrig aufgefaßt; ‚fratello‘ war im Kindesmund muthmaßlich nicht wörtlich zu nehmen, sondern in einer übertragenen Bedeutung als Spielkamerad oder Hausgenosse. Die Frau rief nur kurz: „Cecco, veni qua!“ Der kleine Schwarzkopf drehte sich halb nach ihr um, jedoch ohne zu gehorchen. Eine niedrig hängende Granatblüthe reizte ihn mehr, auf die stapfte er zu, und die Frau begnügte sich damit, zu sehen, daß er bergestalt weiter vom Mauerrand abgerieth. Gertrud dagegen hob jetzt zärtlich die Armechen zu ihrer Mutter auf, sichtlich that's ihr weh, dieser Kummer gemacht zu haben, sie antwortete halb schluchzend: „Sei nicht böß, Mama — ich hab' Dich so lieb — aber der Mann da — er fragte mich, und da bin ich und hab' ihm —“

Die Worte veranlaßten ihre Mutter, zum ersten Mal den Kopf nach der Richtung zu wenden, wo ich mich befand. Ein Stutzen ging durch ihre Augen, wie sie meiner ansichtig ward; ich lüftete zum Gruß meinen Hut und sagte: „Schelten Sie die Kleine nicht, Frau Landsmännin, ich war schuld dran, wenn sie ein Verbot nicht gehalten hat.“

Augenscheinlich stand die Angesprochene von meiner Gegenwart wortlos überrascht und unschlüssig, was sie erwidern oder sonst thun wolle. Eine erste Bewegung von ihr hatte den Anschein erregt, daß sie zunächst von einem Antrieb gefaßt worden, sich stumm abzulehnen und zum Hause davonzugehen. Doch sie folgte dieser Anfangsbewegung nicht nach, sondern behielt die Augen mir mit einem prüfenden Ausdruck entgegengerichtet. Ich hatte das Gefühl, wohl eine Minute lang; es wird kürzer gewesen sein, aber in meiner Empfindung haftete der sonderbare schweigsame Blick unglaublich andauernd auf mir. Er bekam dadurch zuletzt etwas mich beinahe unheimlich Anrührendes, als spreche nicht völlige Geistesklarheit der droben Stehenden aus ihm. Wenigstens ließ er mir kaum Zweifel, meine unvermuthete Erscheinung sei ihr etwas durchaus Unliebames, und ich stand im Begriff, mich ohne eine weitere Aeußerung fortzu-

begeben. Doch bei meiner Bewegung, die solche Absicht kundgab, fuhr die Fremde wie erschreckend leicht zusammen, und zugleich klang von ihrem Munde die Frage: „Wie kommt ein Deutscher hierher?“

Ueber meine Zunge wollte das Gleiche als Erwiderung gleiten, mir gelang jedoch, es noch in die Form zu bringen: „Eine Fügung der schönsten Art führte mich, denn sie ließ mich das hören, wonach ich mich lange vergebens gesehnt, die Stimme eines deutschen Kindes. So verzeiht seine Mutter wohl, daß sich das Auge nicht mit der Freude des Ohrs begnügte, sondern sich auch ein liebliches Bild mit nach Hause zu nehmen suchte.“

Die junge Frau glitt mit ihrer schönen Hand liebevoll über das blonde Haar des Mädchens; ich hatte ohne alle Absicht gesprochen, allein es gehörte wenig Menschenkenntniß dazu, nachträglich aufzufassen, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen, wenn ich eine Umstimmung ihres ablehnenden Verhaltens erzielen gewollt. Unverkennbar bewog die Theilnahme, die ich für ihren Liebling kundgegeben, sie zu einer Fortsetzung des Gesprächs, denn sie antwortete nun rasch: „Ich freue mich auch, eine deutsche Stimme zu hören. Kommen Sie vom Gebirge herunter und bringt eine Fußreise Sie durch diese weitentlegene Welt?“

Darauf erwiderte ich mit kurzer Auskunft über den Anlaß und Zweck meines Aufenthalts in der Stadt. Sichtlich hatte sie nichts von der Anwesenheit eines Deutschen in derselben erfahren, wie ich bisher nicht von der ihrigen. Ihre Augen erweiterten sich groß bei meiner Mitteilung, und sie sah mich wieder wie zuvor mit dem absonderlichen, stumm suchenden Blick an. Aber als ich ausgesprochen, versetzte sie diesmal haftig:

„Wenn Sie weiter entlang gehen — komm, Gertrud, lauf' voran bis an die Treppe und gieb dem freundlichen Herrn die Hand zum Dank dafür, daß er Dich gern hat.“

Die Kleine sprang hurtig-bereitwillig davon, es war zu merken, nachdem ihre Mama in solcher Weise mit mir und von mir gesprochen, hatte sie alle Scheu verloren. Ich folgte der erhaltenen Weisung und schritt unter der Felswandung, die bald in eine künstliche Mauer überging, entlang. Naturgemäß begleitete mich der Gedanke, wie mochte die deutsche Frau mit ihrem Kinde in's Innere von Sicilien und hierher auf das einsame Landgehöft gerathen sein? Dieß letztere erschien einer kleinen Festung gleich, wie ich's allerdings schon da und dort in der Gebirgsverlassenheit ähnlich gesehen.

Offenbar war das ganze Grundstück rundum mit einem Gürtel von Feigencactus, Agaven, Fels und Steingemäuer verwahrt, durch den einige aus dem Boden gehauene Treppenstufen, an die ich jetzt gelangte, den einzigen Zugang bildeten; aber auch dieser zeigte sich für die Nacht mit einem starken Thor verschließbar. Gegenwärtig stand es geöffnet, und in ihm wartete schon das Mädchen, mir zutraulich die Hand entgegenhaltend, auf mich. Ich nahm diese und sagte: „Bist Du nicht mehr bange vor mir, Vertrud?“ Sie schüttelte den Kopf: „Nein, garnicht.“ — „Aber warum, Du kennst mich ja nicht.“ — Ihre Augen sahen mich halb fröhlich, halb ernsthaft an, und mit einer gleichen Mischung des Ton's gab sie Antwort: „Weil Du auch solches Haar hast, wie die Mama.“

Diese kam nun ebenfalls, der kleine Cecco lief hinter ihr. Ich befand mich etwas in Verlegenheit; es war naturgemäß, daß ich, nach der Auskunft, die ich von mir gegeben, mich auch erkundigte, wie die Landsmännin hierher in die Fremde gekommen sei, und doch hielt mich etwas Ungewisses zurück, die Frage herauszubringen, ließ mich eine Mittheilung von ihr darüber abwarten. So entgegnete ich statt dessen auf die Aeußerung des Mädchens:

„Also hast Du die Leute mit blondem Haar lieber als die mit schwarzem? Aber Cecco hast Du doch auch gern, sagtest Du.“

„Si, perchè è mio fratello,“ antwortete sie, wie sie's vorher gethan, wieder auf italienisch.

Ich lachte halb. „Warum sagst Du nicht auf deutsch ‚mein Bruder‘, wenn Du ihn so nennst?“

„Nein, daß ist er nicht, è mio fratello,“ wiederholte sie abermals ebenso.

„Das bedeutet in hiesiger Sprechweise wohl einen Kameraden oder Derartiges?“

Ich richtete diesmal die Frage an ihre Mutter, welche dieselbe indeß nicht zu hören schien, denn ich erhielt wenigstens unmittelbar keine Antwort drauf. Dann jedoch, als ich eine solche nicht mehr erwartete, erwiderte sie dennoch:

„Wie kommen Sie zu der Meinung, ‚fratello‘ bedeute etwas anderes, als was sein Wortlaut besagt? Der Knabe ist der Bruder Gertruds, und sie hat sich nur, ich weiß nicht warum, gewöhnt, ihn auf italienisch zu benennen. Kinder, die in einem fremden Lande aufwachsen, gerathen leicht dahin, ihre Muttersprache mit der, die sie um sich hören, wunderbar durcheinander zu mengen. Ich bin die einzige, die deutsch

mit ihr spricht, da mein Mann den größten Theil des Jahres hindurch abwesend ist. Ein kaufmännischer Betrieb hatte ihn hierhergebracht, jetzt aber nöthigen ihn die Geschäftszangelegenheiten zu dauerndem Aufenthalt in Palermo, und von dort hierher zu gelangen, ist mit vielen Schwierigkeiten und Zeiteinbuße verknüpft.“ Die Sprecherin machte eine kurze Pause, dann fügte sie nach: „Wir würden ebenfalls nach Palermo übersiedeln, aber der Gesundheitszustand drüben ist schon seit geraumer Zeit kein guter und macht mich Vertrudß halber besorgt. Darum sind wir bis jetzt in der vortrefflichen Luft, die wir hier auf der Höhe haben, zurückgeblieben.“

Derartig also erklärte sich ihr Hausen auf dem einsamen Landgehöft, daß der Familie als Eigenthum anzugehören schien. Sie hatte es merkbar für schädlich empfunden, den deutschen Landsmann auch von den Verhältnissen, in denen sie hier lebte, in Kürze zu unterrichten, und eine Gelegenheit wahrgenommen, diese Mittheilung, wie sich durch einen natürlichen Uebergang von selbst ergebend, an ihre Bemerkung über die Sprechweise der Kleinen anzuknüpfen. Alles an ihr, besonders die Art ihres Ausdrucks, legte Zeugniß von feiner Bildung ab, man hätte keine Kaufmannsfrau in
Jensen, Jenseits der Alpen. 5

ihr vermutet, ihr Mann mußte jedenfalls nicht den unteren Schichten des Handelsstandes angehören. Was mich aber hauptsächlich mit einem anheimelnden Gefühl überkam, war, daß ihr Benehmen deutlich kundgab, sie habe die Scheu, mit der sie mich im Beginn betrachtet, überwunden. Das Mißtrauen einer jungen, ohne männlichen Schutz schon halb in der Gebirgsöde hier wohnenden Frau einem plötzlich auftauchenden, mit ihren Kindern redenden Fremden gegenüber lag allerdings begreiflich auf der Hand. Unverkennbar hatte unser Gesprächsaustausch sie zum Ablegen jeglicher Besorgniß gebracht, und ihre Miene verhehlte nicht, daß auch ihr jetzt die Anwesenheit eines Landsmannes in der Nähe willkommen sei. Wir setzten unsre Unterhaltung noch eine Zeit lang weiter fort; sie befragte mich über den Stand meiner Arbeit, nach der Unterkunft, die ich gefunden, und zeigte sich erfreut, daß wir, nur durch die Schlucht getrennt, gewissermaßen Nachbarschaft miteinander hielten. Ihre Unkenntniß von meinem Vorhandensein erläuterte sich daraus, daß sie in keinerlei Beziehung zur Stadt stand, niemals in diese hinunterkam; zwei italienische Mägde besorgten ihr drunten die nöthigen Einkäufe und die Hausführung, während ein weiter abwärts wohnender Contadino das Gartenland

um das Haus bewirthschaftete, für guten Ertrag an Gemüsen, Früchten und Trauben bedacht war. Doch ließ sich heraus hören, über dem Ganzen wachte und schaltete die ordnende Hand einer deutschen Hausfrau, die selbst für die Kinder in der Küche auf die Zubereitung der Speisen achtete und keineswegs nach dem Brauch wohlbemittelter italienischer Frauen unthätig und untüchtig das Hauswesen den Dienstleuten überließ.

Im Gange des Gesprächs hatte ich einmal erwähnt, daß ich meine Sprachkundigkeit überschätzt habe und meine mangelhafte Kenntniß der Landesmundart doch oft nicht ausreiche, mich in erwünschter rascher Weise mit meinen Arbeitern zu verständigen; dies wurde jetzt zum Anlaß einer näheren Anknüpfung. Die Sonne war inzwischen untergegangen, die Dunkelheit, vor der ich über die Schlucht zurückgelangen mußte, nahte schnell heran, und auch die Schicklichkeit hieß mein Bleiben nicht mehr verlängern. Beim Abschied nahm ich Gelegenheit, mich noch mit meinem Namen vorzustellen; meine Landsmännin, auch im engeren Sinne, denn sie stammte, wie ich erfahren, in der That gleich mir aus einer fränkischen Maingegend, erwiderte dies, indem sie sich mir als Frau von G. bekannt machte.

Mir war's, daß ich den Namen einmal als den eines österreichischen Adelsgeschlechtes gehört hatte, und mir erklärte sich bisher noch Unbegriffenes, wie sie hinzusetzte: „Mein Mann war früher Offizier, ehe er — durch Zufall — an die Betreibung eines Handelsunternehmens gerieth.“

Dann reichte sie mir die Hand: „A rivederci! Wir sagen das Gleiche ja auch in Deutschland bei'm Auseinandergehn, wenn wir es in Wirklichkeit so meinen. Ich habe seit vier Jahren vielfach Gelegenheit gehabt, von meinen Mägden den hiesigen Dialect zu erlernen, vielleicht kann ich Ihnen für die Verständigung mit Ihren Arbeitsleuten etwas von Nutzen sein. Wenn Sie auch nicht grade Gertrud's Bruder zu sein vermöchten, finden Sie doch eine Lehrmeisterin so gesehten Alters in mir, daß Sie dem Unterricht wohl einiges Vertrauen entgegenbringen dürfen.“

Es enthielt eine Erlaubniß und Einladung, sie wieder aufzusuchen, und deutete zugleich darauf hin, daß in einem solchen Zusammenkommen des jüngeren Mannes mit der älteren Frau nichts Anstoß- oder Bedenken=Erweckendes zu sehen sei. Der schattenhafte Anflug eines Lächelns ging allerdings bei den Worten,

welche fast die Möglichkeit, sie könne meine Mutter sein, ausgedrückt, um ihren Mund, doch er verschwand oder erlosch sofort wieder; ihre Lippen waren offenbar an eine derartige Regung nicht gewöhnt.

Mit aufrichtiger Freude nahm ich dankbar ihre Einladung an, verband damit indeß wohl ziemlich ungeschickt ein Compliment, daß die Anspielung auf ihr Alter als mir unverständlich zurückzuweisen suchte. Darauf aber versetzte sie jetzt mit einem Ausdruck tiefen Ernstes: „Die Zahl der Jahre thut es nicht; man kann viel älter sein, als man dem Blick erscheint, und auch als man es ist. Also auf Deutsch: Auf baldiges Wiedersehen, Herr Landsmann! Kommen Sie gut über die Felsblöcke der Schlucht; ich kenne den Uebergang auch, er ist nicht so gefährlich, wie er aussieht.“

Sie bot mir freundlich nochmals die Hand, und Gertrud streckte ebenfalls die ihrige nach mir: „Du kommst doch wieder, Herr Gerhard?“ Sie hatte, als ich mich vorgestellt, meinen Vornamen gehört und redete mich damit an. Auch dem kleinen Cecco wollte ich zum Weggang die Hand geben, allein er sah mir, ohne die feinige zu rühren, nur befremdet in's Gesicht, und seine Mutter bekümmerte sich nicht darum, daß er bei

meinem Abschiedsgruß völlig gleichgültig blieb. Ich hatte unwillkürlich das Gefühl, sie würde das Mädchen, wenn dies sich gleicherweise verhalten hätte, ermahnt haben, mir die Hand zu reichen; freilich, er war noch ein winziger Knirps und verstand wohl nicht, was ich von ihm wollte.

So ging ich, nach etwa einem halben Hundert von Schritten mich noch einmal umwendend und den Hut lüftend, da Frau von G., Gertrud an der Hand haltend, noch unter dem Thor stand und mir nachzublicken schien. Doch es täuschte, sie sah mich nicht, oder wenn ihre nach meiner Richtung gekehrten Augen auch über mich hingingen, war sie so mit irgend einem Nachdenken beschäftigt, daß sie meinen Gruß nicht gewahrte und mit keiner Bewegung darauf erwiderte.

* * *

Wenn ich mir — ohne den nachfolgenden Anhalt — jene November- und Decemberwochen des Jahres 1847 in die Vorstellung zurückzurufen suche, verschwimmen die Tage mir eigenthümlich ineinander. Sie haben etwas von einer Landschaft, die sich unter hin- und herziehendem Nebel verbirgt. Da und dort lockert ein Windhauch ihn auf und läßt einzelne Gegenstände mehr

oder minder deutlich vor den Blick treten, während um sie her der undurchsichtige Schleier ausgebreitet bleibt. Aber von oben her lichtet sich langsam=leise das graue Gewebe, ein Schimmern dringt zuweilen herab, verschwindet wieder und kehrt zurück. Man empfindet, dort liegt warm und hell die Sonne über dem Nebel und gewinnt mit dem Tagesvorschritt eine verstärkte Macht über ihn. Vielleicht wird sie ihn plötzlich einmal vollständig zerreißen, doch möglicherweise leistet er ihr auch Widerstand, läßt sich über eine gewisse Halbdurchsichtigkeit hinaus nicht zerstreuen. Für den kundigsten Meteorologen ist es unmöglich, vorher zu sagen, wie es geschehen wird.

Gegenwärtig noch, da ich um vierzig Jahre später diese Erinnerungen aus der Jugendzeit niederschreibe — obgleich jetzt so lange schon Alles von tagesklarem, scharfem Licht überhellt hinter mir liegt — empfinde ich das Zutreffende des eben gebrauchten Gleichnisses für jene seltsam und geheimnißvoll von ab und zu sich halb lüftenden Schleiern umwallten Tage. Doch nicht nur die Dinge um mich her überwob der Nebel zur Unerkennbarkeit, auch in mir selbst trieb er ebenso hin und wider, hielt mir, was in meinem Innern vorging, geraume Zeit lang in der Wolke verborgen.

Es fällt vielleicht am schwersten, etwas darzustellen, was man selbst erlebt, aber während es geschah, nicht mit klarem Bewußtwerden aufgefaßt hat. Plötzlich steht ein Ergebniß da, das natürlich erst aus einer allmählichen Entwicklung erwachsen sein muß; Tag um Tag trug neue Nahrung dazu herbei, das eigentliche Wachsthum indeß vollzog sich gleich dem eines keimenden Samens nicht wahrnehmbar unter einer lange nichts davon kundgebenden Oberfläche. Ich versuche, den Weitergang der folgenden Monate, die ich in Ghe verbrachte, zu schildern, doch mit dem Gefühl, Andere nicht in ein Verständniß des Gemüthszustandes hineinversetzen zu können, zu dessen Begreifen ich durch eine Reihe von Wochen hindurch bei mir selbst nicht gelangte. Mir war zur Gewohnheit geworden, Abends öfter in kürzerer oder ausführlicherer Aufzeichnung das am Tage oder in den letzten Tagen Geschehene und Erlebte niederzuschreiben; die Blätter haben sich — schon von den Jahren vergilbt — zum Theil erhalten, und ich benutze einige derselben, durch sie wiederzugeben, was ich mir damals zum Ausdruck brachte.

*

*

*

10. Nov. 1847.

Der Arbeitsfortschritt befriedigt mich täglich mehr. Alles noch Erforderliche liegt klar übersichtlich vor mir, so daß ich kein Auftreten einer unberechneten Schwierigkeit mehr zu befürchten brauche. Wenn nicht etwa eine höhere oder hierzulande vielmehr tiefere Gewalt, ein tremoto, meine Zuversicht wörtlich über den Haufen wirft, wird die Leitung bis zum Ende des März in allen Theilen vollendet sein und kann ich gottlob bestimmt darauf zählen, in gut vier Monaten aus meiner freiwilligen Verbannung erlöst zu werden. Sibirisch ist sie zwar nicht, aber ich glaube, zur Abwechslung wäre ich lieber einmal in Irkutsk oder Kamtschatka. Für die Dauer bleibt der Mensch doch mit Nothwendigkeit auf den gleiche Sprache redenden und gleichempfindenden Menschen hingewiesen; die eigenartigste Landschaftsscenerie und selbst ein sich in tropenhafter Fülle und Schönheit entwickelnder Pflanzenwuchs reichen nicht aus, dem schließlich unwiderstehlichen Ausdrängen eines Verlangens nach geistigem und gemüthlichem Austausch zu wehren. Zwischen der gedanken- und empfindungsleeren sogenannten gebildeten Gesellschaft im Heimatlande geräth man allerdings leicht zu der Meinung, das einzig Erstrebenswerthe sei, ihr völlig entkommen

und nur auf sich selbst zurückgezogen leben zu können. Doch in Wirklichkeit ist der nicht total stumpfsinnige Mensch, jedenfalls in der Jugend, nicht von der Artbeschaffenheit des Einsiedlerkrebseß, und die Anachoreten des Mittelalters nahmen vermuthlich nicht viel Geistes- und Herzensbedürfnisse zum Begraben in ihre frommen Waldlöcher mit. Unablässig klingen mir seit meinem Hiersein einige Verse aus Goethe's „Iphigenie“ im Gedächtniß nach, mit denen ich vordem wenigstens keinerlei realen Sinn verknüpft hatte. Aber im Innern Siciliens lernt man's:

,Der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streift,
Im fremden Land ist er uns hochwillkommen,'

oder vielmehr, man lernt's aus praktischer Erfahrung leider nicht, denn hierher verirrt sich auch kein schnapsfeliger Kutscher, dessen Geschwägigkeit man in Deutschland zehn Meilen aus dem Wege laufen würde.

Wasser haben wir übrigens gegenwärtig mehr, als wir wünschen. Auch nach einem Goethe'schen Wort, wäre ich die Geister, die ich zu rufen gekommen, zunächst gern wieder los, denn die täglichen Wolkenbrüche fordern auf der ganzen Arbeitslinie beständig Ueberwachung und Bereitschaft, damit das flüssige Element uns nicht in ironischer Weise überall Pöffen spielt.

12. Nov.

Heute nach dem Gewitter machte ich einen, gewissermaßen formellen ‚Antrittsbesuch‘ bei Frau von G. Das Wort nimmt hier einen halbkomischen Klang an, es fehlte nur noch eine Visitenkarte mit p. f. v. in der Ecke dazu, aber als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts begiebt man sich doch mit einem gewissen ceremoniellen Anstrich zu solchem Zweck auf den Weg, auch wenn er nicht auf Trottoirsteinen vor eine Entree-
thür, sondern über das Geböck eine Schluchtschrunde zu einer einsamen Bergtenuta führt. Ich hatte trotz der erhaltenen Aufforderung mit meinem Wiederkommen einige Tage gezögert, richtiger gezaudert; im Gefühl war's mir doch nicht recht unbestritten, ob die Einladung wirklich eine ernstlich gemeinte, nicht vielleicht nur aus Höflichkeit gesprochene gewesen sei, und trotz meiner anfänglichen Erfreung durch die Entdeckung der deutschen Nachbarschaft hielt mich selbst etwas, mir nicht deutlich ein ‚Warum‘ Rundgebendes von der Wiederholung des Wegs über die Schlucht zurück. Doch bereue ich diesen Ausgang meiner Unschlüssigkeit keineswegs.

Frau von G. — sie heißt mit Vornamen Grene — hatte mich schon gestern wieder erwartet und sprach

dies unberhöhlen aus; die Befürchtung, daß sie mich nur aus Artigkeit eingeladen habe, schwand mir in der ersten Minute. Sie begrüßte mich wie einen ihr bereits seit Jahren als vertrauenswürdig Bekannten und ich fühlte mich in ihrem Hause bald wie auf ein Stückchen deutschen Bodens versetzt. Höchlich überrascht freilich war ich zunächst bei'm Eintritt. Die Tenuta nimmt sich von außen nicht anders als die sonstigen Bauerngehöfte im Umkreis der Stadt aus, ist auch ohne Frage nur für den gleichen Zweck erbaut und bestimmt gewesen. Drinnen aber in den Räumen empfängt eine völlig verwandelte Welt, eine Einrichtung, die eigenthümlich aus deutscher Behaglichkeit und fremdartigem Luxus zusammengemischt ist. Die Wände sind, wie mit Gobelins, ganz mit kostbaren orientalischen Stoffen verhängt. Teppiche bedecken jetzt in der kühleren Zeit überall den Steinboden, und in den Zimmern sahen von Tischen und Borden die sonderbarsten, vielfach entschieden äußerst werthvollen Geräthe und Schmuckgegenstände aus allen Ländern der Erde dem Blick entgegen. Frau von G. oder vielmehr wohl ihr Mann muß sich in sehr reichen Verhältnissen befinden, doch scheint sie mir auf diese prächtige Umgebung kaum einen Werth zu legen. Ihr

Denken und Leben concentrirt sich offenbar vollkommen auf die Fürsorge für ihre Tochter; man kann nicht in Zweifel bleiben, daß sie für diese in jedem Augenblick nach dem Sprüchwort durch Wasser und Feuer gehen würde. Ich hatte seit dem ersten Tage mehrfach über den merkwürdigen Gegensatz in der Erscheinung des Mädchens und ihres kleinen Bruders gedacht, eine Verschiedenheit, die ich mir nur daraus erklären konnte, daß die Eine ganz nach der Mutter, der Andre dagegen ebenso nach dem Vater geartet sein müsse. Das bestätigte sich mir auf eine Frage, ob Herr von G. nicht germanischer Abkunft sei. Frau von G. erwiderte: „Cecco bringt Sie wohl zu der Vermuthung; ja, er besitzt die Haare und Augen seines Vaters.“ Kurz anhaltend, fügte sie nach: „Die Familie meines Mannes stammt, wie viele in Oesterreich, aus der Lombardei oder Venetien; diese Herkunft hat auch den ersten Anlaß dazu gegeben, uns hierher nach Italien zu bringen. Doch lernte ich ihn in Deutschland kennen, wie er als Offizier bei der Festungsbesatzung von Mainz stand.“ Es wollte mir aus dem Ton ihrer Worte heut' vorkommen, als ertrüge sie die Trennung von ihrem Manne nicht allzuschwer; fraglos jedenfalls hängt ihr Herz inniger, es läßt sich fast sagen leidenschaftlicher,

an der kleinen Gertrud, als an ihm. Ihr Wesen ist feltfam aus Erregbarkeit und Passivität gemischt. Sie hat etwas gezwungen Gelassenes, ich möchte es beinah Fatalistisches nennen, wie Jemand, der Schweres erfahren und dies für sich selbst als unabänderlich und unabwendbar kennen und tragen gelernt hat. Den obersten Zweck ihres Lebens sieht sie, wie mir vor- kommt, darin, ihre Kinder oder ihre Tochter vor ähn- lichem Geschick zu behüten. Jedenfalls liegt irgend etwas Drückendes auf ihr, was sie verbirgt; sie ver- mag wohl einmal lebhaft zu reden, mit Interesse an einem Gegenstand theilzunehmen, aber dauernd heiter kann man sie sich nicht vorstellen, und zuweilen besitzt sie in ihren Zügen, Bewegungen und ihrer Sprech- weise etwas, das an die Art und die Regung von Automaten erinnert.

Das sind die Eindrücke, die ich von ihr gesammelt; nach meinen eignen Erfahrungen ist es wohl möglich, daß eine wesentliche Ursache ihrer seelischen und gemüth- lichen Beschaffenheit durch ihre lange Vereinsamung im fremden Lande gebildet und eine von Hause aus froh- mützig angelegte Natur so zur Melancholie geneigt worden. Denu auch das tritt ab und zu hervor, und ich glaube, mein öfteres Kommen wird im Stande

fein, eine aufheiternde Wirkung auf sie zu üben. Augenscheinlich thut das Bewußtsein, einen Landsmann in der Nähe zu besitzen, ihr wohl; ich brachte scherzend die vorgestern von mir niedergeschriebenen Verse aus der ‚Phigenie‘ vor, sie nickte und wiederholte: „Ja, hochwillkommen — auch wenn es nicht der ‚letzte Knecht‘ ist.“ Dazu versuchte sie zu lächeln, doch das gelang ihr nicht. Aber sie zeigte, daß sie die Goethe'sche Dichtung genau kenne und zum Theil im Gedächtniß trage, denn als Erwiederung auf mein Citat sprach sie mir auch einige Verse, zunächst die schönen:

„Denken die Himmlischen
Einem der Erdengeborenen
Vielsach Verwirrungen zu,
Dann erziehen sie ihm
Einen sicherern Freund!“

Hinterdrein fügte sie: „Und auch das ist mir immer geblieben:

„Weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre, wahrgesprochene Wort —“

Dann brach sie ab: „Aber ich bin eine schlechte Lehrerin, welche die Zeit versäumt und nicht an ihre Obliegenheit denkt. Denn Sie sind doch gekommen, um einen Nutzen für den Verkehr mit Ihren Arbeitern heimzunehmen; der Vortheil ist die Triebfeder alles menschlichen Thuns, und ich freue mich, daß Sie

einem solchen bei mir nachgehen können und durch ihn zu mir geführt werden. Auch ich handle nur aus Selbstsucht damit, denn ich hoffe mir von Ihnen einen Gegengewinn einzutragen — welcher Art, weiß ich noch nicht, vielleicht Kenntnisse in der Wasserleitungskunst, mein Garten bedarf in den Sommermonaten oft sehr der Bewässerung — so lassen Sie uns einen Vertrag zu wechselseitiger Förderung schließen, zu der ich heut' mit meinem Dialect-Unterricht den Anfang mache.“ Die Worte hätten einen leicht humoristischen Anflug besessen, wenn ihr Klang und die Miene der Sprecherin andere gewesen wären. Doch sie blieben ernsthaft, wie bei Allem, was Frau von G. sagte. Sie bewies sich in der sicilianischen Mundart wirklich außerordentlich gut bewandert, so daß ich in der That aus ihrer Belehrung einen nützlichen Gewinn für mich mit nach Hause gebracht habe. Als die Dämmerung mich zum Fortgang nöthigte, sagte sie, mir die Hand reichend: „Eine Schulstunde muß regelmäßig sein, wenn sie zu einem Fortschritt führen soll; also, nicht wahr, morgen um dieselbe Zeit, Herr Bögling?“ Ich bejahte es gern, denn die Stunde, die ich bei ihr zugebracht, war sicherlich die angenehmste und anheimelndste meines bisherigen hiesigen Aufenthalts.

13. Nov.

Das Gewitter trat heut' fast um eine Stunde später als gewöhnlich ein, so daß ich erst kurz vor dem Beginn der Dämmerung hinübergelange. Aber wir haben erstes Mondviertel, das auch nach Anbruch der Nacht den Rückweg durch die Schlucht ermöglicht, und mit Bezug darauf lud Frau von G. — „falls ich mich nicht fürchte“ — mich ein, zum Abendessen bei ihr zu bleiben. Es knüpfte sich ein Gespräch zwischen uns über den Muth daran, den sie unverkennbar als höchste Eigenschaft am Manne schätzt, als das Wesentliche, wodurch er sich vom weiblichen Geschlecht unterscheidet, dessen Natur einer Bedrohung gegenüber zaghaft, zu muthiger Entscheidung unfähig angelegt sei. Die Wechselrede brachte sie wiederum dazu, Verse aus der „Iphigenie“ anzuführen:

Wie eng gebunden ist des Weibes Loos!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Fremde führt.

Sie wendete unsere Unterhaltung so, daß ich ihr gewissermaßen über mich in dieser Hinsicht Auskunft geben mußte. Das konnte ich, ohne in einen Anschein von Ruhmredigkeit zu verfallen; Jeder, der gleich mir jung und kräftig allein in der Welt steht, hätte sich Jenen, Jenseits der Alpen.

wohl zu der nämlichen Antwort berechtigt gefühlt. Ich sagte, Furcht sei mir nur begreiflich, wenn es sich um eine Gefahr für Andere handle, die man mehr als sich selbst liebe, um deren willen man dazu gerathe, ängstlich abzuwägen, was ein kühner Entschluß für sie wagen dürfe oder nicht. Daß belaste auch einen Mann nicht mit dem Vorwurf der Feigheit, wie wenn er in einer kritischen Lage davor zurückbange, sein eignes Leben auf Gewinn oder Verlust einzusetzen. Frau von G. erwiderte nichts, doch ihre Miene bekundete, daß sie eine derartige Aeußerung bei mir vorausgesetzt habe; mich rührte ein Gefühl an, als ob sie vielleicht bei ihrem Manne eine Erfahrung des Gegentheils gemacht, die etwa mit der Aufgabe seiner militärischen Laufbahn in Verbindung gestanden. Die Mahlzeit, die wir nachher zusammen einnahmen, muthete mich heimathlich an, ließ keinen Zweifel, meine freundliche Wirthin sei selbst in der Küche mitthätig gewesen; auch eine hochfüßige, schöngeformte, wie es scheint aus Paris stammende Kugellampe, von dem vorzüglichen Olivenöl hell brennend, breitete ein ganz anderes, deutschtrauliches Licht über den Eßtisch, als das südliche Italien es sonst kennt oder wenigstens ich es irgendwo angetroffen. Nur die ab und zu hereinkommende schwarzhäarige

Domenica erinnerte an die Fremde. Sie muß sich in ihrem Dienst sehr gut stehen, denn ihr Benehmen war ein äußerst unterwürfiges. Mir kam's einmal vor, daß sie einen beobachtenden Blick auf mich gerichtet hielt, und als ob sie, freilich nutzlos, suche, etwas von unserm deutschen Gespräch zu verstehen. Frau von G. ist achtundzwanzig Jahre alt, die Tochter eines höheren Beamten; ihre Eltern sind gestorben und sie scheint auch keine Blutsverwandten zu besitzen. Die Art ihres Verhaltens gegen mich läßt mich aber oft ihrer Worte gedenken, die sie bei unserm ersten Zusammentreffen gesprochen, man könne viel älter sein, als man ist. Dagegen macht ihr Aussehen, bei intimerer Betrachtung einen weit jüngeren Eindruck, man würde sie auf eben erst in die Zwanziger eingetreten schätzen.

Mein Heimweg über die Schlucht ging sehr leicht von statten. Die Blöcke sind mir schon alle so vertraut, daß es sogar keines Mondlichtes bedürfte, sondern ich mich getrauen würde, in tiefstem Dunkel auch mit einer kleinen Handlaterne sicher hinüberzukommen.

15. Nov.

Eine Stockung in der Arbeit, durch unvorhergesehenen Wassereinbruch verursacht. Die Sache wäre an sich verdrießlich, denn die Beseitigung wird mindestens

6*

acht Tage erfordern und meinen Aufenthalt hier um diese länger ausdehnen. Doch auf solche Zwischenfälle muß ein Techniker immer gefaßt sein, und das einzig Richtige ist, sie möglichst leicht zu nehmen. Das thue ich auch, so daß ich nicht im geringsten über den Mißfall verstimmt bin. *Vis major*, der man sich fügt.

Die Mondnächte werden mit jedem Tage herrlicher. Welch' ein Zauber in dem weißen Licht, das überall rieselt, blinkt, Funken in's Vorbeerdickicht, die Oliven, die Wildniß der Opuntien und Agaven hineinwirft. Ich ging heute, nachdem ich in meiner Wohnung zu Abend gegessen, von der hellen Nacht verlockt, nochmals über die Schlucht und stieg bis zur Tenuta der Frau von G. hinauf. Dort lag Alles in lautlosem Schlaf, das Thor war fest geschlossen, nur vom Hause kam ein matter, geisterhafter Schimmer durch das Gebüsch. Es lag in der That wie ein verzaubertes, unnahbares Schloß; ein Zugang wäre bei Nacht, wenn Niemand auf einen Ruf hört, von nirgendwo möglich.

Frau von G. hat mich gebeten, während der Mondlichtzeit des Abends bei ihr zu bleiben. Ich thäte es gern, wenn ich ihr damit nicht auch für den abendlichen Tisch zur Last fiel; das hielt mich ab, ihre Einladung anzunehmen. Doch könnte ich ihr vielleicht

von Nutzen sein und ihr freundliches Anerbieten mit etwas vergelten. Die Bodenverhältnisse ihres Besitztums scheinen mir von nämlicher Art, wie um meine Tenuta, d. h. daß auch drüben eine Lagerung vulkanischen Gesteins unter der Mergelschicht das Regenwasser sich ansammeln läßt und diese feucht erhält. So ließe sich wahrscheinlich eine Anbohrung bewerkstelligen und das Haus vermittelt einer Röhrenleitung mit gutem Trinkwasser versorgen, woran es ebenso wie die ganze Stadt im Sommer Mangel leidet, denn sie sind dann völlig auf Cisternen angewiesen.

20. Nov.

Schöne Tage und noch köstlichere Abende, denen eines deutschen Mai's ähnlich; wie trostlos nebelstern und naßkalt mag es gegenwärtig jenseits der Alpen aussehen. Der Schaden, den der ungeheure Wettersturz neulich angestiftet, ist beinahe schon wieder ausgeglichen; seit gestern untersuche ich den Boden um das „Dornröschenschloß“ auf seinen Wasseruntergrund und die Möglichkeit einer kleinen Leitungsanlage. Meinem ersten Hinweis darauf stimmte Frau von G. mit lebhafter Freude bei, ward merklich von dem Wunsch erfüllt, ich möchte schon am nächsten Tag die Prüfung anstellen. Ganz allein schien ihr Verlangen nach ge-

fundem Trinkwasser für die Kinder sie nicht anzutreiben; ich glaube, es ist ihr auch willkommen, daß mein täglicher Besuch im Hause für die Auffassung von Seiten der beiden Mägde eine Erklärung findet. Sie theilte es der einen sogleich in meiner Gegenwart mit: „Der Herr wird dafür sorgen, Domenica, daß wir besseres Trinkwasser bekommen, wie er es auch der Stadt drunten verschafft. Er ist ein mago, es muß ihm gehorchen, und dazu hat er die weite Reise von Germania hieher gemacht.“ Seitdem sieht Domenica den ‚Zauberer‘ anders als bisher, mit einer unverkennbaren geheimen Scheu an. Wer in Sicilien fieberfreies Wasser für den Sommer aus der Erde nöthigen kann, muß mit übernatürlichen Mächten, wenigstens einem Heiligen, wenn nicht der Madonna selbst in Verbindung stehen.

So aber bin ich zu der Entscheidung gelangt, der Aufforderung Frau von G.'s, während der Mondhelle zum Abendessen bei ihr zu bleiben, nachkommen zu dürfen, und habe es heut' gethan. Wir waren nachher noch zusammen draußen und genossen den wunderbaren Glanz der Nacht. Es ist in Wirklichkeit eine Märchenwelt; wir sprachen lange von Deutschland, und ich fühlte, in ihr lebt eine unendliche Sehnsucht, dorthin zurückzukommen. Wenn sie es könnte, glaube ich, würde

sie in jeder Stunde mit der kleinen Gertrud aufbrechen, um zu Fuß davonzugehen. Aber ihr Mann will es nicht, sie fühlt sich wie in einem Käfig gefangen und daß sie ohne seine Einwilligung durch das fremde Land nicht fortzukommen vermag. Den Eindruck machten ihre Worte mir, wie auch den andern noch, daß sie sich in ihrem Wollen und Handeln von den beiden Mägden überwacht empfindet.

Bei mir ist darin eine völlige Veränderung vorgegangen. Ich weiß nicht warum, aber ich sehne mich durchaus nicht mehr nach Deutschland. Oder der Grund liegt wohl auf der Hand, wenn man sich die gegenwärtige spätherbstliche Wolken- und Wintertrübsal dort vorstellt.

23. Nov.

Ich habe schon öfter nach einem Gleichniß für den seltsamen Gegensatz der beiden Kinder Frau von G.'s gesucht; heute ist mir eines aus der Pflanzenwelt gekommen. Sie unterscheiden sich wie ein Fleckchen eines sonnigen Rainhangs, an dem Frühlings-*Ehrenpreis* gemischt mit zart röthlich überhauchten *Anemonen* blüht, und wie ein verschatteter Winkel, aus dem schwarzglühend eine *Einbeere* oder die eines *Belladonna-Zweiges* aufsteht. So funkeln die immer beweglichen Augen-

sterne des kleinen Cecco, der sich in den vierzehn Tagen, seitdem ich ihn kenne, zusehends weiter entwickelt hat. Ich bin überzeugt, in einem Jahre wird er selbständiger vorgeschritten sein, als seine Schwester, die offenbar keinen Tropfen romanischen Blutes in sich trägt, wie er keinen germanischen bekommen. Wie ich gestern mit der Gertrud einmal ein Weilchen allein war, fragte ich sie, ob ihr Vater auch ebenso tief schwarze Augen und Haare habe, aber sie wußte nicht darauf zu antworten, denn er kommt so selten, daß sie ihn sich eigentlich garnicht vorstellen kann. Nur ein einziges Mal erinnert sie sich, ihn gesehen zu haben, und daß er Cecco lieber gehabt, als sie. Doch darüber scheint wenigstens auch schon ein halbes Jahr vergangen zu sein, und ihr ist nichts weiter im Gedächtniß geblieben, als daß er sehr groß gewesen, mit der Mama nur italienisch gesprochen und sie — Gertrud — sich vor ihm gefürchtet habe. Dann setzte die Kleine nachdenklich hinzu: „Er hat die Mama viel geküßt, aber ich glaube, sie fürchtet sich auch vor ihm.“ Natürlich fragte ich nichts weiter, denn es wäre unehrenhaft, wenn ich das Vertrauen, das Frau von G. in mich setzt, mißbrauchte, hinter ihrem Rücken etwas auszuforschaften, was sie selbst mir nicht mittheilen will.

Uebrigens hat es auf einem mangelhaften Auffassungsvermögen meiner Augen beruht, anfänglich die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Mädchen nicht zu erkennen. Jetzt tritt mir bei jedem Anblick klar entgegen, daß die Kleine ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Nur vergrößert, besitzt die Mutter ganz die nämlichen Antlitzlinien, die Anmuth und auch noch die weiche Rundung der Züge mit der darüber gebreiteten vielleicht weniger malerischen als poetischen Lieblichkeit; woher hätte Gertrud dies Alles sonst auch erhalten sollen? Daß mir die völlige Gleichartigkeit der Beiden bei der ersten Begegnung so entgangen, entsprang offenbar dem besonderen, scheuen oder schreckhaften Ausdruck, den meine damalige plötzliche Erscheinung ihr aufprägte. Heut' begreife ich nicht, wie ich mir ihr Gesicht „nichtsagend“ benennen konnte; mich dünkt, aus keinem, daß ich je gesehen, spricht so viel, und nur darin ergeht es mir noch gleicherweise, daß Manches sich als vorhanden kundgibt, doch unverständlich, gewissermaßen überschleiert bleibt. Ich empfinde mich überhaupt ihr gegenüber als Anfänger in der psychologischen Erkenntniß. Vor kaum mehr als einer Woche schrieb ich, daß Niemand mir weniger zu einer leidenschaftlichen Erregung veranlagt vorkomme; aber auch

mit diesem Urtheil dürfte ich vor schnell daneben gegriffen haben. Die zwischen uns geführte Unterhaltung giebt selbstverständlich keinen Anlaß, einen Beweis für die Irrigkeit meiner früheren Meinung zu liefern; trotzdem faßt mich ab und zu ein Gefühl an, daß ihre innerste Natur keineswegs eine kühl-vernunftgemäße, geschweige denn eine eine-kalte ist. In ihren Augen kann einmal etwas flimmern, wie das zitternde Wellenspiel mittägiger Luft über einem sonnenheiß durchglühten Grunde; mir ist der Gedanke gekommen, daß verhaltene Leidenschaft für ihren Mann in ihr lebt, obwohl sie ihn als einen Unwürdigen kenne, der um einer andern Leidenschaft willen sie nicht zu sich nach Palermo nehmen will. Freilich dem widerspräche, daß er sie nach der Aussage der Kleinen bei seinem letzten Hiersein so viel geküßt habe. In ihrem Verhältniß zu ihm liegt etwas Unklares, das ein Dritter sich nicht aufzuhellen vermag. Aber fraglos birgt jenes den Schlüssel zu ihrem Wesen, wie zu ihrer einsamen hiesigen Existenz. Mir ist, als sähe ich geheim in ihr Vorgehendes manchmal auch im bläulichen Schimmer des Adergeflechtes ihrer wunderbar schönen Hände sich kundgeben. Bei'm Sprechen biegt sie dann und wann die langen, schlanken Finger übereinander, als ob sie sich unterredeten, befragten und

antworteten. Wer verstehen könnte, was sie sich in ihrer lautlosen Sprache sagen. Jedenfalls Andres, als die Lippen während dessen laut ausdrücken. Mich ergreift zuweilen ein schreckhaftes Mitleid mit ihr; aus ihrem Blick kommt eine Hilfsbedürftigkeit, doch sonderbar, wie wenn sie weniger einen Beistand gegen Andre, als gegen sich selbst suche.

Das Auffinden von Wasser unweit des Hauses ist mir nach einigen fruchtlosen Versuchen richtig gelungen; der Druck zeigte sich bei'm Anbohren zwar nicht übermäßig, doch immerhin stark genug, auf eine nachhaltige Ansammlung schließen zu lassen, die wenigstens für einige trockne Sommermonate ausreichen wird; der Geschmack verräth eine ganz leise Spur von Schwefelbeimischung, ist sonst gut und rein. Es bedarf nur einer Leitung von etwa hundert Fuß, um in einer Einkerbung des Bodens ein kleines Brunnenstübchen herzurichten, dessen Rohr mit einem Hahn verschlossen wird. Domenica gerieth bei'm Erblicken des hervorsprudelnden Strahles in halbe Verückung, und daß der Quell ein bißchen nach Schwefel schmeckt, verbürgt ihr noch mehr seinen Ursprung aus Zauberei. Denn solche Gewässer stammen nach der Meinung des Volks alle aus dem Aetna und bilden das sicherste Fieber= Gegenmittel.

Der Mond geht jetzt erst so spät auf, daß ich mir morgen eine kleine Handlaterne verschaffen will, um mit meinem abendlichen Heimweg nicht von ihm abhängig zu sein.

25. Nov.

Gestern Abend führte unser Gespräch uns auf Musik; ich sagte, daß mein Verständniß derselben ein sehr beschränktes sei und eigentlich nicht weiter reiche, als mir Freude an dem Gesang eines Liedes mit schönem poetischem Text zu bereiten. Es ergab sich, daß Frau von G. ziemlich im gleichen Verhältniß zur Tonkunst stehe; sie benannte sich im Grunde unmusikalisches, wenn sie auch selbst ein wenig singe, oder vielmehr früher in Deutschland gesungen habe. Hier, wo ihr ein Instrument zur Begleitung fehle, sei sie ganz davon abgekommen. Das letzte war indeß nicht wörtlich zu nehmen, denn die kleine Gertrud, die sich noch zugegen befand, kam von ihrem Tischchen heran und sagte: „Bitte, Mama, sing' uns etwas, ich hör's so gern. — Thust Du's nicht auch?“ fragte sie mich danach. Ich bejahte und bat gleichfalls; Frau von G. meinte jedoch, ihr Gesang, obendrein ohne jede Begleitung, sei höchstens für Kinderohren. Indeß war's ihr mit der Weigerung nicht ernst, denn als ich scherzend

erwiderte, dann passe er auch für mich, da ich von ihr beinah wie ein ältester Sohn im Hause am Tisch aufgenommen worden, antwortete sie: „So will ich Ihnen den besten Beweis liefern, daß ich keine Sängerin bin, erstens indem ich mich nicht ziere, und hauptsächlich durch meine Leistung selbst, für die ich dann keine Verantwortung habe.“ Im Zimmer lag ein letztes Dämmerlicht, sie nahm halb abgewendet einen Sitz wie vor einem Clavier ein, und nach kurzer Pause hub eine schöne, weiche Altstimme an, gedämpft durch den Raum zu klingen. Doch in eigenthümlicher Weise, fast mehr sprechend, als singend; es bildete eigentlich nur einen klangreicher erhöhten Ausdruck der Worte. Diese waren volksliedmäßig und prägten sich, äußerst deutlich vorgebracht, mir bei'm Hören in's Gedächtniß; aus ihnen redete eine unbestimmt in die Ferne zerschwebende, ich weiß es nicht anders zu bezeichnen, als traumhafte Sehnsucht:

„Fliegen sah ich eine weiße
Möve durch den Sonnenglanz,
Eine weiße Blume fallen
Aus dem nächtigen Sternentranz.

Sagt, wohin ist sie gefallen,
Denn sie suchen muß ich gehn,
Wo die weißen Wasser fließen,
Wo die weißen Lilien stehn.

Ach, das Meer hat so viel Wellen,
So viel Blumen trägt das Feld,
Und die eine muß ich finden
In der weiten irren Welt.“

Es war ein schimmernder Märchentön von trübsehnstüchtigem Klang; ich kannte das Gedicht nicht und fragte, woher es stamme. Frau von G. antwortete, es sei ein sicilianisches Volkslied, das sie gehört und sich übersezt habe. Warum, vermag ich nicht anzugeben, aber ihre Auskunft wollte mir nicht recht glaubhaft vorkommen, und jetzt, wie ich die Verse aus der Erinnerung niedergeschrieben, erscheinen sie mir noch weniger italienischen Ursprungs. Das plastisch ausgeprägte fehlt ihnen, das dieser bei allem raschen Durcheinanderschwirren der Gedanken doch nie verleugnet; wie Mariengarn leis flatternd in der Luft schwebt, so ziehen sie aus einer deutschen Traumstimmung, dünkt mich, durch die Seele. Frau von G. hat wohl recht, sie ist keine Sängerin, die wirklich Musikkundigen würden sie nicht dafür gelten lassen. Aber ich bin fest überzeugt, sie hat die Worte, die sie gesungen, selbst gedichtet, und zu mir hat noch niemals etwas so in meinem Innern mit- und nachklingend gesprochen, wie ihr kunstloser Gesang. Den ganzen Abend lang hörte ich, wenn sie sprach, noch immer den weichen Ton desselben fort.

Bei'm Weggang zündete ich für den Nachhauseweg zum erstenmal meine mitgebrachte neue Laterne an, hatte aber kein Glück damit, denn ein ungewöhnlich heftiger Südwind blies vom Meere her und löschte sie mir, als ich kaum aus dem Thor getreten war, aus. Ich wollte nicht durch Klopfen Lärm machen und zum Wiederanzünden zurückkehren; da sich indeß in der Finsterniß ohne Licht unmöglich über die Schlucht gelangen ließ, beschloß ich das Kommen des späten Mondes abzuwarten, umschritt die Tenuta und setzte mich ein wenig oberhalb von ihr auf eine mir bekannte bankartige Felsrippe, die ich auch im Dunkel zu finden vermochte, so viel Helligkeit gaben die Sterne. Der Wind wuchs zum Sturm an, die Oliven um mich und die Bäume des Gehöfts unter mir sausten, es knatterte ab und zu im Gestein von einem rutschenden Geröllstück; ein Nachtconcert war's, wie ich es so hier noch nicht angehört. Dabei strich die Luft weich über mich hin; eine Zeitlang schimmerte durch das wehende Gezweig von der Tenuta her noch ein Lichtschein, wie ein Stern, der bald aufblinkt, bald von Wolken überflogen wird; dann lösch es aus, vermuthlich im Schlafzimmer der Frau von G. Doch um eine Weile später schoß am klaren Himmel über dem Hause wirklich ein großer

Stern herunter, ein langsam lange Lichtbahn hinter sich dreinziehendes Meteor, der ganz wie eine fallende weiße Lilie aussah. Mir war's zugleich, als nehme der Wind eine klagende Stimme an und singe mit ihr:

„Sagt, wohin ist sie gefallen,
Denn sie suchen muß ich gehn,“

und sonderbar kam aus der Richtung, wohin die Sternschnuppe verschwunden, eine leis schimmernde Helle, als ob sie sich dort wagerecht zu einem matten Glanzbände verwandelt habe. Meine Augen sahen's wohl, ohne daß sich meine Gedanken dabei befanden, aber das Ganze hielt mich in einem Gefühl einer meinen Sitz umgebenden Märchenwelt von Klang und Geleucht der Nacht befangen. Dann gelangte mir zum Bewußtwerden, daß letztere sei in Wirklichkeit vorhanden, der Mond, einen Heiligkeitsgürtel vorausschickend, gegen den Horizont hinangestiegen und tauche jetzt, wie ein vom Meer in die Höhe schwimmender Silberkahn drüber empor. Nicht weit von mir löste sich ein Stein und rollte knatternd am Abhang hinunter; ich vermuthete vom Sturm, wie es schon mehrmals so geklungen. Doch ein anderer Ton folgte hinterdrein, offenbar der eines Fußtrittes auf felsigem Grund; er ließ mich den Kopf wenden und eine seltene Erscheinung, einen nächtlichen Wanderer

gewahren, der aus nordwestlicher Richtung noch über das Gebirge herabkam. Das erst zitternd beginnende Mondlicht verstattete nichts zu unterscheiden, als den Umriß einer sehr hoch gewachsenen, wie es schien von einem laudeßüblichen Bließmantel überdeckten Gestalt; ich saß im Schatten eines Olivenstammes, so daß der Vorüberkommende meiner augenscheinlich nicht ansichtig ward. Er ging sehr rasch, wie von großer Eile getrieben; mechanisch hielt ich ihm den Blick nachgewandt und nahm ihn dann deutlicher noch als vorher gewahr, da er vor dem hohen Spuntiengeflecht der Tenuta eine völlig baumfreie Stelle überkreuzte. Dazu vernahm ich noch immer seinen Schritt; aber mit einem Schlage war er plötzlich spurlos verschwunden, wie vom Boden verschlungen, und auch kein Ton sprach mehr von ihm.

Ich habe mir dies zur Erinnerung und Beherzigung niedergeschrieben, daß ich meine Sinne besser in Zucht halten muß und mir kein Gaukelspiel von ihnen vortäuschen lasse. Denn offenbar beruhte das Ganze nur auf einer Vision und Hallucination, von denen ich durch eine mich überlaufende Schauerempfindung befreit wurde. Mir scheint, es war nicht zum ersten Mal in letzter Zeit, daß Auge und Ohr mir

Jensen, Jenseits der Alpen.

7

solche Streiche zu machen versuchen, mein Nervensystem befindet sich jedenfalls nicht ganz in normaler Verfassung. Sollte etwas vom Malariafieber in mir stecken?

Die Mondhelle verhalf mir über die Schlucht heim. Uebrigens hatte das vom Wind wie ein Vorhang hin und her bewegte Laub mich getäuscht, denn als ich, auf meiner Seite emporgestiegen, einmal zurück sah, brannte zweifellos das Licht im Hause Frau von G.'s doch noch und flimmerte wie ein Sternlein durch eine Blätterlücke bis zu mir herüber. Der Sturm verstärkte sich noch mehr, fauchte, heulte und winselte die Nacht hindurch um mein klapperndes Fenster wie die wilde Jagd. Ich glaubte zu wachen, doch habe ich unverkennbar in einem Halbschlaf gelegen, der mich aus einem unsinnigen Traum in den andern warf, mir das Windgerölse in menschliche Stimmen umwandelte. Sie rangen gegeneinander, wehlagten und stöhnten, dann klang ein schmetternder Jubelton dazwischen. Wie aus einer Ferne herüberhallend, hörte ich ein heftig laut hämmern des Herzklopfen, kam endlich zur Besinnung und fühlte, daß es in mir selbst sei. Erst gegen Morgen fiel ich in einen dumpfbetäubenden, schweren Schlaf. Auch diese Nacht zeigte, es ist nicht so in mir, wie es bei richtiger Gesundheit sein soll.

25. Nov. Abends.

Da heute zur Abwechslung schon der Vormittag einen tropenhaften Wetterregen brachte und keine Arbeitsthätigkeit zuließ, benutzte ich die Zeit, das Vorstehende aufzuschreiben. Als ich kaum damit fertig geworden, kam ein halbwüchsiger und natürlich nicht nur barfüßiger, sondern auch sonst halbnackter Junge aus einem der ärmlichen Gehöfte von jenseits der Schlucht und brachte mir ein zusammengefaltetes, vom Regen durchgeweichtes Papierstück. Frau von G. hatte darauf mit Bleistift, so daß es kaum mehr lesbar geblieben war, kurz geschrieben, sie sei mit heftigen Kopfschmerzen aufgewacht, wolle im Bett bleiben und könne mich deshalb heute nicht sehen. Ihre Schrift mochte an sich eine schöne und charaktervolle sein, aber abgesehen davon, daß sie verwischt und zerflossen war, merkte man ihr an, die Hand der Schreiberin sei nicht sicher gewesen; der unregelmäßige Zusammenhang der Buchstaben machte den Eindruck von solchen, die im Dunkel auf ein Blatt hingeworfen worden, wahrnehmbar hatte der Kopfschmerz ihr die Sehschärfe getrübt. Ich befragte den Jungen, durch wen er das Blättchen erhalten habe, und erfuhr aus seiner mir nicht ganz verständlich werdenden Antwort, daß er etwas zur Tenuta hinauf-

gebracht, und ‚la bella signora‘ sei rasch aus einer Thür gekommen, habe ihm das Stück Papier gegeben und ihn geheißsen, es mir zu bringen. Mich verwunderte das Beiwort, das er ihr gab, so daß ich fragte, warum er sie denn so schön finde. Dadurch stellte sich ein besonderer Grund für seine Aeußerung heraus; ihr herrliches blondes Haar war nicht geflochten, sondern ganz aufgelöst gewesen und ihr bis an die Knie heruntergefallen; etwas dem Aehnliches hatte er noch niemals gesehen. Außerdem schien sie noch ein weißes Nachtleid getragen zu haben; sie war also wohl nur flüchtig, schon mit dem Vorsatz, sich wieder zu Bett zu begeben, aufgestanden. Ich wollte ihr durch den Ueberbringer der üblen Nachricht einen Gruß mit meiner Theilnahme zurückschicken, doch der Junge sagte, das Thor sei hinter ihm von der Magd verriegelt worden, und er könne nicht hinein. So gab ich ihm eine Belohnung, zu der er große Augen machte; was über einen Soldo hinausgeht, besonders wenn es aus dem kleinsten Silberstück besteht, ist für die Kinder der Gegend ein unglaublicher Schatz. Er sprang in seinem offenen Hemd und seiner Hose, die beide tropfnaß waren, jubelnd davon; wie beneidenswerth, wem die Seligkeit in Gestalt einer halben Lire vom Himmel herunterfallen kann.

Nachher blieb es heute den Tag hindurch trocken, und die am Morgen versäumte Zeit konnte von meinen Leuten bis zum Dämmerungseintritt nachgeholt werden. Zum ersten Mal seit mehr als zwei Wochen habe ich den Abend einsam in meinem Zimmer zugebracht und zum ersten Mal auch seit meinem Hiersein kommt es mir winterfrostig in der Stube vor. Wie schnell man sich doch gewöhnt! Im Gefühl ist's mir, als sei ich heute aus einer Heimath jählings in trostlos leere Fremde veretzt worden. Wenn ich keine deutsche Stimme wieder hören sollte, ertrüge ich's nicht länger, sondern ließe meine Arbeit im Stich und ließe fort, auf's Gradewohl in die Welt hinaus. In die ,weite, irre Welt'.

26. Nov.

Es wäre wohl bräuchlicher und in den Augen der Meisten ,taktvoller' gewesen, daß ich heute noch gewartet hätte, ob Frau von G. mir eine Benachrichtigung über ihr Befinden zugehen lasse und mich dadurch zum Wiederkommen auffordere. Das war auch den Tag hindurch mein Voratz, aber als die gewohnte Zeit herankam, ertrug ich's nicht länger, und unsere Befreundung legte es mir doch wohl als Pflicht auf und gab mir damit zugleich auch das Recht, mich wenigstens

bei den Mägden zu erkundigen, wie es ihr gehe. So begab ich mich, nur zu diesem Zweck, hinüber, ohne meine Laterne mitzunehmen. Jedenfalls wollte ich nicht den Eindruck erregen, daß ich mit dem Gedanken käme, länger als bis zum Dunkelwerden dort zu bleiben. Die Vorabendstunde war schön, ein wundervoll frischer Duft empfing mich, wie ich durch das offenstehende Thor eintrat, hinter dem Gertrud sich im warmen letzten Sonnenlicht damit beschäftigte, vom Sturm umgeknickte Blumen aufzurichten. Ihr ernst niederschauendes Gesichtchen hob sich gegen die schrägen Strahlen vor mir vom Boden wie ein auf röthlichen Goldgrund gemaltes Bild; sie kam auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: „Die Mama war krank, ich habe sie gestern gar nicht gesehen.“ Ihre Stimme klang betrübt, oder eigentlich mehr nach einer ängstlichen Unruhe; ich fragte: „Wie geht's ihr denn heute? Liegt sie noch zu Bett?“ Dazu schüttelte sie den Kopf: „Warum meinst Du? Zu Bett hat die Mama nicht gelegen, aber ich durfte nicht zu ihr, nur Cecco war bei ihr.“ Das stand in einem Widerspruch zu dem, was ihre Mutter mir geschrieben; vermuthlich hatte diese, um die Kleine nicht zu ängstigen, ihr es so von den Mägden jagen lassen. Domenica trat aus dem Hause, und ich erkundigte mich

bei ihr, ob ich ihre Herrin für einen Augenblick begrüßen könne, oder ob dieselbe noch zu unwohl sei. Die Befragte entgegnete: „Warum sollte die Signora unwohl sein? Ich wollte, daß ich es so gut hätte, wie sie. Aber ich will fragen.“ Sie lachte bei ihrer Antwort und ging; ich konnte mir die sich widersprechenden Ausfagen nicht zusammenbringen. Domenica kehrte mit der Erwiderung zurück, die Signora leide allerdings an ‚mal di capo‘ und bitte mich, mit meinem Besuch lieber bis morgen zu warten. Doch fast unmittelbar danach erschien die andre Magd und richtete aus, es gehe der Signora plötzlich besser, so daß sie wünsche, mich zu sehen. Das Ganze nahm immer mehr Unverständliches an.

Ich begab mich in's Haus; das Zimmer, in dem Frau von G. mich empfing, sprach davon, daß sie sich in einem Zustand der Augenempfindlichkeit gegen den Lichteinfall befinden müsse, denn die Vorhänge waren dicht zugezogen. Doch lag von draußen noch die Abendsonne auf ihnen; so erfüllte den Raum ein zitternder goldener Dämmerchein, hell genug indeß, um mich erkennen zu lassen, daß die mir halb Entgegentretende von blühenderer Gesichtsfarbe sei, als ich es bisher je an ihr gesehen. Ebenso ungeschloffen ihre Augenlider

einen fremdartigen, hin und her flackernden Glanz; der Ausdruck ihrer Züge besaß etwas Gedankenabwesendes. Sie stand ein paar Secunden ungewiß, sagte dann hastig, sie freue sich, mich zu sehen; die Stimme klang von innerlicher starker Erregung. Dazu gab sie mir nach dem kurzen Zaudern jetzt in herkömmlicher Weise die Hand, die sich heiß anfühlte und mir nun in Verbindung mit den andern Anzeichen kundthat, daß sie sich in einem fieberhaften Zustand befinde. Daß sprach ich aus und fügte hinzu, sie hätte sich noch schonen, mich nicht annehmen sollen; mit Kopfschmerzen bleibe man am besten allein, in völliger Ruhe. Sie wiederholte: „Kopfschmerzen? Die habe ich nicht, noch niemals gehabt — ja so, gestern ein bißchen, aber das ging rasch vorbei.“ Mir zeigte indeß Alles, sie zwingte sich und suche zu verbergen, daß sie leide; so stand ich nach Kurzem auf, um mich heimzubegeben. Doch sie wollte mich nicht fortlassen, sondern für den Abend dabehalten; dagegen weigerte ich mich aber auf's Entschiedenste, es sei mir auch nicht möglich, da ich keine Laterne mit mir hätte und nicht mehr wie vorgestern, wo der Wind sie mir ausgelöscht, auf den Mond warten könne. Sie fiel erregt ein: „Ja, der Sturm — er kam plötzlich, wie ein Orkan. Wenn er so unerwartet

hereinbricht, ist's mir immer ein paar Tage lang so — davon hatte ich die Kopfschmerzen. Also Ihnen hat er auch mitgespielt, daß Sie nicht hinüber konnten? Wo warteten Sie denn? Und wie lange? Ich hätte in der Nacht nicht draußen sein mögen. Es war, als ob böse Geister drin losgelassen seien. Ist Ihnen nichts Erschreckendes, kein Gespenst begegnet?“

Sie sprach hastig, in kurz abgerissenen Sätzen, wie's Leute im Fieber thun. Um ihr etwas zu antworten, erzählte ich von der Sinnestäuschung, die aus dem nächtlichen Sturm über mich gerathen, daß ich einen großen Mann in einem Bließmantel an mir vorüberkommen und in die Erde einsinken zu hören und zu sehen geglaubt. Frau von G. stieß aus: „Das war der Nachtmar — ein Glück, daß er Sie nicht gesehen! Er haust drüben in der Provinz Caltanissetta um den Pizzo di Cammarata. Von dort kommt er zuweilen in der Nacht herüber — das weiß jedes Kind hier —“

Ihre Exaltation offenbarte sich darin noch deutlicher als zuvor. Sie schien es selbst zu fühlen, denn sie stand auf und rief Domenica, Wein zu bringen. „Sie müssen wenigstens erst ein Glas trinken, um sich zu kräftigen und sicher über die Schlucht zu kommen.

Mir thut es auch gut — jedesmal, wenn der Sturm meine Nerven in überreizten Zustand gebracht hat —“

Sie schenkte aus dem gebrachten Gefäß in zwei Gläser ein und leerte das übrige auf einen Zug aus. „Das kühlt und danach schläft man; morgen werden Sie mich wieder völlig wohl finden. Man sollte sich eigentlich immer in einem Rausch erhalten, das wäre das beste Mittel. Aber wenn Sie um der Dunkelheit willen zurück müssen, ich will nicht Schuld tragen, daß Ihnen etwas zustieße.“

Sie füllte sich ein zweites Glas; der Nachteinbruch drängte in der That stark, und ich ging. Was ich mir denken soll, weiß ich nicht. Mir ist heut' Abend eine erschreckende Vorstellung aufgetaucht — aus all' den Widersprüchen, dem instinktiven Kummer Gertrud's, dem Lachen der Domenica, sie möchte es so gut haben — daß Frau von G. durch die Einsamkeit ihres Lebens dahin gerathen ist, sich — wenigstens zu Zeiten — übermäßig dem Weingenuß zu ergeben. Was ihr von dem Rausch über die Lippen gekommen, in dem man sich am besten immer erhalte, klang aus dem Munde einer Frau zu sonderbar. Freilich bei der Abendmahlzeit hat sie sich sonst stets in gleicher Weise auf's Mäßigste bewiesen. Aber Leute, die solcher Leiden-

schaft verfallen sind, wissen diese oft lange klug zu verheimlichen, bis sie sich einmal verrathen. Und das ist mir heute zweifellos geworden, falscher hat nie Jemand über einen Menschen geurtheilt, als ich, wie ich sie für eine kühle, leidenschaftslose Natur hielt.

27. Nov.

Es ist, als ob sie es darauf abgesehen hätte, mich täglich neu von der Mangelhaftigkeit meines Erkenntnißvermögens zu überzeugen, während sie offenbar ein solches in außerordentlichem Maße besitzt. Als ich heute zu ihr kam, prüfte sie kurz meinen Gesichtsausdruck und sagte danach: „Soll ich Ihnen aussprechen, was Sie gestern von mir gedacht haben?“ Ich suchte mich unbefangen zu stellen und erwiderte, ich wisse nicht, wie sie zu der Frage komme; doch sie fiel ein: „Warum wollen Sie verhehlen, daß Sie mit dem Glauben fortgegangen sind, ich sei im Geheimen zu sehr eine Freundin des Weins? Wenn das der Fall, und Ihre Meinung also richtig wäre, so dünkt mich, hätten Sie als Landsmann und Freund die Pflicht, mir das gradeaus vorzuhalten und mich zu warnen. Denn ein offenes Wort ist immer zwischen Menschen das Beste und der sicherste Beweis ihrer Theilnahme.“

Die Art, in der sie sprach und mich dabei anblickte, ließ keine Möglichkeit für eine Annahme, daß sie mich in die Irre zu führen trachte; so konnte nur das ruhige Bewußtsein der völligen Grundlosigkeit des Verdachtes eines Andern reden. Ich fühlte, daß ich roth wurde wie ein Schuljunge, der sich klug vermeint und dem man seine Einfältigkeit vor Augen geführt; nach irgend einer Antwort suchend, brachte ich, wohl halb stotternd, eine Zustimmung zu ihrer letzten Aeußerung hervor, daß Offenheit gewiß immer das Beste sei, ohne die keine wirkliche Freundschaft und kein Vertrauen bestehen könne. Darauf slog ihr kurz vom Mund: „Das heißt also, Sie haben kein Vertrauen zu mir.“ Ich hatte bei meinem Erwidern an nichts Weiteres als an eine Bestätigung ihrer Worte gedacht und mußte mir erst zurechtlegen, wodurch sie zu diesem Vorwurf für mich komme. Aber dann ging mir ein Verständniß auf, das mich unwillkürlich zurückgeben ließ: „Wenn von Offenheit gesprochen wird, so glaube ich freilich, findet sie doch mehr von meiner Seite statt.“

Es entfuhr mir, ich hätte es lieber zurückgenommen, doch Frau von G. antwortete nichts darauf, sondern entgegnete gleichmüthig: „Ich sagte Ihnen, ein Glas Wein sei für den Zustand, in dem Sie mich gestern

fanden, die beste Medicin, und Sie sehen, daß es mir heute wieder vollständig wohl geht.“ Das hatte sich mir bereits offenbart; alle Zeichen der Erregung waren von ihr gewichen, sie fieberte sichtlich nicht mehr, ihr Gesicht erschien eher noch blässer als sonst, und sie sprach mit ihrer gewöhnlichen Ruhe. Nur in ihrem Blick lag eine gewisse müde Abspannung, die wohl als Reaction nach der Nervenüberreizung eingetreten.

Auch heute war ich ohne mein künstliches Beleuchtungsmittel für die Nacht gekommen und verließ die Tenuta bei'm Herannahen der Dunkelheit, doch unter dem Versprechen, morgen meine Laterne mitzubringen. Frau von G. bestand darauf; sie gab mir bei meinem Fortgang die Hand und bat, ich solle nicht Uebles von ihr denken, wenn mir zuweilen etwas an ihr nicht ganz erklärlich sei. Das Leben könne in wunderliche Zustände versetzen, und der Mensch bringe durch seine eigne Natur wohl Unverständliches mit hinein, so daß er sich manchmal selbst nicht begreife. Es war allgemein ausgedrückt, nicht speciell zu deuten, doch ich vernahm wieder aus diesen Andeutungen eine Hilfsbedürftigkeit, einen Drang, mir etwas zu vertrauen und doch eine stärker überwiegende Scheu, dies zu thun. Ich werde mich hüten, mir nochmals eine vage Hypothese zu bil-

den, sonst könnte mich der Gedanke beschleichen, was sie mir verschleiert angedeutet, nicht klar ausdrücken wolle, sei, daß sie an epileptischen Zufällen leide. Wenigstens würde sich so vielleicht das Räthselhafte der letzten Tage und auch sonst Manches in ihrem Wesen erläutern. Aber ich will mich nicht mehr auf einen derartigen Weg des Muthmaßens begeben; sie sehe mir morgen an, was ich gedacht, und ich möchte um Nichts vor ihren Augen so dastehen wie heute.

28. Nov.

Meine Leitungsarbeit nöthigte mich heute früh zur Beschaffung einiger Geräthe in die Stadt, die ich wohl seit vierzehn Tagen nicht mehr betreten. Als ich hinunterkam, glaubte ich zuerst, es müsse ein Festtag sein, denn wie an solchen stand die Piazza Kopf an Kopf von lautredenden und lebhaft dazu gestikulirenden Leuten angefüllt. Aber es war nichts Andres, als das oft auch an Werkeltagen Landesübliche; der Italiener wartet, ob ihm, nach dem deutschen Sprüchwort, eine gebratene Taube in den Mund fliegt, das heißt, ob Jemand ihm irgend einen Auftrag ertheilt, durch den er zu einem Verdienst gelangt. Dann zeigt er sich keineswegs, wie er sonst scheint, träg und arbeitscheu,

unterzieht sich vielmehr auch der beschwerlichsten körperlichen Mühsal mit größter Bereitwilligkeit, Ausdauer und Pflichttreue, und wenn ihm sein Haupttrachten gelingt, eine zumeist nur winzigste Kleinigkeit über den ausbedungenen Lohn hinüber herauszuschlagen, ist er zufrieden wie ein Kind, das seinen Willen bekommen, und fängt das zuwartende Herumstehen und Schwatzen wieder an. Dabei verhält er sich im höchsten Grade mäßig, übertrifft nach dieser Richtung ohne Frage auf's Vortheilhafteste den Durchschnitt deutscher Arbeiter, denen es als Oberstes gilt, sich in eine Schenke zusammenzupferchen und möglichst viel von ihrem Gewinn in Wein, Bier oder Schnaps wieder durchzubringen. Es kann nicht in Zweifel sein, daß die Romanen sich darin von den Germanen außerordentlich zu ihren Gunsten unterscheiden und Manches dadurch ausgleichen, worin sie sonst gegen die Letzteren zurückstehen.

Von den ohne Unterlaß beweglichen Lippen klang mir beim Gehen über die Piazza eine Menge italienischer Namen an's Ohr — Grammonte, Pantellaria, Ruggiero Settimo habe ich als oftmals wiederkehrend behalten — es schienen Leute in Palermo zu sein, doch mir sämmtlich unbekannt; einen Begriff verband

ich nur mit ‚Pio nono‘, der vor anderthalb Jahren zum Papst gewählt worden und unverkennbar in der allgemeinen Schätzung sehr hoch stand. In einer Gruppe hörte ich eine äußerst lebendige Unterhaltung über den ‚Vespro siciliano‘; ein Sprecher schilderte mit Zunge, Augen, Händen und Füßen den Vorgang, eigentlich gegen sonstigen Brauch des sicilischen Volks, das sich wenig um seine Vergangenheit, sondern nur um die Dinge des Tags bekümmert. Auch Pietro Castaletto, kam mir vor, hat wieder etwas ausgerichtet, und es machte den Eindruck, als habe sein Ueberfallen eines großen Grundherrn sich diesmal nicht in den Bergen von Caltanissetta, sondern nur einige Meilen von unjrer Stadt entfernt zugetragen. Doch mich interessirte alles Das wenig, und sobald ich mein Geschäft besorgt, ging ich wieder davon. Dabei nutzte ich indeß meine Anwesenheit im Ort, den mir bisher unbekanntem Weg von ihm aus zur Tenuta der Frau von G. kennen zu lernen, und es war ein glücklicher Einfall — die Pastoren würden sagen, eine Fügung der Vorsehung — der mich dies thun ließ. Denn ich traf droben die kleine Gertrud allein neben einem von duftenden Kräutern überwachsenen Felsstück im Garten mit etwas spielend, das aus der Entfernung wie ein gekrümmter

grauer Nindenzweig ausfah. Doch wie ich näher geriet, bewegte er sich, und mit Schreck erkannte ich, es sei ein Biper, die das Mädchen als ein harmloses Thier gleich einer Eidechse betrachtete, nach dem sie ohne Scheu die Hand vorstreckte. Ich rief ihr zu, sich nicht zu rühren; bei meinem Ruf bog ihre Mutter, die sich nur für wenige Minuten von ihr fortbegeben, um einen Myrtenrand, und ich kam noch rechtzeitig, die mit tödtlichem Biß drohende Giftschlange durch einen Stockhieb unschädlich machen zu können. Frau von G. begriff im ersten Moment nicht, was vorgegangen, aber dann sah sie die todte Biper, und ich werde nie im Leben vergessen, mit welchem Ausdruck des Entsetzens, der nachträglichen Angst sie die verduzte Kleine fortriß, aufhob, die Arme um sie schlug und wortlos das Kind an sich gedrückt hielt. Auf meine Frage, ob sie noch nie vorher eine Schlange um das Haus herum bemerkt habe, konnte sie gleichfalls nur stumm noch den Kopf schütteln, bis sie nach einer Weile sich so weit beruhigte, meine beiden Hände zu fassen und hervorzubringen: „Wie soll ich es Ihnen danken? Ich kann nicht mehr, wie als Kind, sagen: Der Himmel hat Sie zu uns in's Haus geführt, aber Besseres ist mir auf Erden nicht geschehen, als daß Sie hier-

Jensen, Jeniseits der Alpen.

her gekommen! Sie haben nicht Gertrud allein, sondern auch mir das Leben erhalten, denn ohne sie würde ich nicht länger in der Welt bleiben können und wollen.“

Ihre Finger hielten sich fest, beinah krampfhaft um meine Hände zusammengeschlossen; ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe, daß ich drüben in der Stadt gewesen und zufällig den Rückweg hierherauf eingeschlagen. Ich müsse wieder fort, denn meine Arbeiter warteten auf mich. Sie rief mir nach: „Also heut' Abend, und mit Ihrer Leuchte!“

Doch ich bin nicht wiedergekommen, sondern habe einen Jungen mit einigen aufgeschriebenen Worten geschickt, ich fühlte mich nicht wohl. Ich will nicht mehr hinüber, nie mehr; die Schlucht soll zwischen uns liegen. Sie ist die Frau ihres Mannes, und ob er sie um eine Andre in Palermo vernachlässigen mag, meine Pflicht bleibt dieselbe. Die habe ich heute erkannt, eine Gefahr, die sich unvermerkt seit Wochen Tag um Tag gleich einer Schlange näher an mich herangeschlichen und mich zu umringeln droht. Ich will meine Arbeit vorschützen, mein Fortbleiben zu erklären, und ich habe dieselbe in der That in letzter Zeit stark vernachlässigt. Wenn sie jünger wäre, als ich, glaube ich,

würde die Gefahr weniger groß sein, oder vielmehr, ich hätte diese früher empfunden und ihr rechtzeitig vorgebeugt. Aber bei der älteren Frau kam mir kein Bedenken — ehe es zu spät geworden. Doch das ist's ja nicht, denn mein Pflichtbewußtsein und Ehrgefühl sind gottlob noch die stärkeren. Das war's, was ich manchmal als Fieber in mir zu fühlen meinte; jetzt, da ich seinen Ursprung erkannt — aus dem Druck ihrer warmen Hände heut' Morgen — soll mein Wille mir das Heilmittel liefern.

30. Nov.

Wille — Wille — wie spöttisch sieht das Wort mich aus der letzten Zeile an. Welch' ein unterthäniger Vasall des Herzens ist das, was sich stolz Haupt benennt! Oder vielmehr, wie läßt der Kopf sich von jenem überreden, was er sich vorge setzt, sei thöricht, der Menschenvernunft widersprechend und von keinem höheren Gebot vorgeschrieben.

Doch ich bin über mein Thun nicht beunruhigt, kann mich nicht verurtheilen und als Schwächling schelten, wenn ich auch meinem Entschluß von vorgestern zuwider gehandelt habe. Er entsprang nur aus der ersten Verwirrung durch die mir plötzlich aufgegangene Erkenntniß eines Zustandes, der sich in meinem

Innern ausgebildet hatte. Aber was geht denn das darin Vorhandene die Fortsetzung meines Verkehrs drüben an, wenn ich es in mir verborgen trage? Bei ruhigerer Ueberlegung hätte ich von selbst zu diesem Ergebnis gelangen müssen und auch zu dem, es sei um Frau von G.'s und um der Mägde willen meine Pflicht, nicht plötzlich eine so befremdliche Aenderung eintreten, meine in Angriff genommene Brunnenleitung drüben unvollendet zu lassen. Diese muß ich unbedingt fertigstellen; danach kann ich meine Besuche unauffällig vermindern. Wenn ich ihrem Scharfblick entziehen will, was in meinem Herzen vorgegangen — und ich wüßte nichts, wonach ich mehr trachtete — so hätte ich kein ungeeigneteres Mittel wählen können, als bei meiner unbedacht vorschnell gefaßten Absicht zu beharren.

Denn, gottlob, sie hat aus meinem Fortbleiben noch keinen Verdacht geschöpft. Gestern war ich noch nicht zur richtigen Auffassung gelangt, kam dem Vorsatz, nicht mehr hinüberzugehen, nach. Doch heut' Vormittag brachte mir der *ragazzo* von neulich abermals eine briefliche Botschaft von ihr — diesmal in ein Couvert eingeschlossen und mit sicherer, schöner Handschrift — die mir keinen Zweifel mehr ließ, wie ich

mich vernünftiger und allein richtiger Weise ihr gegenüber verhalten müsse. Sie sprach mir zunächst mit einfachen Worten, doch denen man anfühlte, daß sie aus tiefstem Herzen geflossen, nochmals ihren Dank für das aus, was ein glücklicher Zufall mir zum Besten Vertrauens zu thun vergönnt; mehr noch zwischen den Zeilen, als offen von ihnen gesagt, stand zu lesen, daß der Vorgang sie mit einem unbegrenzten Vertrauen zu mir erfüllt habe und sie einen Freund in mir sehe, ohne dessen hülfreiche Nähe sie sich ihr Leben im fremden Land nicht mehr denken könne. Sie erkundigte sich auf's Theilnahmvollste nach meinem Befinden, ob sie mir nicht zum Mittag Speisen nach deutscher Art zubereiten und herüberschicken dürfe; mit Ungeduld erwartete sie die Antwort, daß ich wieder so wohlauf sei, zum Abend zu kommen. Das ganze Schreiben durchklang ein warmer Ton herzlicher Freundschaft, die den vorgeschützten Grund meines zweitägigen Ausbleibens gläubig aufgenommen und aufrichtigst für mich und für sie selbst bedauerte. Es löste mich vollständig aus den letzten Zweifeln, zeigte mir klar den Weg, den ich zu gehen hatte — daß es kein von ihr fortführender Weg, sondern der in hergebrachter freundschaftlicher Weise mich zu ihr bringender sei. Mit der kurzen schriftlichen Er-

wiederung, ich fühlte mich wieder so gut, am Abend kommen zu können, gab ich für seinen Botendienst dem Jungen eine Lire, der vor ungemessener Seligkeit draußen nicht auf den Füßen, sondern mit ihnen über den Kopf Rad schlagend, davonflog. Die sicilianischen Buben sind leibessbehend wie die Lacerten; ich glaube, wenn er mir ein Vergnügen damit zu machen hoffte, würde er sich nicht bedenken, auch die Schlucht mit solchen Purzelbäumen zu überqueren.

Ein schöner, heimatlicher Abend war's heut, der deutlich bewiesen, wie richtig ich gehandelt. Ich suchte mir vorzustellen, die schöne Frau jenseits des Tisches sei meine Schwester, die mir das Liebste auf der Welt sein dürfe. Manchmal gelang's mir sogar, denn sie sah mich mit einem vertraulichen Blick wie einen Bruder an. Ihr Wesen ist wieder ganz das frühere, ruhige, nichts mehr von der Nervenerregung geblieben, in welche die Sturmnacht sie für zwei Tage versetzt gehabt. Wir sprachen lange von Deutschland; sie fragte, wann ich dorthin zurückkehren würde, und mich überkam das Gefühl, sie beschäftige sich mit einem Gedanken, ob sie vielleicht unter meinem Schutz Sicilien mit verlassen könne. Nur einmal gerieth sie doch in Aufregung; die Kleine hatte im Zimmer herumgespielt,

etwas in einer Ecke am Boden gefunden, kam damit und fragte: „Hat der Papa Dir das neulich mitgebracht?“ Es war ein kunstvolles goldenes Armband, mit kostbaren Smaragden besetzt; Frau von G. griff heftig danach, beinah als sei es wieder eine Viper, die dem Kinde Gefahr drohe, und schleuderte es von sich in einen Winkel. Danach sagte sie erklärend: „Nühr es nicht wieder an, Gertrud, das Schloß ist scharf wie ein Messer, Du kannst Dich daran schneiden.“ Es regte mir den Eindruck, als ob sie die Begründung ihres wunderlichen Thuns mehr um meinetwillen, als für das Mädchen nachgefügt habe; ich fragte mechanisch, auf welchem Wege ihr Mann von Palermo hierher zu kommen pflege, durch das Innere der Insel oder zu Schiff bis nach Siracosa. Sie antwortete darauf: „Das weiß ich nicht,“ und nach kurzem Innehalten setzte sie hinzu: „Das heißt, er ist von Palermo aus noch niemals hierher gekommen, seit“ — sie besann sich einige Augenblicke — „wohl zwei Jahren nicht.“ Mir war's, sie hätte bei unserer ersten Begegnung nur gesagt, ihr Mann sei den größten Theil des Jahres hindurch abwesend; ich konnte mich indeß nicht genau an den Wortlaut erinnern, dagegen wohl an die Erzählung Gertrud's, ihr Vater sei einmal ge-

kommen und habe die Mama viel geküßt. Es war überraschend, daß das Gedächtniß der Kleinen über zwei Jahre zurückreichte, und noch sonderbarer Klang mir ihre vorherige Frage im Ohr nach, ob der Papa das Armband neulich mitgebracht habe. Mir verband sich etwas Anderes damit; Frau von G. hatte vor ihrer letzten Aeußerung kurz nachgedacht, seit wie lange ihr Mann nicht mehr bei ihr gewesen — oder hatte sie sich besonnen, wie lang sie die Zeit angeben wolle, in der sie ihn nicht gesehen? Wenn dies der Fall war — und nach den Reden Gertrud's konnte es kaum anders sein, als daß sie erst aus kürzerer Vergangenheit von ihm wissen mußte — aus welchem Grunde machte denn ihre Mutter mir gegenüber eine offenbar bedacht falsche Angabe? Das gehörte in das Gebiet der wunderlichen, nicht aufklärbaren Räthsel, vor denen ich in letzter Zeit öfter gestanden. Sie schien zu fühlen, daß ich im Stillen über etwas nachsann, und hegte vermuthlich Besorgniß, Gertrud könne noch weiter von ihrem Vater zu sprechen anfangen, denn sie warf einen Blick auf die Uhr, fand, es sei höchste Zeit, das Mädchen zu Bett zu bringen, — sie thut dies stets selbst — und bei ihrer Rückkehr begann sie sogleich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit eine Unterhaltung, die

völlig von dem Vorhergegangenen ablenkte. Wenn sie eine Ahnung von meinen Empfindungen für sie befeßen und dieselben mit dem bestückendsten Zauber hätte nähren wollen, würde sie es nicht erfolgreicher vermocht haben, als die Stunden, die ich noch bei ihr zubrachte, es bewirkten. Vielleicht würde sie in Deutschland nicht so überwältigende Macht auf mich üben, aber der wunderfame Gegensatz, in den sie hier in der Fremde zu den eingeborenen Frauen tritt, läßt sie als ein Wesen höherer Art erscheinen. Nicht erscheinen, sondern sie ist es; sie besitzt Alles, was den Sicilianerinnen fehlt, den Deutschen für die vollendetste körperliche Schönheit ihrer Gestalt und Gesichtszüge unempänglich und gleichgültig macht. Doch ich war Herr über mich und werde es bleiben. Kein Wort, kein Blick soll mich je verrathen; so scharfsichtig sie oft die Gedanken meines Kopfes zu lesen versteht, in mein Herz werden ihre Augen nicht eindringen.

1. Dec.

Frau Irene — es ist eine bittere Ironie, mit der das Leben ihr diesen Namen beigelegt, denn sie trägt Alles eher in ihrem Innern als Frieden. Der Frühmorgen schon brachte mir abermals einen Brief von ihr; in ihm steht:

„Ich laß gestern in Ihrem Gesicht, daß Sie mich einer Unwahrheit beschuldigten, über einen Widerspruch zwischen meinen Aeußerungen nachdachten. Es wäre unklug von mir, ihn hehlen zu wollen, deshalb schicke ich Ihnen heut' diese Worte. Die Feder spricht sie leichter, als der Mund; mein Mann ist ein Unwürdiger, ein — wählen Sie die stärkste Bezeichnung, welche die Sprache besitzt, und Sie werden ihm kein Unrecht anthun. Ich stehe seit — seitdem ich Ihnen gestern angegeben, außer aller Verbindung mit ihm, und niemals seh' ich ihn wieder. Die Unbesonnenheit, daß ich seine Frau geworden, hat sich furchtbar an mir gerächt, doch tragen meine Eltern mehr Schuld daran, als ich. Freilich war ich blind, als er unehrenhafter Handlungen halber seinen Abschied als Offizier nehmen mußte; sein Charakter kam darin zu Tage, und ich hätte mich weigern sollen, ihm mit Gertrud hierher zu folgen. Aber ich glaubte seiner Darstellung der Sache, daß ihm Unrecht zugefügt sei, denn ich glaubte ihn zu lieben. Für diese Verblendung bin ich unsagbar bestraft worden; hätte ich den unerschütterlichsten Glauben an eine Gerechtigkeit der Vorsehung besessen, dagegen würde er doch nicht bestanden haben. Nur mein Kind — wenn es auch zugleich das seinige ist, doch es hat

äußerlich und innerlich keinen Zug von ihm — hält mich im Leben zurück, sonst hätte ich schon lange meinem Dasein ein Ende gemacht. Aber für Gertrud muß ich bleiben; nichts kann mich dabei beirren, daß weiß ich gewiß, kein Opfer, denn ich habe ihr eines gebracht, nach dem es kein schwereres mehr geben kann. Sie können nicht wissen, was es heißt, sein Kind zu lieben, wessen die Natur eine Mutter fähig gemacht; die Redensart, daß sie für ihr Kind dem Tode troße, klingt leer und nichts sagend, denn sie ist im Stande, für dasselbe fortzuleben. Ich schreibe Ihnen dies, damit Sie mich richtiger beurtheilen, doch ich bitte Sie, wenn wir beisammen sind, es — nicht zu vergessen — aber als nicht geschehen zu betrachten. Veranlassen Sie mich nicht, weiter davon zu sprechen; das ist meine Bedingung für die Fortsetzung unseres Verkehrs, den ich dringend wünsche, der mir allein Trost und Hoffnung bietet. Sollte Ihnen noch Unverständliches bei mir oder an mir begegnen, wenn ich Sie einmal etwas thun oder lassen heiße, so erfüllen Sie's, ohne nach einem Grund zu fragen! Aber bleiben Sie, seien Sie mein und Gertrud's Freund, den ein hoffnungsloses Geschick uns gegeben. So blind ich früher war, jetzt ist mein innerer Blick besser, und ich weiß, daß Sie

auch für mich ein freundschaftliches Gefühl gewonnen haben.

Also kommen Sie heute Abend wie sonst, sprechen Sie wie sonst, als hätte ich Ihnen dies nicht mitgeteilt. Ich verlasse mich darauf, daß Sie dies Blatt sogleich vernichten.

Ihre Freundin Irene.“

Ich habe ihr Vertrauen erfüllt und den Brief verbrannt, doch ihn vorher für mich abzuschreiben, hat sie mir nicht verboten. Was in ihm steht, wußte ich eigentlich schon, oder ahnte es wenigstens: daß sie völlig mit ihrem Mann zerfallen sei. Klarer ist mir daraus nichts geworden, eher Vieles, Alles noch dunkler, unbegriffener. Woher stammen die reiche Ausstattung ihrer Wohnung, die Mittel, mit denen sie ihr Hauswesen führt, wenn sie ganz von ihrem Manne getrennt lebt? Was hat er ihr so Unsagbares angethan? Eine Untreue von seiner Seite kann doch sie, die ihn nicht mehr liebt, nie wirklich geliebt zu haben scheint, nicht so im Tiefsten, bis zur Todessehnsucht verwundet haben. Und seltsam, sie schreibt, daß sie außer Verbindung mit ihm stehe, „seit — seitdem sie mir gestern abgegeben.“ Das erste „seit“ ist ihr aus der Feder geflossen, als ob sie etwas Anderes nachfügen gewollt,

aber dann hat sie sich besonnen und den Satz mit einer Wiederholung ihrer gestrigen Angabe beendet. Mir kam beim ersten Lesen der Eindruck, als hätte sie im Begriff gestanden, zu schreiben: „Seit der Geburt Gertrud's.“ Doch das war widersinnig, denn der kleine Cecco ist ja noch um mehr als zwei Jahre später nachgefolgt. So wollte sie vermuthlich sagen ‚seit seiner Geburt‘. Aber warum setzte sie das Andere an die Stelle? Und wieder das Armband! Es erklärt sich mir jetzt wohl, weshalb sie dasselbe der Kleinen heftig forttrieb und es von sich warf; sie will nicht, daß ihr Kind einen Gegenstand berührt, der aus den Händen des ihr so verhaßt gewordenen Mannes stammt. Doch noch räthselvoller als zuvor ist mir durch den Brief die Frage Gertrud's geworden, ob der Papa das Armband neulich mitgebracht habe. Ueberhaupt Alles, was das Mädchen mir früher von ihm erzählt hat. Da ist vollständig Unentwirrbares.

Aber sie will nicht, daß ich daran zu lösen versuche, und Eines bleibt meinem vergeblichen Denken, wie noch mehr meinem Gefühl außer Zweifel: Was es sein mag, das sie mir — trotz ihrer scheinbaren heutigen Offenheit — doch noch immer verschließt, es kann nichts ihr zur Unehre, zur Schande Gereichendes

enthalten. Sie ist eine Glücklose, wie ich's seit Langem empfunden, eine Hülfbedürftige, der ich keinen Beistand zu leisten im Stande bin, weil sie nicht sagt, gegen was und zu welchem Ziel. Aber unter den Schleiern birgt ihr inneres Wesen sich mir als makellos; rein und edel sehe ich es vor mir, wie die reine, edle Schönheit ihrer äußeren Züge. Ich glaube nicht an sie — von meinem eignen Vorhandensein bin ich nicht gewisser überzeugt, als von der Schuldlosigkeit ihres Lebens an dem, was sie betroffen.

Soll ich zum Abend hinübergehn? Warum sollte ich es nicht? Natürlich — sie bittet mich darum, es ist die Pflicht eines Freundes.

Und Eines ist durch ihren Brief doch anders geworden, völlig anders. Wie unverständlich, begründungslos war das, was ich vor ein paar Tagen als meine Pflicht ansah! Sie ist nicht die Frau ihres Mannes; was ich geheim in mir trage, verletzt keines Andern Recht. Nur die Vernunft heißt mich es verbergen, nicht mehr das Ehrgefühl. Ich darf mein Herz rascher klopfen lassen, zu meiner eignen Beglückung wenigstens — und vielleicht mit — schreibe ich es hin? — mit Hoffnung.

Was ich geheim in mir trage? Ist das wirklich

der Fall, nicht etwa auch eine Täuschung? Ihr Auge lieft die Gedanken meines Kopfes, sollte mein Herz ihm undurchdringlich verschlossen sein? Der Schluß des Briefes sagt, früher sei sie blind gewesen, doch jetzt ihr innerer Blick besser, und sie wisse, sehe mit ihm, daß auch ich ein freundschaftliches Gefühl für sie gewonnen habe. Wenn sie das erkannt hat, täuscht da ihr Scharfblick sie in Wahrheit über die Art dieses Gefühls?

Das sind Fragen an die Zukunft; ich mache es wie die Kinder, die vor dem Dunkel die Hände auf die Augen drücken und nicht hineinschauen wollen. Der Mensch soll sich begnügen, in der Gegenwart zu leben, vor Allem, wenn sie so schön ist. Und der heutige Tag ist der glücklichste meines bisherigen Lebens.

*

*

*

Die letzten Worte stehen am Ende eines Blattes und bilden den Schluß des in jener Zeit von mir geführten Tagebuchs, wenigstens des von mir nach Deutschland mitgebrachten. Zu lange Jahre sind vergangen, als daß ich mich noch entsinnen kann, ob ich damals in gleicher Weise Weiteres über das täglich von mir und in mir Erlebte niedergeschrieben habe. Mir kommt

eß so vor, und vermuthlich ist es geschehen. Aber in dem späteren Wirbelsturm sind die weiteren Blätter wahrscheinlich abgerissen, hierhin und dorthin zerstreut worden.

Bei'm heutigen Ueberlesen der erhaltenen sagen sie mir mit bräunlich=vergilbter Schrift, wie jung, wie knabenhaft=unerfahren, immer ganz dem nächsten Eindruck hingegeben ich damals gewesen. Welche Fülle von irrigen Meinungen, von vorschnellen falschen Schlüssen! Die Jugend hält sich leicht für so scharfsichtig und tappt in der That zumeist wie ein Kind mit verbundenen Augen im Dunkel, besonders dem weiblichen Geschlecht gegenüber, und vor Allem, wenn das Herz — oben drein zum ersten Mal — mit in's Spiel geräth. Das ist der kurzsichtigste Pfadsucher, dem der Mensch sich anvertrauen kann.

Freilich das Schleiergespinnst, das Frau Irene von G. um sich gezogen hielt, halten mußte, hätte auch wohl der geübteste Blick reiferer Jahre nicht durchdrungen. Ihr Geschick hat mich gelehrt, daß phantastische Romane ihre Gestalten nicht in irr=feltzamere Verhältnisse zu setzen vermögen, als das Leben, die Wirklichkeit selbst sie herbeiführen kann. Noch weit befremdlicher darüber hinaus aber lernte ich die zwiespältige Natur eines

Menschenherzens — oder richtiger eines weiblichen Herzens — kennen, die Widersprüche, die es, wenn auch nicht zu vereinigen, doch zu erzeugen und nebeneinander in sich zu tragen, fähig ist. Mir sind sie, auch nachdem Alles sonst sich aufgehellt hatte, ein Räthsel geblieben, und ich glaube, ihr selbst, die es mir dargeboten, kaum minder. Aber daß es war, legt Zeugniß dafür ab, daß es zu sein vermag und wie ungenügend manchmal die Schlüssel sind, die unjere psychologische Kenntniß und Logik zu den Klammern eines Frauenherzens zu beßzen glaubt.

Im dichtesten Nebel befand ich mich noch am Tage, mit dem die erhaltenen Tagebuchblätter endigten, wie bei ihrem Beginn. Nur über mich selbst, daß ich Frau Irene liebte, sie lieben durfte und — wenn auch noch so anhaltlos — in einer Zukunft auf das Erwachen von Gegenliebe bei ihr hoffte, war ich zur Klarheit gelangt. Ueber die Einzelheiten der zunächst nachgefolgten Wochen des Decemberverlaufs giebt mir keine Niederschrift mehr Auskunft; ich fasse kurz zusammen, was mir von ihnen im Gedächtniß geblieben. Doch jetzt nicht mehr, wie während meiner damaligen Aufzeichnungen, von ihren Nebeln umwogt, sondern mit der Kenntniß des Ruhlosen, Fabelgleichen, Mitleids-

Jenseit, Jeniseit der Alpen.

würdigen und — Unglaublichen, was sich unter ihnen barg.

* * *

*

Was die äußeren Umstände meiner Lebensführung betraf, so blieben sie die nämlichen. Die Wasserleitungs-Arbeit schritt ohne Störung gleichmäßig fort; ich war wohl nicht mit der Seele bei ihr, doch in den ihr zugewandten Tagesstunden suchte ich einem Abschweifen meiner Gedanken zu wehren und dem berechnenden Verstand wenigstens so lange seine Herrschaft zu sichern. Daß es anders geworden, als im Anfang, und das Gelingen oder Mißlingen des Bau's mich innerlich gleichgültiger beließ, konnte ich nicht ändern. Mir war wichtiger, die kleine Anlage im Garten Frau Irene's zu vollenden, obwohl ich auch das nicht übereilte. Denn so lange ich mich daran beschäftigte, hatte ich Grund, auch während des Tages mich einige Stunden drüben aufzuhalten. Abends ging ich stets hinüber und kehrte mit meiner Laterne, später wieder im Mondlicht zurück. Der December brachte ab und zu kühlere Tage, doch höchstens leise daran erinnernd, daß in Deutschland die Winterwelt mit Schnee und Eis starre; nach Regengüssen, Wolkengetriebe und Morgennebeln kehrte die

Sonne stets bald zurück, und wohin ihre Strahlen fielen, war frühlingssinde, um Mittag sogar oft heiße Wärme; die Triebkraft der Pflanzen entwickelte sich immer üppiger. Selten, nur von Nöthigungen geführt, kam ich in die Stadt hinunter, in der sich fast zu jeder Zeit beinahe die ganze Bevölkerung jezt beständig, herumstehend und redend, auf den Straßen und Plätzen befand. Ein Gegenstand von allgemeinem Interesse schien gleichmäßig und unablässig ihre Köpfe, Sprachwerkzeuge, Augen und Arme in Anspruch zu nehmen; ich ging ohne Theilnahme an ihrem Bereden und Betreiben durch sie hin und Niemand gab auf mich Acht. Einmal nur, erinnere ich mich, blieb ich eine Weile zuhörend stehen, wo ein Redner einem dicht um ihn gedrängten Haufen mit begeistertem Ueberschwang vortrug, daß Sicilien keinen zweiten Lebenden wie Rugiero Settimo besitze; genau mit der nämlichen Ekstase hatte ich manchmal von einem umgestürzten Faß herab Händler Wundsalben, unzerreißbare Tücher, steinzer-schneidende Messer und ähnliche noch nie dagewesene Wunder anpreisen gehört. Danach erging der Panegyriker sich in nicht minder superlativischen Lobsprüchen über eine andere Persönlichkeit, von deren Namen ich jedoch nichts erfuhr, oder eigentlich wuchsen seine

9*

Hyperbeln noch tropischer als zuvor an. Wer auf der ganzen Insel — das italienische Festland kam dem Sprecher, als Sicilianer, nicht weiter in Betracht — sei tapfrer, furchtloser, von glühenderer Vaterlandsliebe befeelt? Wer ritterlicher gegen Frauen, kraftvoller an Gliederbau und schöner gebildet an Gesichtszügen, so daß jeder ragazza und jeder signora das Herz rascher klopfte, wenn sie von ihm reden höre! Feuriger ströme nicht die Lava aus den Tiefen des Aetna, als das Blut in seinen Adern; furchtbar stürme er im Zorn empor, gleich dem afrikanischen Meer, dessen Brandung der Scirocco drüben an's Felsgeklipp peitschte, aber in schmeichelnder Sanftmuth könne er sich zu den Füßen einer schönen Donna hinstrecken, die sein Herz bezwungen, wie die wilden Wellen, wenn der süße Glanz aus den Goldwimpern der Sonne sie ausglätte und zu leisathmender Ruhe beschwichtige. Dann gemahne seine Stimme an das Summen des weichen Südwindes, der flüsternd die rothen Blumenkronen des Frühlings rege; zauberischer den Sinn bestrickend füge kein Zweiter die schmiegfam ihm gehorchenden Worte der Sprache, lieblichem Blüthenduft ähnlich, zu Stanzas und Ritornellen aneinander. Wer ihn als einen Feind ansehe und ihn tödtlich zu hassen glaube, täusche sich selbst nur, denn

im innersten Gefühl müsse er dennoch heimliche Liebessehnsucht für ihn bergen. Aber in wem, der für das Edle, das Recht, die Freiheit erglühe, könne sich Haß gegen ihn entflammen? Einzig bei Solchen, die ihn fürchteten, weil sie Diebe, Räuber und Missethäter am fremden Eigenthum, an der Habe der Armuth, an der Wohlfahrt des Volkes seien. Denn wer habe sich, der Madonna gleich, erbarmungsvoller an Großmuth gezeigt, wer lindere sorglicher die Noth der Bedrängten, sei ihnen Schutz und Beistand, theile nach der Vorschrift des Gotteswortes seinen Besitz mit den Hungernen und Darbenden! Was die Kirche nach ihrem heiligen Beruf thun solle, doch seit Langem Hand in Hand mit den Widersachern des Gemeinwohls gehend, veräume, das vollbringe er. In ihm sei ein wahrer prete und Salvatore für das zeitliche Heil des Volkes erstanden, um es vom Untergang zu erretten, und an dem Tage, wann Ruggiero Settimo als das Haupt Siciliens für die Insel denken werde, da werde Er die Rechte desselben bilden, auszuführen, was geschehen müsse und was in den Lüften schwebte, wie der Adler, der sich bereite, seine Fänge niederzustoßen auf die Giftschlange unter dem Schatten des Aetna.

So ungefähr ließ der Redner, bald schmetternd,

bald sanft herabgeminderten Tons, seine Worte über die dichten Köpfe der Zuhörer hinfunkeln; sie sind mir ziemlich genau im Gedächtniß verblieben, weil sie mich unwillkürlich an die Rede Marc-Anton's vor der Leiche Cäsar's und an all' die Tugenden, die er dem letzteren zuschrieb, erinnerten; mit ganz ähnlichem, landsmännischem Pathos mußte jener damals in der That die Masse in Erregung gebracht und sich stürmische Beifallszurufe, blitzwerfende Augen und in der Luft herumfuchtelnde Arme eingeerntet haben. Unvergeßlich sind mir besonders die leuchtend beipflichtenden Gesichter der Frauen und Mädchen, wie er in den überschwangstropfenden Wendungen und Gleichnissen die unwiderstehliche Herrschaft seines unbenannten Helden — den sie übrigens offenbar Alle kannten — über jedes weibliche Herz schilderte. Dagegen ist es mir bezeichnend für den damaligen Zustand meines eigenen Herzens, die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, in der es mich allem Andern gegenüber erhielt, daß ich dem ganzen Gerede keinerlei weitere Bedeutung beimaß, sondern es mir lediglich als eine landesbräuchliche rhetorische Leistung in die Ohren klingen ließ. Doch erkundigte ich mich nach dem Schluß bei einem mir bekannten Handwerker, neben den ich zufällig gerieth, von wem der

so unmäßig Begeisterte gesprochen habe, und hatte Mühe über die Antwort nicht herauszulachen. Der Befragte sah mich einen Augenblick ungewiß an und versetzte dann kurz: „Ha discorso di Pietro Castaletto, signor.“ ‚Das war des Pudels Kern‘; als ich das Gedränge verlassen, ‚machte der casus mich allerdings lachen‘. Ein Räuberhauptmann zum Prototyp des Edelsinns, aller Schönheit, eines Wohltäters der Menschheit und fast eines Heiligen ausgepußt. Es erinnerte mich an den Edelmuth, der in Kinderbüchern dem Löwen zugeschrieben wird, doch ich verspürte ebenso wenig Lust, den Einen wie den Andern auf die Probe zu stellen. Nur war mir's ein neuer Beleg, daß die Sicilianer große Kinder seien, und auch daß vorher Ruggiero Settimo so reichlich gespendete Lob ward mir höchst bedenklich. Wenn der Bandit aus den Bergen von Caltanissetta zu etwas seine rechte Hand bieten sollte — wozu, wußte ich freilich nicht und dachte auch nicht darüber nach — dann erschien das ‚denkende Haupt‘ Siciliens jedenfalls in äußerst fragwürdigem Licht. Am Abend erzählte ich Frau Irene von dem hochtrabenden rednerischen Panegyricus, dem ich am Morgen durch Zufall beigewohnt. Sie hörte mich wortlos an, bis ich zu Ende gesprochen, dann indeß stieß sie mit einer,

ihr sonst fremden Festigkeit aus: „Glauben Sie nicht, was dies Volk spricht! Ich habe es kennen gelernt und weiß, das Gegentheil ist immer die Wahrheit. So wird es auch mit ihm, mit dem, den Sie nannten sein; Ihr Gleichniß von dem Löwen trifft genau das Richtige. Von Leuten, die den Pietro Castaletto besser kennen, ist mir gesagt worden, er sei ein erbarmungsloses Raubthier, wie's kein schlimmeres auf der Erde giebt; er tödte seine Opfer nicht, sondern lasse das Leben in ihnen fortzucken, um sie zu martern und ihnen immer auf's Neue das Blut auszusaugen zu können. Ich hasse ihn, wie nichts in der Welt, denn seit Jahren lebe ich in der beständigen Todesangst, er könnte einmal wie ein Tiger bei Nacht in unser Haus brechen und Gertrud von mir fortreißen. Das heißt — ich kenne ihn selbst ja nicht — doch ich hasse das Volk, das so von ihm spricht, ihn bewundert, liebt, den Teufel zu einem Gott macht. Wer mich von der Angst vor ihm befreien könnte! Ich habe des Nachts immer eine geladene Pistole an meinem Bett liegen — wenn er käme — aber ich weiß, sie hülfte mir nichts, eine Frau kann nicht mit ihr umgehen, würde nicht den Muth haben, die Entschlossenheit, wie ein Mann auf ihn zu zielen.“

Ich glaube, wenn meine Tagebuchblätter sich weiter

erhalten hätten, würde ich diese seltsamen Aeußerungen Frau Frenes an dem Abend fast wörtlich so darin finden. Ich hörte ihr stumm, halb verduht zu; daß ihre stete Besorgniß für Gertrud zu einem derartigen Uebermaß ausarten könne, machte mir fast einen krankhaften Eindruck, zumal sie früher noch nie mit einem Wort von solcher Furcht vor Pietro Castaletto oder einem sonstigen ‚Bravo‘ Erwähnung gethan hatte. Ich schob es auf eine momentane Erregung, in der sie sich aus anderem Anlaß befinden möge, und sie schien auch zu fühlen, daß sie sich zu einem thörichten Ausbruch nervöser Ueberreizung habe fortreißen lassen, denn sie brach ab und lenkte schnell zu etwas Anderem über. Doch immerhin mußte ihre Angabe von der Pistole, die neben ihr am Bett liege, auf einer Thatsächlichkeit beruhen, und wenn sie sich dieselbe auch wohl nicht zum Schutz grade gegen den weit entfernten Pietro Castaletto angeschafft hatte, ging doch daraus hervor, daß ihre leicht erregbare Phantasie sonst irgend einen nächtlichen Ueberfall befürchtete. Aber allerdings konnte ich sie mir auch nicht die Waffe gegen Jemanden habend vorstellen, wenn es nicht in blinder Verzweiflungsangst um ihres Kindes willen geschehe. Ich kannte wohl Frauen, denen ich solche Entschlossenheit zugetraut

hätte, doch auch aus ihren Augen sprach, was ihr Mund zuvor gesagt, sie würde im entscheidenden Moment vielleicht den Willen, aber nicht die Kraft, die Herrschaft über sich selbst besitzen, einen derartigen Vorfaß, zu dem sie sich vorbereitet und die Pistole zur Hand genommen, auszuführen. Sie war ein Weib und keine Italienerin, sondern eine Deutsche.

* *

*

Was immer den vollständigen Zerfall und Bruch zwischen ihr und ihrem Manne verursacht haben mochte, — ihrer Forderung gemäß rührte ich nie mit einem Wort daran — darüber konnte mir kein Zweifel bestehen bleiben, etwas Ungeheuerliches, über die Grenzen sonst vorkommender Treu- und Ehrlosigkeit Hinausgehendes mußte es gewesen sein, das einen Durchriß nicht nur in ihrem Leben, auch in ihrem Gemüth und ihrer Geisteskraft mit sich gebracht hatte. So klar sie meistens dachte und sprach, einen harmonischen Eindruck ihres Empfindens regte, ihr Kopf gleich einem Instrument, an dem eine Saite zersprungen; wenn diese durch einen Zufall, der sich nicht voraussehen ließ, berührt ward, gab sie einen fremdartigen, ich konnte mir's nicht anders nennen, als irren Klang. Doch nur hin

und wieder einmal geschah's und übte keine Wirkung, meine Liebe zu verringern, vielmehr diese, durch Mitleid erhöht, noch mehr zu verstärken. Das seelische Leiden, das sie in sich verschloß, ohne es verbergen zu können, trug etwas von einem geheimnißvoll ihr Wesen von innen heraus durchschimmernden Lichte an sich, tauchte mir auch ihre körperliche Erscheinung immer mehr in einen ätherischen Zauber, den meine Augen früher nicht wahrgenommen. Die Regung meines Herzens war langsam entstanden und großgewachsen, aber mir kam zur Erkenntniß, eine leidenschaftlicher veranlagte Natur mußte beim ersten Erblicken ihres Liebreizes von diesem überwältigt und vielleicht blitzartig zu glühendem Begehren entflammt werden. Von ihrer Hand allein schon ging Sinnberückendes aus, an den blassen Schimmer und narkotischen Duft einer Orangenblüthe in tiefer Abenddämmerung erinnernd; die Vorstellung, daß diese reglos auf dem Tisch liegende Hand sich emporheben, weich und warm um Stirn und Wange eines Beglückten legen könne, überfloß mit einem traumhaft-befeligen, süßbetäubenden Gefühl. Welch' ein Nichtswürdiger mußte Der sein, der diese Seligkeit genossen und fähig gewesen, durch ruchloses Verschulden die Liebe in Abscheu vor ihm zu verwandeln. Es war

ein Widerspruch; mein Hoffen hätte ihm dankbar dafür sein müssen, aber ich haßte den Elenden, dessen Namen sie noch forttrug.

War ihr Blick in dieser einen Richtung wirklich kurzichtig, oder wußte, ahnte sie wenigstens, was in mir vorging, wenn ich den langen Abend hindurch mit ihr zusammen saß? Eine Antwort konnte ich mir nicht darauf geben, oder der eine Tag hob auf, was der andre mir zu erwidern geschienen. Doch zuweilen verließ ich das Haus mit einer mich überschauernden Empfindung, und heimgekehrt benannte ich in schlaflosen Nachtstunden Irene eine Sirene. Aus einem Blick ihrer Augen, der Darreichung ihrer Hand bei'm Abschied war's mir gewesen, als wisse sie nicht nur, daß ich sie liebe, sondern sie trachte nicht danach, mein Gefühl für sie zu dämpfen. Dann rief ich mir Alles zurück, jedes ihrer Worte, jede heimliche Regung in ihren Zügen, und mein Herz klopfte wie berauscht: Ja, sie weiß es, sie duldet es nicht allein, sie will meine Liebe nicht auslöschen, sondern vermehren. Doch am nächsten Abend bedünkte Alles mich wieder wie Selbstbetrug, als ein anhaltloser Wahn; eine Freundin, der ich einen Trost in ihrer Einsamkeit bildete, kam mir mit herzlicher Begrüßung entgegen, nichts

weiter. So vergingen die Tage, die Wochen des Decembermonats.

* * *

*

Wenn es gewesen, kann ich genauer nicht mehr bestimmen, aber ich weiß, daß ich in jenen Wochen eine andere Meinung oder Anschauung von Pietro Castaletto bekam. In meiner Vorstellung — wenn ich mir überhaupt eine von ihm gemacht — war er ein süditalienischer Brigant der im Kirchenstaat wie dem Königreich beider Sicilien zahlreich vertretenen Art, ursprünglich ein Bauer, Hirte oder auf der Gasse herumlungerner Tagesdieb, der arbeitsunlustig eine lohnendere Beschäftigung darin gefunden, sich in unzugänglichen Bergschluchten ein Quartier zu suchen und von diesem sicheren Versteck aus mit einer Handvoll verwegenen Gefindels die Taschen und Geldtruhen seiner Landsleute zu erleichtern. Damit stand traditionell im Einklang, daß er sich nur an die Reichen hielt, die Geringbemittelten dagegen unbelästigt ließ, ja ihnen unter Umständen aus Klugheit sogar etwas von seiner Beute zutheilte, um gelegentlich auf ihre wenigstens passive Unterstützung bei einer Gefahr rechnen zu können. In den Augen Solcher wurde er dann zum Wohltäter

der Armuth, wegen seiner Großmuth bewundert, schließlich verehrt, und es entstand so die Legende von dem edlen, sein Handwerk eigentlich nur aus Gerechtigkeits-sinn betreibenden Räuberhauptmann, wie sie schon von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden und, weitergedrungen, zum Entzücken von Dienstmädchen und Ladenjungfern auch Eingang in die niedrigste Sorte deutscher Volksbücher gefunden hatte. Deshalb überraschte es mich nicht, eines Tags in dem kleinen Laden des einzigen ‚legatore‘ der Stadt, der sich natürlich ‚libraio‘ benannte, eine Art in Palermo gedruckter Zeitschrift oder Kalender wahrzunehmen, worin ich beim Blättern unter anderen, zum Vorlesen für das beinahe durchweg analphabetische Landvolk bestimmten Dingen auch eine ‚Lebensgeschichte‘ Pietro Castalettos antraf. Ich nahm das fast löschpapierne Heft zur Sprachübung mit mir, erkannte indeß bald, daß der Artikel über den ‚Bravo‘ nicht für gemeines Sensationsgelüst von einem Winkelscribenten, sondern in vortrefflicher Form von einem wirkliche Bildung kundgebenden Schriftsteller verfaßt sei, und noch unerwarteter nahm der Inhalt des Aufsatzes mein Interesse in Anspruch. Der, den ich der untersten Volksklasse angehörig gehalten, stammte aus einer hochangesehenen Familie in Catania, hatte in

Palermo die gelehrte Schule und Universität besucht, war dann ein wegen seiner Beredsamkeit und muthigen Selbstständigkeit bald zu bedeutendem Ruf gelangter ‚avvocato‘ gewesen, doch durch kühnes Auftreten gegen Willkürmaßregeln der napolitanischen Regierung im Auftrag derselben nächtlicher Weise heimlich aufgehoben und ohne gerichtliches Urtheil zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe fortgebracht worden. Es gelang ihm nach Ablauf von fünf Jahren zu entkommen, doch er sah nicht nur das Königreich, sondern ganz Italien sich verschlossen, und nachdem er längere Zeit auf dem Festland von Ort zu Ort umgeirrt und sich verborgen gehalten, hatte er, von glühender Liebe für seine Heimathinsel unwiderstehlich getrieben, sich in's Innere Siciliens zurückgeflüchtet, eine Anzahl Genossen, die um ihrer freiheitlichen Gesinnung willen ein ähnliches Schicksal getroffen, um sich versammelt und mit ihnen von der Wildniß um den Pizzo di Cammarata aus einen offenen Kampf gegen die Regierung begonnen, der ein redendes Zeugniß für die Schwäche der Staatsgewalt und ihre Wurzellosigkeit in der Bevölkerung bloßgelegt. Seit einer Reihe von Jahren schon überfiel er, blitzschnell sich hierhin und dorthin wendend, die königlichen Beamten, reiche Großgrundbesitzer, die ihren Unterthanen

das Blut entpreßten, um ihre Einkünfte am Hof in Neapel zu verprassen, Kirchen- und Klostergüter; seiner habhaft zu werden, fiel trotz hohem, auf seinen Kopf gesetzten Preis unmöglich, denn nirgendwo unter den Bauern und Hirten der Provinz Caltanissetta und wohl auf der ganzen Insel fand sich ein Verräther, den Lohn zu verdienen. Ausgesandte Carabinieri und Soldaten waren noch stets abgehehrt und erfolglos heimgekehrt; mancher von ihnen auch nicht mehr, sondern, von einer sicher treffenden Kugel in eine Felschrunde niedergestürzt, den Geiern und Adlern zur Beute gefallen. Castaletto führte allerdings das Leben eines Räubers und fast täglich Thaten eines solchen aus, doch er betrieb kein Brigantenthum gewöhnlicher Art, da er seine Anschläge lediglich gegen eine bestimmte Kategorie von Personen richtete und, was er diesen abnötigte, nicht zu seiner und seiner Genossen Bereicherung nutzte. Nur der nothwendige Lebensunterhalt ward davon bestritten, doch alles darüber Hinausreichende an erbeutetem Geld und Werthsachen in einer Truhe angesammelt, zu der er allein einen Schlüssel besaß. Von dem einmal in ihr Geborgenen kam nichts wieder hervor; der sich in ihr häufende Schatz sollte einem Zweck dienen, den indeß der Urheber des Ar-

tifels nicht angab, obwohl er davon unterrichtet zu sein schien. Doch mit äußerster Strenge überwachte der Hauptmann die Ablieferung jeder Kostbarkeit in die Truhe, hatte einmal im Begriff gestanden, Einen seiner Truppe, der einen Goldschmuck unterschlagen, kurzweg mit dem Dolch niederzustoßen, und ihm nur das Leben geschenkt, weil herausgekommen, daß der Schuldige das Halsband nicht für sich zurückbehalten habe, sondern um den Nacken eines von ihm leidenschaftlich angebetenen Mädchens damit zu zieren. Das hatte den Born Pietro Castaletto's beschwichtigt, so daß er den Unbotmäßigen begnadigte. In Manchem erinnerte er entschieden an den Carl Moor der „Räuber“; nur war er keine von der Phantasie des Dichters erschaffene Gestalt, sondern lebte in Wirklichkeit so, ein Duzend Meilen von uns entfernt, in der Gebirgseinsamkeit Caltanissettas.

Aus den Angaben des Schreibers über seinen Helden — denn als solchen betrachtete er diesen offenbar und bestrebte sich, dem Leser oder Hörer ihn so darzustellen — entnahm ich, daß Pietro Castaletto erst in der Mitte der Dreißiger stehe. Doch beschönigte der Aufsatz keineswegs Alles an ihm, suchte nur manche seiner Eigenschaften als aus dem ihm zugefügten Unzenen, Jenen der Alpen.

recht erwachsen und als ein Erbtheil seines leidenschaftlichen Blutes zu erklären. Er zeigte sich im Zähzorn gefährlich und zu Neußerstem fähig, wenn seinem Willen ein Widerstand entgegentrat; wie an ihm Gewalt geübt worden, scheute er dann nicht zurück, seine gewaltige Körperkraft ebenfalls zur Erzwingung des von ihm Gewollten zu benutzen. Doch meistens bedurfte er ihrer nicht, denn sanft redend und bittend, war er, Männern und Frauen gegenüber, nicht minder unwiderstehlich, als fordernd und drohend; er mußte in der That von der Natur mit leiblichen und geistigen Vorzügen reich bedacht worden sein, und es erschien wohl begreiflich, daß der ihm angeborene Freiheitsdrang sich durch sein herbes Lebensgeschick zu schrankenloser Selbstherrlichkeit gesteigert habe. Im Ganzen entsprach die Schilderung, mit der ihn der Redner auf der Piazza gekennzeichnet, durchaus derjenigen, die ich jetzt von ihm laß; nur gewann die letztere durch ihre eher nüchterne als überschwängliche Ausdrucksweise ein Gepräge der Glaubwürdigkeit, verstärkte dies noch durch Mittheilung mancher von ihm in Handlungen kundgegebenen Charakterzüge, die jedenfalls eine innerste Grundlage edler und zugleich romantischer Sinnesart bewährten. Er half Bedrängten aus der Noth, ohne irgend einen Gegen-

gewinn dabei im Auge zu halten; Todesgefahr schlug er für nichts an, wo es einem ihm Nahestehenden Beistand zu leisten galt, aber ebenso gleichmüthig=furchtlos hatte er auch schon sein Leben eingesetzt, ihm völlig unbekannte Kinder aus den Flammen eines brennenden Hauses zu retten. Sein Wort stand unerschütterlich fest, wie seine Freundestreue; daß die letztere sich ‚Freundinnen‘ gegenüber nicht grade ebenso wandellos bewähre, verschwieg sein Biograph nicht und war von einem heißblütigen Sicilianer, besonders bei seiner Lebensführung, auch kaum vorauszusetzen. Doch es legte ein redendes Zeugniß von der Macht ab, die er über das weibliche Geschlecht ausübte, daß einmal eine junge Dirne, deren er überdrüssig geworden, ihn vergiften gewollt, indeß im Augenblick, wo er arglos das dar gereichte Glas an den Mund gesetzt, ihm dies fortgerißen, selbst ausgeleert hatte und todt vor seine Füße hingefallen war.

Ein anderer Beweis aber ging mir aus der anonymen Schrift hervor, der für die Ohnmacht der Regierung, der Verherrlichung eines in offenem Kampf mit ihr begriffenen Gegners zu wehren. In den wenigen größeren Städten mochte sie vielleicht dazu im Stande sein, doch zweifellos war dies Hest im Innern

der Insel zu Tausenden von Exemplaren durch die Landorte verbreitet, konnte unbeanstandet überall ausgeben werden und eine Wirkung auf das Volk üben. Das warf ein eigenthümliches Licht auf die Vertreter der Staatsgewalt in den kleinen Städten; entweder wollten sie nichts davon wahrnehmen, oder sie drückten ein Auge zu, weil sie sich zu schwach fühlten und nicht getrauten, gegen etwas, womit die Masse der Bevölkerung heimlicher oder offener sympathisirte, einzuschreiten. In beiden Fällen erschien mir die Regierung ziemlich gleich übel berathen, und ich begann nachträglich die Aeußerung des Intendanten von Siracosa zu verstehen, daß „die drüben, auf dem Festland, in Manchem merkwürdige Ansichten hätten, die sie vielleicht etwas berichtigen würden, wenn sie einmal mit eignen Augen zu einer Anschauung herüberkämen“.

Doch ich konnte mir Zweierlei nicht verhehlen, daß durch meine Lektüre mir auch die Rechtszustände oder vielmehr die Willkür der Gewalthaber im Königreich beider Sicilien in eine recht fragwürdige Beleuchtung gerathen seien, und daß ich andrerseits eine durchaus veränderte, jedenfalls richtigere Vorstellung von dem ‚Brigantenthum‘ und der Persönlichkeit Pietro Castaletto's gewonnen habe. Zu welchem eigentlichen Zweck er die

Ausbeute seiner Raubüberfälle in der Truhe ansammle, blieb mir zwar unter dem Schleier, den der Artikelschreiber offenbar absichtlich darüber zog, undeutlich; aber meine bisherige Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen ihn konnte nicht umhin, sich zu einem gewissen Grad von Sympathie sowohl für den ‚Bravo‘, als für den Menschen umzuwandeln. Er gemahnte mich an Michael Kohlhaas, der jedem deutschen Gemüth trotz seiner Auflehnung gegen die geschriebene Satzung doch Antheilnahme einflößt. Ihm war schweres Unrecht widerfahren — wenn ihn nicht eine glückliche Fügung begünstigte, schmachtete er noch jetzt für ein Jahrzehnt auf der Galeere, vermuthlich als ein für immer körperlich und geistig gebrochener Mann — und er hatte, da ihm keine Wahl geblieben, sein Naturrecht an sich genommen, tyrannischer Bedrückung mit Gewalt Trotz zu bieten. Daß jedoch augenscheinlich nicht so sehr um seiner selbst willen, aus Haß und Rachsucht gegen die Zerstörer seines Lebens, als aus glühender Liebe für sein von Neapel aus verwahrlostes Heimathland und seine von Habgier und Willkür mißhandelten Landsleute. Ich hätte ihn gern einmal mit Augen gesehen, mich auch von den ihm so allseitig zugeschriebenen gewinnenden und imponirenden menschlichen Eigenschaften

zu überzeugen. Dazu freilich bot sich schwerlich eine Gelegenheit, und nach andrer Richtung wäre eine Begegnung mit ihm doch auch für mich wohl nicht grade als wünschenswerth zu betrachten gewesen.

Zweckdienlich dagegen bedünkte es mich, Frau Irene am Abend das Ffest mitzubringen, um ihrer eingebil deten Furcht vor dem „blutdürstigen Räuber“ damit abzuhelfen. Doch sie kannte die Schrift bereits — Domenica hatte sie ihr vor einiger Zeit einmal aus der Stadt mitgebracht — und war so von dem ihr eingewurzelten krankhaften Gedanken bewältigt, daß meine Vorstellung, vor einem Briganten dieser Art brauche sie gewiß weder für sich noch für ihre Kinder Angst zu hegen, keinerlei Wirkung bei ihr erzielte. Sie wollte merkbar nicht wieder auf den Gegenstand, der sie damals in eine thörichte Aufregung versetzt hatte, eingehen, sondern erwiderte nur kurz: „Ich weiß es besser — sie lügen Alle, mit der Feder wie mit dem Mund — und wenn sie es nicht thun, desto schlimmer!“ Aber daß sie dabei doch wiederum innerlich in einen ähnlichen Zustand gerieth, wie bei unserm ersten Gespräch über den ihr zum Schreckbild Gewordenen, gab sich darin kund, daß sie mit zitternden Händen das von mir mitgebrachte Blatt zerriß und in die Kaminflammen

warf, die für die kühle Abendluft angezündet worden. Ich hütete mich seitdem, wieder an dieser fixen Idee bei ihr zu rühren.

* * *

*

Zu der Zeit bekundete Frau Irene öfter ein früher nicht oder wenigstens nicht so zu Tage getretenes Interesse an dem Fortschritt meiner Arbeit. Sie wiederholte mehrfach die Frage, wann jene beendet sein werde, knüpfte einmal daran, ob die technische Anlage noch Schwierigkeiten zu überwinden habe, oder ob die Leitung auch von einem Andern nunmehr fertiggestellt werden könne. Ich hätte das Letztere eigentlich zu bejahen vermocht; meine Arbeiter hatten sich mit dem Plan des Ganzen völlig vertraut gemacht, waren der Mehrzahl nach nicht nur tüchtige, auch intelligente Leute und hätten im Nothfall vermuthlich das noch Erforderliche selbständig und zweckmäßig zu Stande gebracht. Doch gab ich diese Erwiderung nicht, sondern beantwortete die Frage damit, daß ich glücklich sei, noch mindestens ein Vierteljahr bis zur Vollendung meiner Aufgabe vor mir zu sehen, und nichts gegen die freudige Erwartung eintauschen würde, den Frühling auf der Insel zu erleben. Zwischen den Worten gerieth wohl wider

mein Wollen und Wissen zum Ausdruck, mit welcher Hoffnung ich jener kommenden Zeit entgegenblicke; zum ersten Mal, daß ich mich nicht vor einer derartigen Kundgabe behütete. Ich empfand, gleich nachdem mir die Aeußerung entflohen, Frau Irene habe das darin Verborgene aufgefaßt; sie schwieg kurz und versetzte dann: „Man bemerkt hier vom Eintritt des Frühlings kaum etwas; Sie sehen, wir kennen keinen Winter, das ändert sich auch im Januar nicht. Unvermerkt gewinnt die kühlere Luft mehr an Wärme, und überrascht empfindet man eines Tags, daß der Sommer da ist.“ Es war eine einfach-fachliche Antwort auf das von mir Gesagte, doch mein Herz klopfte schneller dazu. Ich hörte mehr in ihr und im Klang der Stimme: daß ich nicht erwarten müsse, ein Freundschaftsgefühl wandle sich plötzlich zur Liebe um. Mir konnte kein Zweifel bleiben, ihr Blick drang auch in mein Herz hinein; sie hatte verstanden, was ich nicht mit Worten ausgesprochen, und sie hatte sich vor ihrer Erwiderung bedacht, was sie entgegnen könne und wolle. Jedenfalls nichts, das mir die Hoffnung nehmen sollte.

So kam der Weihnachtabend. Den Italienern bedeutet er nichts, sie kennen seine Feier nach deutschem Brauch nicht, er ist ihnen jedem andern gleich. Doch

ich wußte schon vorher, daß wir ihn drüben heimathlich begehen würden, hatte bereits dabei geholfen, aus Gold- und Silberpapier Sterne und Figuren zum Aufputz eines Bäumchens für Gertrud herzustellen. Tannen und Fichten giebt es auf Sicilien nicht, an Nadelholz kommt nur um den Aetna eine Kiefernart vor, die der Entfernung halber sich nicht beschaffen ließ. Wir hatten deshalb eine Myrte mit da und dort ausgelichteten Zweigen an die Stelle gewählt und die gleichfalls mangelnden dünnen Wachskerzchen durch möglichst kleine Lämpchen aus buntem Papier ersetzt. Obwohl ich so alle Vorbereitungen mit getroffen, war es doch ein überraschend=lieblicher Augenblick für mich, als der fremdartige lichtumglänzte Weihnachtsbaum plötzlich und dennoch deutsch anheimelnd vor mir stand. Ich hatte das Zimmer nicht vorher betreten dürfen, sondern selbst wie ein Kind mit den beiden Kindern warten müssen, bis Frau Irene, welche die Lämpchen angezündet, kam, um uns zu rufen. Sie faßte Gertrud an der Hand, und führte sie vor ihr mit allerhand Spielzeug bedecktes Tischchen; ein Weilchen ging die Mutter ganz in dem Glück der Kleinen auf, und schattenlose Freude lag in ihrem Gesicht. Der Unterschied in den Naturen der beiden Geschwister trat charakteristisch hervor; Gertrud

stand reglos, die großstaunenden hellen Augen nicht von dem Lichtgewimmel zwischen den Zweigen abwendend, sagte wohl nach fünf Minuten nur leisestimmig: „Sind das die Sterne, die vom Himmel heruntergekommen sind, Mama?“ Es war ein Kind aus einem deutschen Märchen; der kleine Cecco dagegen stürzte mit seinem schwarzen Pupillengefunkt sofort unter lautem Freudengeschrei auf etwas unten an der Myrte hängendes Eßbares zu, riß es herunter, daß der Baum umzufallen drohte, setzte sich zu Boden und ließ hastig seine scharfen Zähne in das süße Gebäck hineinkracken. Die Lämpchen hielten etwa eine halbe Stunde aus, dann erloschen sie, ein's um's andre; als das letzte verglühte, war der Knabe bereits eingeschlafen, und Domenica trug ihn fort. Aber auch Gertrud fielen nicht lange nachher die Augen von der ungewohnten Herrlichkeit ermüdet zu, so daß ihre Mama die Kleine zärtlich auf den Arm hob und, wie sie's stets selbst that, gleichfalls zu Bett brachte.

Ich blieb so lange allein zurück, das Zimmer hatte etwas Traumhaftes für mich. So strahlten gegenwärtig überall, in jedem Hause jenseits der Alpen die Lichterbäume; ich dachte hinüber, in meine Kindheitsvergangenheit, doch zugleich auch in die Zukunft voraus

und, einer Vision gleich, sah ich Gertrud's blondes Köpfcgen in stummem Entzücken unter einer hohen deutschen Weihnachtstanne vor mir schimmern. Als Frau Irene wieder eingetreten, nahm unser Gespräch naturgemäß die Wendung, der jezigen Feier des Abends und der millionenfältigen Kinderfreude in Deutschland zu gedenken, doch die vorherige mütterliche Freudigkeit lag nicht mehr in ihren Augen, Schatten waren hineingerathen, wechselten rasch zwischen den Lidern hin und her. Manchmal saß sie eine Zeitlang verstummt, mit abwesenden Gedanken; ich kannte sie genugsam, um zu wissen, es beschäftigte sie innerlich etwas mit einer anwachsenden Erregung. Was es sei, verschwieg sie jedoch; nur hin und wieder begegnete ihr Blick einmal dem meinigen, oder vielmehr, es regte mir den Eindruck, als suche sie ihn auf, ihn zu halten, welche indeß stets nach kurzem Verharren ungewiß wieder von ihm zur Seite. Wir saßen später, die Mahlzeit miteinander einnehmend, bei Tische; sie hatte für den Abend einen vorzüglichen, feurigen Marsalawein aufsetzen lassen, schenkte mir öfter davon ein, ohne selbst ihr gefülltes Glas zu berühren, leerte dies indeß dann einmal mit einem Zuge aus. Nachdem die Schüsseln abgetragen worden, kam sie auf das vorher von uns Beredete

zurück, knüpfte in einem Uebergang daran, ihr höchster Lebenswunsch sei, Gertrud das nächste Mal und immer ein deutsches Weihnachtsfest bereiten zu können. „Helfen Sie ihr dazu, und lassen Sie uns mit Ihnen, unter Ihrem Schutz nach Deutschland zurückkehren!“ Das sagte sie ruhig, doch mit plötzlicher Bewegung griff sie nach meinen beiden Händen, hielt sie fast krampfhaft umklammert und fügte erregt hinzu: „Aber nicht im Frühling — jetzt — so bald als möglich; ich kann das neue Jahr hier nicht mehr erleben, es würde mich tödten. Wenn ich Ihnen so viel werth bin, daß Sie Ihre Arbeit für mich im Stich lassen —“

Ich fühlte in ihren schlanken heißen Fingern das Blut klopfen, ihre Glieder durchlief ein Zittern und sie sah mir bei den letzten Worten mit ihren Edelstein-
augen in's Gesicht, daß ich besinnungsverloren erwiderte: „Wenn Sie mit mir nach Deutschland gehen wollen, Irene — was gilt alles Andre mir dagegen — was thäte ich nicht für Sie!“ Mehr brachte ich nicht hervor; sie antwortete hastig: „Ja, ich weiß — ich wußte es, darum — doch nein, Sie sollen nicht um meinetwillen —.“ Ihre Hände rissen sich dabei ebenso plötzlich von den meinigen los, aber wie ich dann wieder nach ihnen faßte, ließen sie sich mir, und ich

flüsterte wohl mit glücktrunkener Stimme: „Zu jeder Stunde, Irene, wann Sie bereit sind! Mein Leben hat keinen andern Zweck mehr, als für Sie da zu sein — auch wenn Ihres es nicht für mich wäre. Aber sagen Sie mir, daß es das ist, werden kann — lassen Sie mir von Ihren Lippen ein Gedächtnißzeichen an diesen Weihnachtsabend in der Fremde kommen, an das ich Sie, wenn wir in der deutschen Heimath sind — wenn es Sommer geworden — erinnern darf! Dann bringe ich Sie dorthin, wär's über glühende Lava, mitten durch einen Ausbruch des Aetna!“

Das, oder ähnlich Ueberschwängliches habe ich vom Mund gestoßen und sehe noch ihre Haltung, ihre Züge dabei vor mir. Bei dem, was ihre Lippen mir geben sollten, hatte ich vielleicht noch an mehr als ein bejahendes Wort, an einen Kuß gedacht, doch sie stand unbeweglich, nur noch stärker als zuvor sichtbar am ganzen Körper von einem Beben überlaufen. Ihre Augen schlossen sich zu, als gerathe nach der heftigen Erregung eine schwindelnde Ohnmachtsanwandlung über sie; so wiederholte sie wie mit einer halb bewußtlosen Stimme: „Ein Gedächtnißzeichen verlangen Sie?“ Aber danach drehte sie sich um, brach einen kleinen Zweig von dem Weihnachtsbaum und reichte ihn mir:

„Hier ist eines“. Ein Myrtenzweig war's; seine Sprache schien meinem klopfenden Herzen mehr als Worte zu reden, für die zagende Scham ihr den Mund verschließe, und stumm beseligt küßte ich die Hand, die mir das köstliche grüne Sinnbild der Zukunft gab. Nun fand sie auch Worte und fügte nach: „Lassen Sie sich heut' damit genügen; Sie haben mir schon einmal etwas erfüllt, was mein Brief von Ihnen erbeten — versprechen Sie mir noch Eines, daß Sie von diesem Abend nicht mehr reden, nichts weiter von mir fordern wollen, ehe wir auf deutschem Boden sind.“ Ich stand willenlos unter ihrem Bann und gelobte es; heimlich durchzitterte mich ein Wohlgefühl dabei. Unser Weg führte viele Tage und Nächte lang durch einsame Gegenden oder nöthigte uns, Unterkunft in engem Ge- laß zu suchen. Sie verlangte mein Wort, daß ich sie so lange gleich einem Bruder geleiten werde, auch dann — ja, auch dann, wenn sie fürchte, vielleicht selbst einmal nicht stark genug zu bleiben, ihre heutige Bedingung zu wiederholen.

Vom weiteren Verlauf des Abends weiß ich nur noch, daß wir lange beratmend beisammen gesessen, und daß aus jedem Wort, das sie kundgab, hervorging, der Plan oder Entschluß sei ihr nicht heut' erst plötzlich

gekommen, sondern seit geraumer Zeit bereits langsam in ihr gereift. Sie hatte Alles überlegt, mit klarstem Vorausblick in Berechnung gezogen; die Hauptsache bildete, daß wir raschmöglichst an's ‚mare Jonio‘ gelangten, und sie hielt für besser, dieß in der Richtung nach Noto, als nach Siracosa zu erreichen. Der Weg zum ersteren sei zwar etwas länger und führe durch beschwerlicheres Gebirgsland, aber dafür sei es weniger bewohnt, setze nicht so vielen Begegnungen aus, und in Noto biete sich wahrscheinlich schneller eine Schiffsgelegenheit nach Messina. Außerdem würden die Verfolger muthmaßen, wir hätten uns Siracosa oder Catania zugewendet und uns dorthin nachsetzen.

Das ließ mir verständnißlos zum ersten Mal eine Frage vom Mund kommen, wer und warum denn Jemand sie verfolgen solle? Sie schlug ein paarmal ungewißhaftig mit den Lidern und erwiderte dann rasch: „Mein Mann — er würde mich tödten, ehe er mich aus seiner Macht fortließe. Ich besitze doch einen Werth für ihn, einen hohen — das hängt mit Verhältnissen zusammen, die Sie nicht — die ich Ihnen später — ich bin eine Gefangene in diesem Hause, die Mägde, besonders Domenica überwachen mich und haben in den Nachbargehöften drunten Helfer, die mich

gewaltfam zurückbringen würden, wenn sie bemerkten, daß ich fortzugehen suchte, um nicht wieder zu kehren. Sonst hätte ich längst mit Gertrud — wenn ich allein gewesen, trotzdem, eine Gefahr hätte es dann nicht für mich gegeben — aber wie sollte ich allein das Kind bei Nacht, im Dunkel, auf unbekanntem Wegen — wir wären nicht weit genug gelangt, wenn der Morgen gekommen, sie würden uns eingeholt, im Versteck gefunden haben, ich hätte nicht Nahrung genug für Gertrud mit mir führen können — und was dann geschehen wäre —“

Sichtlich trat ihr dabei eine Vorstellung vor die Augen, die sie mit tödtlicher Angst um die Kleine überwältigte; doch dann ward sie wieder ruhiger und kam mit der vorigen, Alles sorglichst erwägenden Verstandesthätigkeit auf ihren Entwurf und das für ihn Nöthige zurück. Keinen leinsten Verdacht bei den Mägden zu erregen, war das erste Erforderniß; ich sollte in den nächsten Tagen nur zu einem kurzen Nachmittagsbesuch vorkehren, dann bis zum Schluß der Woche ganz fortbleiben; sie wollte fallen lassen, ich sei durch Krankheit abgehalten. Während dessen rüstete sie Alles für die lange Fußwanderung; wir mußten das Haus bei Nacht verlassen, wenn die Mägde in

festem Schlaf lagen; an eine Beförderung zu Wagen war wenigstens im Anfang von unsrer Stadt aus nicht zu denken, da nach Irene's Ueberzeugung auf Niemanden unter der ganzen Bevölkerung Vertrauen zu setzen sei. Ich bemühte mich vergeblich, mir irgend eine Erklärung oder Vorstellung davon zu bilden, wie der Einfluß ihres Mannes, dessen Namen ich nie von einem Munde drunten nennen gehört, so weit reichen und welches hohe, offenbar materielle Interesse er an ihrem Hierverbleiben besitzen könne; ein unerhellbares Dunkel lag darüber, wie über seiner ganzen Persönlichkeit und Allem, was mit ihm zusammenhing. Da mir daran zu rühren verwehrt war, beschränkte ich mich auf die Frage, weshalb sie sich nicht unter den Schutz der Carabinieri in Oh—e stelle, dieß nicht schon früher gethan habe, um mit sicherem Geleit fortzukommen. Doch sie zuckte kurz die Schulter: „Damit hätte ich uns die Flucht am sichersten unmöglich gemacht; glauben Sie, daß Einer gegen ihn oder gegen seinen Willen die Hand heben würde? Ihre Frage zeigt mir, daß Sie wenig von dem ahnen, was um uns ist und vorgeht — und dann, ich war mittellos. Vielleicht würde ich es doch versucht haben, wenn ich so viel an Geld besessen hätte, um damit bestechen zu

Jensien, Jeniets der Alpen.

können. Aber es fehlte mir an Allem — ich mußte mit gebundenen Händen warten, ob mir eine Hilfe komme — und auch das muß ich von Ihnen erbitten, annehmen, daß Sie unterwegs für unsern Unterhalt sorgen, die Kosten unsrer Schifffahrt von Noto aus bestreiten. Erst in Neapel, vielleicht auch erst später in Deutschland kann ich es Ihnen zurückerstatten.“

Mich überkam es daraus mit einer Glücksempfindung; sie ruhte mit allen ihren Hoffnungen, ihrem Zukunftsleben völlig auf mir. Doch zugleich war ich von einer neuen Ueberraschung oder Unbegreiflichkeit angefaßt worden, und unwillkürlich ließ ich die Augen über die kostbare Ausstattung des Zimmers hingehen. Wie jede meiner Regungen, verstand sie indeß auch diesen stummen Blick von mir sogleich, denn sie sagte rasch: „Nichts von Allem gehört mir — oder wenn ich es verwerthen wollte, könnt' ich's nicht, ohne den gefährlichsten Argwohn zu wecken. Aber auch sonst verfüge ich kaum über mehr, als ein Schulmädchen an Taschengeld besitzt; man hat mir die Flugfähigkeit gut genommen, wie einem Vogel in vergoldetem Käfig. Alles, was der Hausstand erfordert, wird von Domenica bezahlt; sie gehorcht jedem Auftrag von mir, denn sie ist stets auf's Reichlichste versehen. Aber ich hätte

meine Magd bestehlen, berauben müssen, um selbst Geld in die Hand zu bekommen, und sie ist klugbedacht. Mir ist einmal der Gedanke aufgestiegen, sie im Schlaf zu tödten —“

Ein Schauer überrüttelte Irene und sie brach ab; den vielen Räthseln hatte sie mir ein neues, doch zugleich eine Erklärung ihrer hilflosen Gebundenheit hinzugefügt. Sie kam nun auf unsere Nöthigung, nächtllich aufzubrechen, zurück und sie bestimmte den vorletzten December dazu. Mir entzog's, warum nicht eher, nicht morgen; doch auch das hatte sie schon vorbedacht erwogen. Wir bedurften unumgänglich einiger Helle für unsere Wanderung, um nicht zu langsam vorwärts zu gelangen, und früher reichte das Mondlicht, das erst grad' mit feinsten Sichel heut' begann, nicht aus, um gefährliche Felsabstürze deutlich erkennen zu lassen; das Kleinste zog sie mit der Umsicht eines erfahrenen Fußgängers, die ihr unverkennbar aus mütterlicher Sorge erwuchs, in Rechnung. Gertrud sollte vom Mittag vorher bis zum späten Abend schlafen, um mit möglichst frischer Kraft zu beginnen. Doch trotzdem werde sie nach einigen Stunden ermüdet sein — und was dann? Irene blickte mich bei der Frage an; ich versetzte: „Dann trage ich die Kleine, bis sie

selbst wieder weiter kann.“ Sie hatte meine Antwort vorher gewußt, die ihre Augen mir gleichsam an einem Strahlenbände über die Lippen heraufgezogen, und reichte mir stumm dankend die Hand; ich konnte nicht widerstehen, diese mit Küßsen zu bedecken. Eine kurze Weile lang ließ sie mir schweigend die Hand so, doch dann drängte sie mich fort; es sei spät geworden, um der Mägde willen müsse ich gehn, und auch sie sei müde, bedürfe der Ruhe. Das bestätigte ihr Gesicht, nach der mannigfachen Erregung des Abends trug es deutliche Zeichen der Ermattung. Mit einem schwachen Lächeln grüßte sie mir nach, als ich ging, hielt mich noch einmal an: „Sie haben Ihre Christkindbescheerung nicht mitgenommen, ist sie's Ihnen nicht werth?“ Ihre Hand deutete nach dem Myrtenzweig, den ich auf den Tisch gelegt und dessen ich im Abschieds Augenblick nicht gedacht. Hastig ergriff ich ihn, um ihn an die Lippen zu drücken; noch leiser als vorher ging dabei wieder das matte, von Uebermüdung sprechende Lächeln ihr um die Mundwinkel, dann befand ich mich draußen.

Domenica brachte mich an's Thor, das sie vor mir aufschloß und hinter mir verriegelte; meine Augen be-
maßsen sie mit andrem Blick als bisher. In ihrer Unterwürfigkeit war sie die Hüterin eines Gefängnisses,

das Geschöpf, das wir am meisten zu fürchten hatten. Doch ich dachte ihrer nicht lange; in einem taumelnden Zustand kam ich durch das tiefe Nachtdunkel mit meiner kleinen Leuchte halb unbewußt über die Schlucht und in meine Behausung. Einen Weihnachtsabend wie diesen hatte ich noch nicht erlebt; um mich kreisten die Wände, in mir die Gedanken und Empfindungen. Ich erinnere mich, daß ich den Myrtenzweig nahm und seine Blättchen zählte. Sie hätten eine Bedeutung, sagte ich mir traumhaft; ihre Zahl sei derjenigen der Wochen gleich, die mich noch von der Vollerfüllung des Glückes trennten. Und mit zitternden Händen rechnete ich sie zusammen, wieder und wieder; sechsundzwanzig waren es, ein halbes Jahr, von der Wintersonnenwende bis zu der des Sommers, zu seiner „Hochzeit“. Das gleiche Wort war's mit Hochzeit.

Aber dann kam ich zum Nachdenken, zur verstandeshätigen Ueberlegung. Zweifellos drohte dem Entkommen Irene's aus ihrem Hause eine mir in Dunkel gehüllte, doch darum nicht minder wirkliche Gefahr, der bei einer unglücklichen Fügung auch meine Beihülfe nicht gewachsen sein konnte. Heiß und kalt überließ es mich bei dieser Vorstellung; zum ersten Mal faßte mich ein unheimliches Gefühl zwischen dem fremden Volk an,

von dessen geheimem Thun und Trachten ich nach der Aeußerung Irene's nichts ahnte. Ich sann vergeblich umher, meine Gedanken nahmen die wunderbarlichste Richtung. Mir kam's, mich um Beistand an Pietro Castaletto zu wenden, ihn in seinen Bergen aufzusuchen. Nach Allem, was ich über ihn erfahren, war er hülfbereit und edlen Regungen zugänglich, besonders wo es sich um den Schutz einer Frau und eines Kindes handelte. Doch ich verwarf den Plan wieder; die Ausführung war zu schwierig, vor Allem zu unsicher, den Bravo aufzufinden. Endlich schoß mir etwas auf, das ich gleich in's Werk setzte, indem ich rasch einen Brief an den Intendanten von Siracosa schrieb. Er hatte sich äußerst zuvorkommend, ja freundlich besorgt für mich erzeigt, mir seine Unterstützung in einem Nothfall angeboten. So theilte ich ihm mit, ich befinde mich in einer dringlichen Gefahr und bäte ihn, wenn es ihm irgendmöglich falle, mir eine kleine Truppe zuverlässiger Carabinieri zum Beistand zu schicken; ich sei gern alle Kosten dafür zu tragen bereit. Hoffentlich werde das Eintreffen derselben bis zum Abend des 30. December noch stattfinden können; ich beschrieb die Lage der Tenuta Irene's, wo ich die Hülfsmannschaft nach dem Einbruch der Dunkelheit erwarten würde.

Am Schluß meines Schreibens zuckte mir ein plötzlicher Einfall durch den Kopf, die Angelegenheit in den Augen des Intendanten wichtig zu gestalten, und ich fügte schnell nach, es handle sich um Großes, um nichts Geringeres als die Ergreifung des Briganten Pietro Castaletto. Die Sicherung Irene's war wohl eine Lüge werth.

Fast hatte ich bis zum Morgen gewacht, und als der erste Lichtschimmer kam, begab ich mich über die Schlucht zurück, um in einem der Gehöfte drüben den schnellfüßigen Jungen ausfindig zu machen, der mir zweimal die Nachrichten von Irene herübergebracht. Es gelang mir bald, und ich versprach ihm dreißig Lire, wenn er in zwei Tagen den Brief nach Siracosa besorge, da ich Nothwendiges für meine Wasserleitungsarbeit darin bestellt hätte. Der ragazzo fiel beinahe vor Schreck über die Summe, die ich ihm verheiß, hintenüber, stürzte dann in's Haus, kam im Nu mit einem großen Stück Maisbrod in der Hand zurück und sprang in der gleichen Minute schon davon. Ich war überzeugt, daß er ohne Anhalt Tag und Nacht laufen werde, um in der Zeit, die ich ihm zur Bedingung gemacht, bis nach Siracosa hinzukommen.

*

*

*

Sa, ich stand willenlos unter ihrer Macht, unter der meines Hoffens, meines Herzschlags. Um sie nicht durch ein Zeichen, daß auch mir Befürchtung gekommen sei, zu ängstigen, verschwieg ich ihr mein Beistandsgesuch an den Intendanten, das mir außerdem bei ernüchterterer Ueberlegung wenig aussichtsvoll mehr erscheinen wollte. Auch wenn jener im Stande und gewillt war, meinem Wunsch Folge zu leisten, ward mir's höchst unwahrscheinlich, daß eine rechtzeitige Ankunft noch möglich fallen werde. Der Bote konnte mit der größten Geschwindigkeit kaum in achtundvierzig Stunden die Stadt erreichen, Unberechenbares eher eine Verlängerung herbeiführen; dann verging unabwendbar Zeit, ehe der Intendant einen Entschluß faßte, den Carabinieri Befehl erteilt und diese zum Aufbruch bereit wurden. Ihren Marsch bis zu uns mußte ich auf drei Tage veranschlagen; so ergab sich, daß jede Verzögerung genüge, sie zum Abend des 30. December nicht mehr hergelangen zu lassen. Von diesem Termin aber wollte Irene, obwohl ich sie zu bestimmen trachtete, unsern Fortgang einen Tag später anzusehen, durchaus nicht abweichen. Sie erklärte, es müsse sein, bis zur Neujahrnacht dürften wir nicht warten, was man in dieser unternähme, gelinge nicht. Das klang

abergläubisch, allen ihren sonstigen, auf Vernunft begründeten Anschauungen fremd entgegengesetzt, aber sie bestand fest darauf, und den Grund, der mich zum Aufschub drängte, konnte und wollte ich nicht kundgeben. Obendrein nicht, da ich mehr und mehr Zweifel in seine Stichhaltigkeit setzte, vermuthlich nur ein zweckloses längeres Warten anrieth. Und ich stand in Allem, was sie erwoh und anordnete, unter ihrem Bann, der kein eignes Denken in mir Geltung gewinnen ließ. Ich hatte am Weihnachtsabend völlig vergessen, in Betracht zu ziehen, in welcher Weise wir außer Gertrud auch den kleinen, überhaupt zum Gehen unfähigen Cecco mit uns führen sollten. Wie ich dies zur Rede brachte, antwortete sie rasch, hörbar gleichfalls von ihr vorbedacht: „Ich kann ihn nicht tragen und Sie ebenso wenig, da Sie genug Bürde an Gertrud haben werden, wenn sie nicht weiter kann. Wir müssen ihn zurücklassen, und das flößt mir auch kein Bedenken ein, denn Domenica liebt ihn und wird gut für ihn sorgen. Sind wir Andern in Sicherheit gelangt, findet sich wohl eine Möglichkeit, ihn nachkommen zu lassen.“ Ich mußte ihr Recht geben, ein anderer Ausweg blieb unter den vorhandenen Umständen wohl kaum übrig, doch ich fühlte, die letzte Nachsägung kam ihr nicht

vom Herzen, galt mir, einem Vorhalt, den ich ihr sonst machen könne, zu begegnen. Sie trachtete nicht danach, den Anaben wirklich wieder zu erhalten, denn sie liebte ihn nicht; er war der Sohn seines Vaters, den sie haßte. Einen Augenblick schoß mir der Gedanke auf, Cecco sei vielleicht doch nicht ihr Kind, sondern das Domenica's, die von ächt sicilianischem Typus war, schön an Wuchs und Gesichtszügen, mit heiß funkeln- den, schwarzen Augensternen. Die Vermuthung hätte ein Licht in manches Dunkle geworfen, traf indeß doch wohl nicht zu. Warum sollte sie es mir verhehlt haben, statt ihr unmütterliches Handeln an dem Kleinen dadurch zu begründen?

So verblieb es also bei dem festgesetzten Tag oder vielmehr seiner Nacht, und ich verwendete so viel Zeit als möglich fiel darauf, stundenlang die Richtung nach Noto über's Gebirg zu verfolgen und den Weg, den wir einschlagen mußten, sorglich auszukundschaften. Von einem solchen war indeß kaum die Rede; südwärts über Ragusa führte eine verwahrloste, zur Nothdurft befahrbare Straße nach unjerm Hafenziel, doch wir konnten uns nur einem oft kaum wahrnehmbaren Berg- pfad geringster Art vertrauen. Dafür freilich ging er durch fast vollständig unbewohnte Leere, berührte keine

einzig größere Ortschaft, wie ich auf vorsichtige Erkundigung von einem Hirten in Erfahrung brachte, und verbesserte sich, sobald er das Bett des kleinen Fließchens Tellaro erreichte, um dann verhältnißmäßig gut und sicher bis nach Noto hinzubringen. Mit Gertrud mußten wir uns gefaßt halten, vier Tage zu gebrauchen, und uns für so lange mit Lebensmitteln ausrüsten. Ich vergewisserte mich, daß meine Pistole, die ich von Neapel mitgenommen, in Ordnung sei, kaufte mir in einer Handlung der Stadt einen Dolch. Alle diese Dinge führte ich mit Ueberlegung aus und doch in einem halb traumartigen Zustande, in dem Tag und Nacht meine Sinne mich festhielten. Um wie immer zu erscheinen, setzte ich täglich nach hergebrachter Weise die Anleitung meiner Arbeiter fort, doch erteilte ihnen dabei manche erst für später in Betracht kommende Weisungen und verschaffte mir die Ueberzeugung, sie würden auch ohne mich die Anlage jetzt zweckentsprechend zur Vollendung bringen. Aber selbst die Vorstellung, daß durch mein Fehlen dennoch etwas daran mißglücken könne, berührte mich kaum. Das Werk, an dem ich beinahe ein Vierteljahr lang thätig gewesen, war mir so geringfügig und bedeutungslos gegen die mir bevorstehende wichtigere Aufgabe geworden, von der meine

Lebenshoffnung abhing, daß ich leichten Herzens das halb Vollbrachte im Stich ließ. Schlimmsten Falls konnte jeder beliebige italienische Techniker es mit Leichtigkeit zu Ende führen, und der materielle Lohn für meine Arbeit kam mir nicht in Betracht. Die Möglichkeit eines Mißlingens hatte mir schon, ohne mich zu sehr zu beunruhigen, bei meiner Hierherkunft vorgeschwebt, sich nur in seltsam anderer Weise erfüllt, als ich sie damals in Anschlag zu bringen vermocht.

Nach der Abrede schränkte ich meinen Verkehr bei Irene auf kurze Tagesbesuche ein, nur einmal bat sie mich, bis zum Dunkelwerden zu bleiben, weil sie meiner Hülfe bei etwas bedürftig sei, und führte mich im lezten Dämmerlicht an den oberen Rand ihres Gartens, wo dieselben die undurchdringliche lebendige Wand von *Opuntien*cactus und Agaven begrenzte. Doch zu meiner Ueberraschung zeigte sie mir eine unter dem wilden Stachelgeflecht verborgene niedrige Thür, die einen von draußen her durch den Boden gegrabenen Zugang hier einmünden lasse; ein früherer Eigenthümer der Tenuta müsse ihn als Ausweg für irgendwelche Fälle hergestellt haben, sie besitze keinen Schlüssel zu der Thür, doch es sei nothwendig oder wenigstens höchst wünschbar, diese zu öffnen, damit wir durch sie

in der Nacht möglichst geräuschlos fortgelangen könnten. So suchte ich am nächsten Tag auf der andern Seite des dornenstarrenden Bollwerks nach dem dortigen Eingang, entdeckte ihn erst nach ziemlich langer vergeblicher Mühe zwischen den dickfleischigen Blättern des *fico d'India* versteckt und kam dann mit einem Duzend von Schritten im Dunkel an die mir von innen gewiesene Thür. Meine mitgenommene Handlaterne ließ erkennen, daß jene ein sehr künstliches Schloß besitze und mit keinem gewöhnlichen Schlüssel zu öffnen sei; es blieb nichts Andres übrig, als sie mit Werkzeugen, die ich für solchen Fall bei mir führte, in dem eingemauerten Pfostenrahmen zu lockern und gewaltsam aufzusprengen. Die Arbeit war der Enge des Ganges halber und besonders, weil ich möglichst bis zum Hause hinüberdröhnenden Lärm vermeiden mußte, zeitraubend schwierig; doch endlich gelang sie, ich kehrte nach außen zurück und setzte mich erhitzt und etwas abgemattet auf eine bankartige Felsrippe. Das brachte mir unwillkürlich die Sturmnacht in's Gedächtniß, in der ich hier, jedenfalls nicht weit entfernt, auf das Kommen des Mondes wartend, auch so geseßen, und blitzartig fuhr mir plötzlich durch den Kopf, der hochgewachsene, jählings vor meinem Blick wie in die Erde hineingesun-

fene Mann im Weißmantel sei damals kein visionäres Gaukelspiel meiner Augen gewesen, sondern ein wirklicher, hier in den ihm bekannten geheimen Zugang zu der Tenuta niedergetauchter Mensch. Dann konnte es sich aber um Niemand anders dabei gehandelt haben, als um den Mann Irene's; dem entsprach sowohl die Frage Gertrud's, „ob der Papa das Armband neulich mitgebracht habe,“ als ebensosehr der hastig geschriebene Zettel, den ihre Mutter mir zugeschickt, ich möge an dem Tage nicht hinüberkommen. Wie ich mir Alles noch weiter zurückrief, konnte kein Zweifel bleiben. Ich hatte richtig vorher das Licht in ihrem Schlafzimmer auslöfchen gesehen, doch jenes nachher, als ich über die Schlucht gekommen, wieder gebrannt. Sie war von ihrem Manne, der einen Schlüssel zu der unterirdischen Thür besaß, nächtllich überrascht worden, und er war den nächsten Tag über bis zur folgenden Nacht bei ihr im Hause geblieben, doch offenbar so, daß Gertrud ihn nicht zu Gesicht bekommen. Dagegen wußte jedenfalls Domenica davon, und ich verstand jetzt nachträglich ihre von einem Lachen begleitete Antwort auf meine Frage nach dem Befinden ihrer Herrin: „Warum sollte die Signora unwohl sein? Ich wollte, daß ich es so gut hätte, wie sie.“ Herr von G. war vermuthlich

der äußeren Erscheinung nach ein schöner Mann, und sie hätte gern die Stelle seiner Frau bei ihm eingenommen.

Also während meines Hierseins, erst vor etwas mehr als einem Monat war er noch einmal drüben gewesen, um einen Tag und zwei Nächte lang dort zu bleiben. Mir stieg das Blut bei der Erinnerung an jene Antwort Domenica's heiß in die Schläfen, mehr indeß noch, wie ich mir Irene vorstellte, als ich sie zuerst wiedergesehn, sie angegriffen und blaß erwartet, doch statt dessen von blühenderer Gesichtsfarbe und mit einem fremdartig zwischen den Augenlidern hin und her flackernden Glanz angetroffen hatte. Vom Fieber hatte ich beim Anfühlen ihrer heißen Hand gemeint, und zweifellos waren ihre Nerven, ihr ganzes Wesen auch in einer fieberhaften Erregung oder wohl richtiger Nachwirkung gewesen. Wie in einem sinnebetäubenden Rausch — das Gleichniß hatte sie selbst auch selbst an dem Abend gebraucht, „man solle sich eigentlich immer in einem Rausch erhalten,“ und dazu so be fremdlich mehrmals ihr Glas ausgeleert.

Da lag Unerklärbares, ein neues, größtes Räthsel — oder wenigstens wick ich sehen, zum Wollen unfähig, vor einer Deutung zurück. Irene hatte mir, wie in so

Vielem, die Wahrheit damals verhehlt; warum? — ich ließ die Frage nicht an mich herankommen, wehrte ihr gewaltjam, Macht über mich zu gewinnen. Auch damit mußte ich warten, bis sie selbst mir eine Antwort geben werde; Eines, das Wichtigste, war unzweifelhaft: sie haßte, verabscheute ihren Mann, trachtete um jeden Preis seiner Macht zu entkommen. Ob sie diesen Entschluß schon früher gefaßt hatte oder erst durch sein letztes Erscheinen bei ihr dazu gedrängt worden war, das blieb gewiß, sie fürchtete als das Schlimmste, in seiner Hand zu bleiben und nochmals hilflos von ihm so überfallen zu werden.

*

*

*

So näherte sich die letzte Decemberwoche ihrem Ende, und ich beobachtete allabendlich das Anwachsen der schmalen Mondichel. Auf ihr ruhte unser Untersingen; mit einer gewissen Bewunderung erkannte ich, wie genau Irene gerechnet habe. In der That mußte die Helligkeit zum ersten Mal in der festgesetzten Nacht ausreichend werden, um uns den selbst bei Tage nicht leicht innezuhaltenden Pfad erkennen und verfolgen zu lassen; ein Aufschub von vierundzwanzig Stunden wäre selbstverständlich auch zum letzteren Zweck vortheilhafter

gewesen. Aber sie ließ sich von ihrem Voratz nicht abbringen, hegte offenbar wirklich eine abergläubische Scheu vor der Neujahrnacht. Oder entsprang ihr Beharren bei dem Termin einem andern Grund, den sie mir verschwieg? Jedenfalls vermochte ich auf keinen zu gerathen, und nach meiner Erfahrung stand das oftmals sich Widersprechende zwischen klar=vernünftigem Denken und einem sensitiv=mystischen Empfinden mit ihrer ganzen Natur so im Einklang, daß es allerdings auch keiner andern Erklärung für ihr Festhalten an der vorletzten Decembernacht bedurfte.

Durch Mancherlei, was mir in der jüngsten Zeit zu halber Kenntniß gekommen, war ich aber doch auf die uns umgebenden öffentlichen und geheimen Zustände, die mir zuvor nur sehr geringes Interesse eingeflößt, aufmerkamer geworden, und in einer absichtlich mit einem meiner Arbeiter angeknüpften Unterhaltung erkundigte ich mich jetzt einmal in unauffälliger Weise nach seiner Ansicht von der Regierung des Königreichs und der Meinung, die das Volk über sie hege. Ich stand auf sehr gutem Fuß mit ihm, schätzte ihn als den Intelligentesten unter meinen Leuten, und wahrnehmbar legte er auch zu mir das Zutrauen an den Tag, unverhohlen auf meine Fragen zu antworten. Dennoch

ward ich bei einem Manne seines Standes von dem in's Einzelne sich erstreckenden Wissen überrascht, daß er über die Verhältnisse und alle maßgebenden Persönlichkeiten besaß. Aus seinem Munde hörte ich zum ersten Mal die Namen der napolitanischen Minister, von denen er jeden mit kurzen Worten scharf kennzeichnete. Schmeichelhaft waren die entworfenen Bilder für keinen; wer noch am besten fortkam, zwei oder drei, trug den Stempel völliger Unfähigkeit oder augendienerischer Charakterschwäche auf sich. Die meisten Namen sind mir entfallen, nur die des Ministers des Innern, Santangelo und des Polizeichefs del Carretto, im Gedächtniß geblieben, weil ich erfuhr, daß sie die Allmächtigen seien und Alles, was geschehe, von ihnen herstamme. Außerdem noch der Name des Monsignore Celestino Cocle, der als Beichtvater des vollständig bigott-pietistischen Königs diesen ganz und gar beherrsche und die dadurch erlangte Gewalt mit jenen beiden Andern theile. Die Drei belegte mein Gewährsmann mir gegenüber scheulos mit den stärksten Bezeichnungen der darin reichen italienischen Sprache; das deutsche Wort „Schurken“ hätte äußerst matt dagegen geklungen. Es gab für Niemanden Gesetz und Recht, als für Solche, die mit ihnen gemeinsame Sache machten; die

Willkür, geradezu das Verbrechen führten überall die Herrschaft, jedes Amt wurde mit einem Günstling der Mächthaber besetzt oder an einen Meistbietenden verkauft, der sich dann durch verdoppelte Erpressung für seinen Preis bezahlt machte. Tausende schmachteten in Gefängnissen; das leiseste mißliebige Wort oder persönliche Feindschaft reichten hin, heimlich verhaften, einzelfern, auf die Galeeren schleppen zu lassen. Spione der Regierung horchten allerorten, hoch für ihre Denuncirungen belohnt; wenn je Leute den Namen von Briganten verdient hätten, seien es die gegenwärtigen Minister. Nur hielten Räuber gemeiniglich noch untereinander Treu und Glauben, während jene sich gegenseitig mißtrauten und betrögen. So ging es schon seit Langem fort; vor fast zwei Jahren bereits hatte in einem von einer geheimen Druckerei verbreiteten Flugblatt gestanden, del Carretto eifre Nero nach, Santangelo raube, der König sage Gebete her und Monsignore öffne täglich die Pforten des Himmels und der Erde. Das brachte mein Berichterstatter nicht mit der sonst üblichen exaltirten italienischen Lebhaftigkeit vor, sondern in ruhig ernst gehaltener, durch nichts als maßlos berührender Sprache, so daß an der vollen Wahrheit seiner Mittheilungen nicht wohl zu zweifeln war. Obgleich

ich mich im Auftrag der Regierung in Ch—e befand, fürchtete er unverkennbar keinen Angeber seiner Aeußerungen in mir; ich schien mir bei meinen Arbeitern volles Vertrauen erworben zu haben. Aber ich gelangte jetzt erst zu einer Erkenntniß, mit welchen Augen man mich bei meiner Ankunft, wie in den Ortschaften, durch die ich unterwegs gekommen, angesehen hatte; fraglos als einen Spion, und Maso hatte mich klüglich als ‚Svizzero‘ ausgegeben, weil ‚Tedesco‘ für seine Landsleute ‚Austriaco‘ bedeutete und man nicht ohne Grund Oesterreich als Beschützer und Forterhalter der Mißherrschaft in Neapel und ganz Italien betrachtete.

Ich erfuhr noch, daß Francesco Saverio del Carretto der Vorgänger des gegenwärtigen sicilischen Vicekönigs Duca Luigi di Maio in Palermo gewesen sei, und daß der Letztere — selbstverständlich ein Neapolitaner, wie alle Beamte auf der Insel — an der gleichen allgemeinen Mißachtung theilnahm. Er hatte grade in letzter Zeit mehrere Willkürverfügungen erlassen, die besondere Entrüstung hervorgerufen, darunter auch erst vor einigen Tagen einen erhöhten Preis von fünftausend Lire auf die Einlieferung Pietro Castaletto's, lebendig oder todt, gesetzt. Dessen that der Erzähler freilich nur mit einem spöttischen Lachen Erwähnung;

sichtlich hegte auch er keinerlei Besorgniß, daß sich irgend Jemand auf Sicilien finde, um den Lohn zu verdienen. Ich trennte mich von ihm mit einem eigenthümlichen, neu über mich gerathenen Gefühl. Daß es mit Vielem unter dem bourbonischen Regiment in Neapel übel bestellt sein müsse, hatte ich mir allerdings selbst bereits sagen können. Aber zum ersten Mal war mir ein Empfinden gekommen, der Kraterschlund des Aetna berge nicht das einzige auf der Insel glühende unterirdische Feuer, und ein baldmögliches Fortgelangen von ihr sei vielleicht auch noch aus anderem Grund, als dem, der Irene dazu antrieb, für uns rathsam.

* * *

*

Demgemäß war Alles für die Nacht des 30. December vorbereitet, nur Eines hatten wir nicht in Rechnung gezogen, ob der Himmel mit unserm Beschluß einverstanden sei, und er bewies uns, daß die Ausführung des Beschlusses nicht allein von unserm Willen, sondern sogar in erster Reihe von seinem Verhalten abhängt. Der Tag begann wie gewöhnlich, nur stellte der Regen sich etwas früher als sonst ein und nahm nach einigen Stunden nicht ab, vielmehr an Heftigkeit

noch immer mehr zu. Das ganze Firmament lag von einer bewegungslosen schweren, schwarzen Wolkenmasse überdeckt; wenn es so blieb, drang voraussichtlich auch nicht der leiseste erhellende Mondschimmer hindurch. Und es änderte sich mit dem Fortschritt des Nachmittags, dem Eintritt des Abends nicht. Mehrfach begab ich mich hinüber, um Rücksprache mit Irene zu nehmen, die mich jedes Mal bei der aufgebrochenen Thür des geheimen Ausganges erwartete. Sie hoffte immer noch auf eine Besserung und Klarwerden des Himmels, doch traf ich sie bei jeder Wiederkehr merklich in gesteigerter Unruhe an. Als ich etwa um die siebente Stunde, der Abrede gemäß, noch einmal mit meiner Leuchte den vertrauten Weg machte, fiel es mir kaum mehr möglich, durch die Schlucht zu gelangen. Das Wasser überschäumte in einer Fülle, die ich noch nie zuvor gesehen, tosend die natürliche Brücke des Felsen-geblöcks, es war ein Wagniß, auf dem schlüpfrigen Gestein der strudelnden Wucht des unbändigen Gewässers zu trotzen. Der Versuch glückte indeß noch eben; ich fand Irene meiner harrend und in einer, aus dem Klang ihrer Stimme vernehmbaren zitternden Aufregung. Aber sie mußte mir beipflichten, daß die Nacht ausichtslos, ein Verschieben unsrer Absicht bis zur

nächsten unumgänglich geboten sei. Man gewahrte nichts über zwei Schritte hinaus, einen Pfad zu finden, war undenkbar. Wie ich ihr obendrein die Gefahr für Gertrud, auch die, welche eine völlige Durchnässung mit sich führe, zu lebhafter Vorstellung brachte, stand sie zuletzt schreckerfüllt von dem Unausführbaren ab. Es war vis major, die den Aufschub bis zur nächsten Nacht gebot; der Aufforderung Frene's, für den Abend mit in ihre Wohnung zu kommen, folgte ich nicht nach, sondern fand für rathamer, wie in den leztbergangenen Tagen um der Mägde willen das Haus nicht mehr zu betreten. Eine Vorgabe enthielt's nur, die mir schwer fiel, da sie meinem eignen Verlangen entgegenstand; doch die von mir erbetene Schutzmansschaft aus Siracosa konnte in diesen Stunden eintreffen, mußte dann durch mich empfangen und unterrichtet werden. Wenn es geschah, wollte ich trotzdem noch diese Nacht benutzen, mittelst des Ganges unbemerkt zur Tenuta zu gelangen, der muthmaßlich noch Wachenden ein Zeichen geben und sie veranlassen, unter dem sichernden Geleit doch den Weg anzutreten. Wir konnten Gertrud ganz in Decken einschlagen, abwechselnd einer der kräftigen Männer sie tragen, so daß ich mit der Leuchte den Pfad auszukundschaften vermochte, dessen Verlauf mir im Anfang

durch mehrfaches Begehen wenigstens nicht fremd war. Derartig ward es möglich, in etwa zwei Stunden eine kleine, im leeren Gebirg belegene Steinhütte zu erreichen, bis zu der meine Wanderungen sich erstreckt hatten, sie als Schuttdach zu verwerthen und im ersten Morgengrauw zum Weitermarsch aufzubrechen. Außerdem übrigens war es am besten, die beiden Mägde im Schlaf zu überraschen, zu binden und zu knebeln, daß sie vorderhand jedenfalls unfähig blieben, durch die mir unbekannt, aber ihnen offenbar zu Gebot stehenden Mittel Leute zu unserer Verfolgung zusammenzubringen.

Dies Vorhaben behielt ich für mich, nahm von Irene bis zum Morgen Abschied und begab mich, als sie in's Haus zurückging, zum Abwarten an den Außenrand des Ganges. Doch eine Stunde um die andre verfloß, ohne einen Klang vom Herannahen der Erharthen vernehmen zu lassen. Als meine Uhr Mitternacht zeigte, sagte ich mir, es sei unmöglich, selbst wenn sie sich auf dem Weg hierher befänden, daß sie in der Finsterniß den von mir bezeichneten Weg auffinden könnten. Das Wahrscheinliche oder eigentlich Zweifellose aber bilde, sie kämen überhaupt nicht, da der Intendant sich nicht bemüht hat gesehen habe, meinem

Schreiben zu willfahren. Was ging ich ihn denn im Grunde an? Er hatte sich mit der italienischen Höflichkeit, die keinen Inhalt unter sich barg, angeboten, mir eventuell behülflich zu sein, aber es war kindlich einfältig gewesen, darauf Hoffnung zu setzen und einen Plan zu bauen. Zumal da ich, nach meiner jetzigen Kenntniß einer allgemeinen dumpfen Volksgährung auf der Insel, mir sagen mußte, er selbst werde vermuthlich eine größere Anzahl von Carabinieri aus Siracosa nicht entbehren können. Vieles war mir aufgegangen, darunter auch eine fast zur Gewißheit gewordene Hypothese, die Macht, deren Herr von G. sich durch die Domenica zu bedienen vermögen würde, müsse darauf beruhen, daß er in einer geheim-intimen Verbindung mit etwas stehe, was alle Gemüther innerlich erfülle. Fraglos hielt er dabei nur einen Selbstsuchtszweck im Auge, doch anders konnte es nicht wohl sein; sie waren ihm botmäßig, weil sie eine hohe Erwartung auf ihn setzten.

Die meinige auf den Intendanten dagegen hatte mich sichtlich und selbstverständlich enttäuscht, doch die Verzögerung unseres Wegganges durch die Witterung bedauerte ich eigentlich nicht. Sie war mir vorher um der morgen verstärkten Mondhelle willen erwünscht ge-

wesen, und der Himmel begann Anzeichen einer Besserung für den nächsten Tag zu geben. Die Dunkelheit blieb zwar die nämliche, aber der Regenturz nahm an Heftigkeit ab, da und dort deutete einmal ein leiser Schimmer, der vom Mondlicht herrühren mußte, daß die Wolkendecke anfangs, zu einer Auflösung hinzuneigen. Um durch Schlaf Kraft und Ausdauer für die morgige Nacht zu gewinnen, beschloß ich, nach Hause zu gehen, und es wurde dringliche Zeit dazu, denn über die Schlucht zurückzukommen war jedenfalls des noch mehr erhöhten Wassers halber nicht mehr möglich, sondern ich mußte sie über die Berghöhe hin umholen, und meine schon seit so vielen Stunden brennende Leuchte konnte schwerlich noch lange aushalten. So begab ich mich auf den mir zwar nicht völlig unbekanntem, doch wenig vertrauten weiten Ummweg, hatte indeß den obersten Verlauf der Felskluft noch nicht erreicht, als ich mehr mit einem Gefühl, als mit dem Gesicht etwas Dunkles vor mir wahrnahm oder empfand. Ich hielt es für den Rand der hier sich von der Bergwand herunterziehenden macchia, doch plötzlich warf es sich über mich, daß ich rücklings zu Boden schlug, ein halbes Duzend von Händen hielt mich niedergedrückt, mir den Mund verschlossen, daß ich keinen Laut auszustößen vermochte,

Jemand ergriff die mir entrißene Laterne, die offenbar meine nächtliche Anwesenheit in der einsamen Gegend kundgegeben hatte, und bei ihrem Schein unterschied ich undeutlich die Gesichter mehrerer über mich gebückter fremder Männer. Mein erster Gedanke war, ich sei in die Hände von Räubern gerathen, welche eines der Gehöfte zu überfallen beabsichtigten; ich vernahm sie in mir kaum verständlich werdender Mundart Muthmaßungen über mich austauschen, von denen ich indeß doch so viel auffaßte, daß sie mich als einen ‚emissario‘ betrachteten und rathschlagten, ob sie mich von der Felswand in die Schlucht hinunterstürzen sollten. Dann hörte ich eine Stimme halblaut meinen Namen nennen, was den über mich gehegten Verdacht nicht zu bessern, im Gegentheil zu verschlimmern, sie zu bestärken schien, daß ich ein ‚Spion‘ sei, und ich machte mich für den nächsten Augenblick auf die Ausführung ihres Vorhabens gefaßt, denn zugleich griff eine Hand nach meinem Hals. Aber, wie ich, da der verschlossene Mund mich zu ersticken drohte, mit halb vergehendem Bewußtsein noch faßte, nicht um mir die Kehle zuzuschnüren, sondern ich fühlte nur kurz etwas an mir zerren, sah danach das Licht der Laterne sich näher über mich bewegen und hörte dann eine Stimme mit artigem Ton sagen:

„Seusi, signore, sbagliammo!“ Ueber das, worin sie sich getäuscht hatten oder woran sie dies auf einmal erkannte, gaben sie mir nicht weiter Aufschluß, verschwanden im nächsten Augenblick, die Leuchte neben mir auf dem Boden lassend, so jählings, als sie erschienen. Noch ziemlich wie betäubt von dem Sturz und dem ganzen, kaum mehr eine Minute langen Vorgang, richtete ich mich, mechanisch an mir niedersehend, halb auf, traf mit dem Blick auf etwas fremdartig an meiner Brust Herabhängendes und erkannte erst nach einigem Besinnen, daß es das kleine, mir von Majo bei'm Abschied gegebene Ledersäckchen mit dem wunderkräftigen ‚abitino‘ darin sei, das ich gewohnheitsmäßig an der Seidenschnur um den Hals fortgetragen. Es war mir von diesem bei'm Ringen, meinem instinktiv geleisteten Widerstand herausgeglitten, oder, mir kam's, wahrscheinlicher hatte die Hand, die sich nach meiner Kehle gestreckt, es heraufgerissen, und zwar so gewaltsam, daß es dabei aufgegangen war. Etwas Farbiges schimmerte mir drauß entgegen, das kein bräuchliches Amuletbild der Madonna oder eines Heiligen sein konnte; unwillkürlich beleuchtete ich es und gewahrte verwundert, das Täschchen enthalte statt eines solchen ein Stückchen dreifarbigem Bades; näher betrachtet,

ermies dieses sich als ein winziges Abbild der mir in letzter Zeit einmal zufällig zu Gesicht gerathenen *Bandes-tricolore Siciliens*. Das hatte Sonderbares, aber plötzlich ging mir ein Verständniß seiner Bedeutung auf. Das Bändchen mußte von Tausenden so als Abzeichen eines geheimen Bundes getragen werden, zu dessen Mitgliedern auch die Leute zählten, von denen ich überfallen worden. Sie hatten hier eine nächtliche Zusammenkunft getroffen, hielten vielleicht in der *macchia* etwas Wichtiges verborgen, zu dessen Auskundschaftung sie mich gekommen glaubten, und ich dankte mein Leben dem Umstand, daß Einer die Schnur an meinem Hals entdeckt und getauscht worden, auch ich gehöre jenem Bunde an. Zu solchem Zweck hatte offenbar der gute Maso mich mit dem absonderlichen ‚*abitino*‘ versehen, sich von mir versprechen lassen, es zu tragen und nur bei einer bringenden Gefahr zu öffnen.

Etwas unsicheren Ganges setzte ich meinen Weg fort, der Boden schien mir unter den Füßen zu schwanken, aber noch mehr, fühlte ich, that er dies in übertragener Bedeutung. Was ich gewissermaßen nur theoretisch aus den Mittheilungen meines Arbeiters entnommen, hatte sich mir eben praktisch bestätigt; es war auf der Insel etwas im Werke, das gleich einem jähen Ausbruch des

Aetna drohen konnte; als wahrscheinlich kam mir, der kleine nächtliche Trupp habe in einer Felshöhlung zwischen dem Gestrüpp Waffen zusammengehäuft. Was beabsichtigt werden mochte, so befand sich zweifellos die Hand des Herrn von G. mit dabei im Spiele, dadurch war er vor einem Monat hierhergeführt worden, und ein gleicher Anlaß ließ vielleicht täglich einmal seine Wiederkehr befürchten. Aus dieser Besorgniß mochte auch Irene's unruhvolles Fortdrängen entsprungen sein; meinen Gedankengang begleitete im Stillen ein erlösendes Gefühl, daß sich der neuliche Besuch ihres Mannes bei ihr dahin erkläre, er habe sich im Hause verborgen gehalten, um bei Nacht in der Stadt geheimen politischen Zwecken nachzugehen. Sie kannte diese, bangte vor ihnen, vielleicht um Gertrud's willen, und solcher Furcht hatte die fieberhafte Nachwirkung zu Grunde gelegen, in der ich sie damals, als er sie wieder verlassen gehabt, angetroffen.

Im Dunkel tappend, wörtlich und figürlich, ging ich weiter. Meine Laterne erlosch, doch der Regen hatte völlig aufgehört, und ein ganz matter, die Wolken durchdringender Schimmer ermöglichte mir, mich Schritt für Schritt in der die Schlucht umholenden Richtung fortzutasten. Droben in der Luft fuhr es ab und zu

wie ein Stoß mit eigenthümlichem Gebrause einher, zwei miteinander ringende Winde mußten dort in heftigem Kampf liegen; obwohl die Nacht in ihre zweite Hälfte getreten, ward es nicht, wie sonst gegen den Morgen hin, kühler, sondern wärmer. Ich brauchte wohl fast noch eine Stunde, um bis zu meiner Wohnung zu gelangen, suchte im Dunkel mein Bett und fiel schwerermüdet rasch in tiefen Schlaf.

* * *

*

Als ich aufwachte, wußte ich zunächst nicht, wo ich sei. Ich hatte geträumt und als Knabe am Berghang hinter dem Gehöft meiner Eltern Quellen in Röhren geleitet, um drunten Holzmühlen von ihnen treiben zu lassen. Noch vor den geöffneten Augen drehten sich mir ihre Räder herum, ich sah das spritzende Wasser vom Sonnenauffall in Regenbogenfarben blinken.

Dann kam mir mit einem Schlage die Befinnung. Blicke Sonne fiel auf mein Bett; ich sprang jäh auf, durch's Fenster sah mir wolkenloser Himmel entgegen. Und doch stand ich unter dem Bann eines seltsamen Gefühls, von dem ich mich wohl eine Minute lang nicht frei machen konnte. Mir war's jetzt umgekehrt, als seien die Opuntien, Agaven und Oliven

draußen, ganz Sicilien und Alles, was ich drauf erlebt, nur ein phantastischer, noch andauernder Traum gewesen, aus dem ich gleich zur Wirklichkeit jenes Heimathales meiner Kindheit aufwachen müsse. Wie wildfremd, unbegreiflich, mit einer Schreckempfindung überschauernd, lag Alles vor meinem Blick da.

Doch dann wußte ich's, es war wirklich und ich kein spielender Knabe, sondern der, welcher heute seine ernsthaft begonnene Wasserleitungsarbeit in Ch—e unvollendet im Stich lassen wollte, um eine Frau, die er liebte, vor einer dunkel drohenden Gefahr für sie und für sich selbst zu behüten. Der Uebergang, der sich zu diesem Bewußtwerden, dieser Erkenntniß in meinem Gefühl vollzog, bildete vielleicht den verwunderksamsten und verworrensten Zustand, in den das Leben mich jemals versetzt.

Ein hoher Lorbeer draußen, dessen Spitzen sich flatternd hin- und herbogen, ließ mich erkennen, daß heftiger Wind gehe; wie ich das Fenster öffnete, schlug mir eine gegen gestern wohl um zehn Grade erhöhte Lufttemperatur entgegen. Ich begab mich zu meinen Wirthsleuten, um Alles, was ich ihnen schuldete, zu berichtigen; am Schluß des alten Jahres, gab ich vor, sei das in meiner Heimath so Brauch. Die Wasser-

masse in der Schlucht hatte sich verringert, ermöglichte wieder das Hinüberkommen; Irene wartete schon an dem nämlichen Platz, wo wir uns getrennt, auf mich. Sie nicht unnöthig zu beunruhigen, verschwieg ich, was mir in der Nacht begegnet war; ob ich auch kurz davon bedroht gewesen, stand es doch in keinem Zusammenhange mit unjerm Vorhaben, wenigstens nicht in einer dieß direct bedrohenden Weise. Sonst allerdings empfand ich, daß der Vorfall doch nicht ganz wirkungslos an mir vorübergegangen sei, vielmehr etwas meiner Natur Unbekanntes, eine nervöse Erregbarkeit hinterlassen habe. Es ward mir nicht leicht, sie Irene, die es möglichst in der ihrigen zu beschwichtigen galt, zu verbergen; ich sprach ihr mein volles Vertrauen auf eine gesicherte Mondnacht aus und daß diese, um der Helligkeitszunahme willen, günstiger sein werde, als die vorige gewesen wäre. Eine erneuerte Abrede hatten wir kaum zu treffen, die Bestimmungen von gestern wurden nur auf heute übertragen. Alles war gerüstet; um zehn Uhr sollte ich mich am Hause einfänden und dort im Schatten eines großen Vorbeerstrauches warten, bis Irene mir durch ein Lichtzeichen kundgäbe, die Mägde lägen im Schlaf und sie komme mit Gertrud auf dem Arm. Sie wollte vorher dafür sorgen, daß

die Thür nur angelehnt sei und, gleichfalls um kein Geräusch zu verursachen, ihre Schuhe ablegen, bis sie in's Freie gelangte. Wenn sie sich auch sichtlich gewaltjam beherrschen mußte, ihre abergläubische Furcht vor der Neujahrnacht jezt, da wir zum Ausbruch in dieser genöthigt worden, zu verhalten, so erwog und beschloß sie doch alles Nothwendige mit der klaren Verstandesumsicht, die sie von Anfang an bei der Entwerfung des Planes gezeigt. Um nicht bemerkt zu werden und damit auch ihre Abwesenheit vom Hause Domenica nicht etwa auffällig erscheine, kehrte ich nach kurzer Besprechung in meine Wohnung zurück und begab mich von dort zu einer letzten Besichtigung der Thätigkeit meiner Arbeiter. Der Tag war noch lang, ich mußte seine Stunden ausfüllen und ertrug's nicht, sie beschäftigungslos in meinem Zimmer zuzubringen.

Denn — so seltsam es war und ich es mir durchaus grundlos nannte — aber auch ich vermochte einer seit der Nacht über mich gerathenen Unruhe nicht Herr zu werden. Durch was sie eigentlich veranlaßt sei, oder worauf sie sich richte, wußte ich mir nicht zu beantworten; doch sie war da und ließ sich nicht abschütteln, ein unbestimmtes Mißgefühl, halb gemüthlicher, halb körperlicher Art. Die letztere Hälfte fand aller-

dingß mit dem Weitergang des Tages eine Erklärung und dadurch wohl zu einem Theil wenigstens gleichfalls die mit ihr verknüpfte geistige Bedrückung. Bei unbewölktem Himmel verstärkte der Wind sich noch, wuchß zum Sturm an, und zugleich ward die Luft immer heißer, als ob sie von einem überheizten Ofen ausströme. Offenbar begann ein Scirocco hereinzubrechen; in geringerem Maße hatte ich einen solchen schon zweimal erlebt, ohne indeß an mir selbst zu erfahren, daß er einen lähmenden Einfluß auf die leibliche und seelische Energie der Menschen ausübe. Aber diesmal faßte unverkennbar auch mich seine Wirkung an, er regte auf und verminderte dabei die Kraft, den Nerven die Herrschaft des Willens und des Verstandes aufzuzwingen. Bald nach der Mittagßstunde kam der afrikanische Wüstenwind hohltönig rollend von Süden herüber, wie wenn er einen dumpfbrausenden Wellenschwall gekochter Luft vor sich aufpeitsche. Dazwischen klang's gleich dem Fauchen und Zischen eines Raubthiers, und es war, als kauere dies sich auf wenige Schritte Entfernung zum Ansprung nieder, stoße einen Glutathem aus dem drohend aufgerissenen Rachen hervor. Binnen Kurzem hingen alle Blätter schlaff an den Zweigen herunter, die Thiere verkrochen sich, oder

lagen wie leblos am Boden ausgestreckt, die Hühner drückten sonderbar ihre Schnäbel so tief als möglich in Erdrissen und Löcher hinein, in denen noch kühlere, zum Athmen brauchbarere Luft vorhanden schien. Bisher war der Himmel klar geblieben, doch allmählich fing er an, sich zu trüben. Nicht von Wolken, aber sein Blau ward bleifarbig, wo die Sonne stand, röthlich; ein Staubnebel breitete sich über Allem aus, raubte die Fernsicht oder ließ wenigstens jeden Gegenstand nur mehr unsicher, wie durch einen Schleier wahrnehmen. Mir klopfte ängstlich das Herz; von Minute zu Minute verdichtete das Grau sich, schwand auch für diese Nacht die Hoffnung auf Mondhelle. Schon um vier Uhr regte der Tag den Eindruck, in Abenddunkel auszulöschen. Trotzdem ward die Hitze noch unerträglicher, die Rippen verdorrend und die Brust zusammenschnürend; eine Mattigkeit fiel auf die Glieder, daß sie den Dienst verweigerten, völlig erschlafft gleich den Blättern, hingen die Arme mir an der Seite nieder. Ich war in Schweiß gebadet, und doch mehr noch, als von der Schwüle, von einer immer höher anschwellenden inneren Bangniß. Sichtbar stand der Himmel uns feindselig entgegen, wollte abermals die Ausführung unsrer Abücht vereiteln. Mir kam, daß

ich gehört, der Scirocco gehe zuweilen in Stunden vorüber, könne jedoch auch drei Tage lang andauern.

Dann geschah plötzlich etwas, was ich im ersten Augenblick nicht begriff, so daß es mich bei meiner psychischen Erregung mit einem heftigen Schreck durchfuhr. Aus der Luft schlug jählings ein dichter, trockener, der Farbe reifer Vogelbeeren gleichender Regen herunter, in einem Nu das Hausdach, den Erdboden, alles Laub mit einem mehrlartigen rothen Ueberzug bedeckend. Gespenstisches lag in seinem Niederschließen aus der dämmernd verfinsterten Atmosphäre, zu unheimlichem Anblick erschien die Nähe und Weite umher in eine einzige riesenhafte Blutlache verwandelt. Ich bedurfte eines festen Zusammenraffens meiner Sinne, um mir zu sagen, es sei der ‚Blutregen‘, von dem ich ebenfalls vernommen, daß der afrikanische Sturm ihn als einen besonders gefärbten Staub mancher Stellen der Sahara auftraffe, zu ungeheurer Höhe emporwirble und dann und wann bis nach Sicilien hinübertrage. Eine einfache meteorologische Erklärung für die Vernunft war's, doch meine Nervenreizung ließ sich nicht dadurch beschwichtigen; ich konnte ein Zittern am ganzen Körper erst mit Mühe zur Ruhe bändigen.

Dazu half mir indeß jetzt der Himmel. Der rothe

Wüstenstaubregen dauerte nur einige Minuten hindurch an, endete fast wie mit einem Schläge, und unmittelbar danach begann ein helleres Licht zurückzukehren. Der Tag war doch noch nicht zu Ende, die Sonne stand noch über dem Horizont, drang bald als glühender Feuerball durch den sich rasch wieder verdünnenden Nebel und ging, beinah noch zu strahlenwerfender Klarheit gelangend, unter. Ich stand in athemloser Erwartung; die Wucht des Windes mäßigte sich allerdings nicht, aber seine uns bedrohende Weigabe, die Luftverdunkelung, löste sich augenscheinlich, mählich immer weifenloser zerrinnend, auf. Was unser Vorhaben wieder gefährdet hatte, schwand hin, das Fortbestehen des Scirocco selbst konnte uns nicht hindern.

Die Dinge, die ich leicht in den Kleidertaschen zu tragen im Stande war und deshalb mit mir nehmen wollte, lagen schon seit dem vorigen Abend bereit; mit meinen Waffen, dem Dolch und der ziemlich kurzen, noch neuartigen geladenen Percussionspistole steckte ich, eh' das Dunkel einbrach, Alles zu mir und wartete dann ab, daß der Mond, der bereits am Himmel stehen mußte, seine Wirkung geltend mache. Dieß dauerte meiner Ungeduld länger, als ich erwartete, die Luft war offenbar doch noch nicht so staubrein, seinem schwächeren

Licht nicht mehr an Widerstand entgegensetzen zu können, als dem der Sonne; nach und nach indeß begann wieder ein Heiligkeitschimmer um die Oliven vor meinem Fenster zu weben, allmählich stark genug werdend, um mich die Zeiger auf dem Zifferblatt meiner Uhr unterscheiden zu lassen. Aber die Zeit schien mir unglaublich langsam zu schleichen, in mir selbst jedenfalls ging eine viel schleunigere Bewegung vor. Jetzt diente die Lautlosigkeit des Raumes um mich dazu, meine Sinne in Aufregung zu erhalten; ich hörte Geräusche, die zweifellos nicht wirklich waren, dazwischen meinen eignen, mir an's Ohr heraufklopfenden Herzschlag. Wie ich einmal den Finger auf die Pulsader legte, fühlte ich die Blutwelle sich mit fieberhafter Geschwindigkeit fortzuschellen. Anormales war in mir, mein immer wiederholtes auf die Uhr Sehen ein Zeichen hochgradiger Nervenspannung. Ebenso, daß ich zwecklos berechnete, wie weit wir gegenwärtig sein könnten, wenn wir in der gestrigen Nacht aufgebrochen wären. In einer Gebirgsöde stand das Bild Irene's und Gertrud's mir visionär greifbar vor den Augen; die Einbildungskraft behauptete merkbar Uebergewalt über meine Sinne und meinen Willen. Um etwas zu thun, ging ich im Zimmer umher und ordnete an

den Gegenständen darin, als ob ich es noch morgen, noch Wochen und Monate bewohnen würde.

Damals ist mir wohl nachträglich eingefallen, auch meine Tagebuchblätter mitzunehmen, und ich muß in dem ungewissen Mondlicht nur einen Theil derselben ergriffen haben; wenigstens kommt mir das wahrscheinlicher vor, als daß die verlorengegangenen später aus der Tasche geglitten sein sollten. Mein an Verworrenheit grenzender Zustand in jenen Stunden macht mir das Erstere sehr glaublich; ob er einer Zusammenwirkung des auf mich geübten nächtlichen Ueberfalls und des Scirocco entsprungen sein mochte, oder Irene ihre mystische Scheu vor der Neujahrsnacht auf mich übertragen hatte, ich unterlag einem Einfluß, der stärker war, als meine geistige Beherrschungskraft. Das steht mir in deutlichem Erinnerungsgefühl, wenn ich an jenen Abend zurückdenke.

*

*

*

Endlich war die schleichende Zeit so weit vorgeschritten, daß ich mich, wenn auch etwa um eine halbe Stunde früher, als verabredet, auf den Weg machte; ich ertrug das Bleiben in meiner Wohnung nicht länger, konnte jedenfalls ebensowohl drüben ein Abwarten fortsetzen. Vielleicht lagen die Mägde heut' doch schon

etwas zeitiger im Schlaf, Irene wollte ihnen zur Feier des ‚San Silvestro‘ einen schweren Marsalawein zum Abendtrunk gestatten, den die Sicilianerinnen als besondere Köstlichkeit schätzten; es war zu hoffen, daß sie sich dem Genuß rasch hingeben und er bald eine einschläfernde Wirkung auf sie üben würde. Als ich an die Schlucht kam, stand der Mond klar, beinah schon vollgerundet am Himmel, aller Staub war aus der Luft abgesunken oder vom Wind, der mächtig noch immer um mich sauchte, weggekehrt. Mit sonderbarer Empfindung überschritt ich zum letzten Mal die Steingebirgsbrücke, jeder Fußtritt darauf bedünkte mich wie schon aus Knabenzeit her vertraut. Wie ahnungslos hatte ich vor noch nicht ganz zwei Monaten den ersten Uebergang hier versucht und mit welchen dunkelumnebelten, allmählich sich aufhellenden, bangenden und von Hoffnung belebten Gefühlen war ich später so oftmal im Mondlicht oder bei dem Schein meiner Leuchte herüber und hinüber gefehrt. Mich rührte als undankbar an, daß ich die letztere, die mir so viel Hülfe zu meinem künftigen Lebensglück geleistet, einsam drüben zurückgelassen, doch sie wäre mir auf der Wandrung nutzlos und hindernd gewesen. Von meiner Stube hatte ich gleichgültig Abschied genommen, hier in der Mitte der Schlucht blieb ich wohl

eine Minute lang stehen. Sie machte mir einen symbolischen Durchschnit; auf der einen Seite hinter mir lag meine Vergangenheit, vor mir auf der andern die Zukunft.

Dann war ich durch den Gang unter den Spuntien an die Tenuta gelangt, stand im schwarzen Schatten des Lorbeerbusches geborgen und hielt den Blick unverwandt auf das Haus geheftet. Nichts regte sich in ihm, die Fenster der Wohnstube Irene's zeigten sich wie gewöhnlich erhellt, doch das festgesetzte Lichtzeichen erschien nicht. Zu früh war's, ungefähr noch eine halbe Stunde, bis die italienische Thurmuhr drunten in der Stadt ihre zweiundzwanzigste Stunde schlagen konnte. Der von Süden herstehende Wind mußte mir den Schall herübertragen, einstweilen rüttelte er nur die Bäume zu unablässigem Gebrause und Geknarr. Manchmal klang's wie das Stöhnen und Seufzen einer Stimme, öfters knackend, als ob ein schwerer Fußtritt sich auf einen dürren Zweig niederseze. Unter Mitwirkung des weißen Glanzes und der tiefschwarzen Schatten war's einbildnerisch-aufregend, so zu stehn und zu warten, hier noch mehr als in der Stille meines Zimmers. Ich sagte mir, daß ich meine Nerven fest in der Gewalt zu halten trachten müsse, damit

sie mir keine Sinnes Täuschung vor Augen und Ohr brächten.

Und trotzdem geschah's, ich hörte einmal wieder einen knackenden Ton, und mir war's, als tauche vom oberen Gartenrand, aus der Richtung des geheimen Zuganges her eine Gestalt auf, die, nur einen Augenblick vom Mond angestrahlt, gleich wieder unter dunkel überhängendem Buschwerk verschwinde. Offenbar war das der Beginn eines Gaukeltrugs meiner Sinne.

Und nun noch verstärkter. Greifbar deutlich sah ich die Gestalt abermals zum Vorschein kommen, kaum zehn Schritte vor mir rasch über einen hellbeglänzten Fleck gehen und vor der Hausthür spurlos auslöschen. Nur ein leises Knarren der Thür klang noch.

Plötzlich durchschloß es mich wie mit einem elektrischen Schlag. War das wirklich eine Täuschung der Augen, meiner überreizten Nerven gewesen? Die hochgewachsene Gestalt hatte einen landesüblichen großen Bliesmantel getragen, genau wie jene, die ich schon einmal da draußen so in die Erde versinken zu sehen geglaubt und deshalb für eine Vision gehalten. Aber fraglos war es damals nicht Täuschung, sondern Wirklichkeit, war der Mann Irene's gewesen.

Ihr Mann — und wieder war er's — das hatte sie in dieser Nacht befürchtet —

Klar stand's vor mir, doch ein Schrei, den ich droben im Zimmer ausstoßen hörte, bestätigte es noch voll. Alle Besinnung verließ mich, ich sprang auf die Hausthür zu, die bekannte Treppe im Dunkel hinan und riß die Stubenthür auf.

Ein Bild, unauslöschlich meinem Blick eingegraben. An der andern Seite des Zimmers gewahrte ich einen jetzt baarhäuptigen und vom Mantel entkleideten kraftvoll hohen und breitschultrigen Mann mit geistig belebten, feinen Zügen von einer antik klassischen Schönheit. Ihm gegenüber, jenseits eines Tisches stand Irene, Alles in ihrem Gesicht sprach von einer irren Sinnverworrenheit. Gegen seine Brust hielt sie die Pistole aufgehoben, deren sie mir einmal Erwähnung gethan; ihre Lippen rangen mühsam hervor: „Zurück — sonst tödte ich Dich! Um seinen Mund ging ein anmuthsvoll bezauberndes Lächeln, aus seinen schwarzen Augensternen flammte ihr Blut halbverhaltener Leidenschaft entgegen, und er antwortete sorglos in italienischer Sprache: „Närrchen, ist das Deine Bescheerung dafür, daß ich in der Sylvesternacht zu Dir komme? Glaubst Du, ich fürchte mich, Täubchen? Du willst

vielleicht, aber Du kannst nicht. Versuch's doch — Deine Kugel wird zum Kuß, den meine Lippen auf-fangen.“

Ich sah ihren Finger sich nach dem Drücker biegen, doch er führte die Bewegung nicht zu Ende. Ihre Hand zitterte plötzlich, löste sich ohnmächtig von dem Griff der Waffe, die zu Boden fiel. Mit einem freudigen Lachen streckte ihr Mann, um den Tisch tretend, die Arme nach ihr: „Komm, meine weiße Taube, Du haßt mich nicht!“ Sie wich schwankend zurück, stieß nur aus: „Hülfe —!“

In dem Augenblick sah sie mich an der Schwelle, raffte alle Kraft zusammen und lief auf mich zu: „Hilf mir — hilf mir!“ Auch er nahm mich jetzt erst ge-wahr — ich hatte die kurze Zeitspann hindurch halb betäubt starr dagestanden — ein jäher Blitz schoß unter seinen schwarzen Brauen hervor, aus einem Leibgurt riß seine Rechte eine aufblitzende Dolchklinge. In-stinktiv that ich das Gleiche mit meiner Pistole, hob sie, ihr Schuß krachte, und ich sah seinen aufgeredten Arm, von der Kugel getroffen, herunterfallen. Mecha-nisch Irene umfassend, riß ich sie mit mir, die Treppe nieder, in's Freie. Nur mit dem Hemd bekleidet schoß Domenica aus der Thür ihrer Schlafkammer; auch

Gertrud kam, angstvoll „Mama!“ rufend, aus ihrem Bett.

In meiner Erinnerung geschah das Alles wie im selben Moment. Hinter uns dröhnte der Fuß des offenbar nicht schwer Verwundeten, nur kurz Zurückgehaltenen über die Stufen herab, ein anderes dumpfes Gepolter klang von dem Gartenthor her dazwischen. Der nächtliche Schuß hatte wahrscheinlich Begleiter des Herrn von G., Mitglieder des Geheimbundes, wie sie mich gestern überfallen, aufmerksam gemacht, und sie erbrachen gewaltjam das Thor.

Ich fühlte, daß wir uns nicht retten konnten, zog nur unwillkürlich Irene mit mir in einen der schwarzen Buschschatten hinein. Ohne Laut kauerte sie sich zu Boden; sie noch umfaßt haltend, empfand ich, daß zitternde Stöße ihr den Körper durchrüttelten. Vor uns lag der Platz um das Haus jetzt fast tageshell vom Mond überglänzt, unser Verfolger, den Dolch statt in der Rechten in der Linken führend, hielt kaum ein Duzend Schritte von uns an und blickte suchend umher. Mich ihm zu einem Kampf entgegenzustellen, war sinnlos, seine herzukommenden Gefährten mußten mich von rückwärts überwältigen. Die einzige Zuflucht bestand darin, uns reglos im Dunkel zu halten; vielleicht

suchte er uns weiter entfernt, und wir vermochten durch das Gebüsch irgendwohin zu entrinnen.

Die einzige schwache Möglichkeit, und sie zeigte gleich, daß sie trog. Woran der gleichfalls spärende Blick Domenica's uns entdeckte, weiß ich nicht, aber sie rief, nach unserm Schattenversteck deutend: „Eccola!“ Unmittelbar danach indeß stieß sie, jäh mit dem Kopf herumfahrend, einen fürchterlichen Schrei aus: „Angelo mio!“ Hinter ihr sah ich blinkende Gewehrläufe auftauchen, hörte einen Ruf: „Questo è Pietro Castaletto! Fucilatelò!“ Im Ruf krachten drei oder vier Schüsse; die gleichfalls verdußt herumgefahrene hohe Mannesgestalt stand noch einen Augenblick aufgerichtet da, dann schlug sie ohne Laut, wie ein umgefällter Baumstamm, vornüber zu Boden. Mit einem Sammergeheul, doch in der Bewegung einem sich in rasenden Sprüngen fortschnellenden Panther gleich, schoß Domenica an einem kleinen Haufen buntfarbiger Uniformen vorbei dem Gartenthor zu.

Das war in höchstens einer Minute vorgegangen, seitdem wir uns in den Schatten geflüchtet, und ich noch nicht zu einer Besinnung gelangt, was das Ganze, vor Allem was der Ruf „Pietro Castaletto!“ bedeute, als Irene, sich von mir losreißend, einen irren Schrei

vom Mund stoßend: „Du hast ihn getödtet — er ist todt!“ in's Mondlicht hinausflog. Sie wiederholte noch zwei Mal mit markdurchdringendem Ton: „Todt — todt!“ und warf sich über den reglosen Leichnam, die Arme krampfhaft um seinen Nacken klammernd, hin.

*

*

*

Sich jäh Ueberstürzendes und Unbegriffenes in jener Stunde. Heut' liegt Alles meiner Erkenntniß klar nach Ursache und Wirkung aufgehehlt und kurz fasse ich sie zusammen.

Ein Spiel seltsamsten Zufalls, der unglaublichen Bewahrheitung einer falschen Vorgabe war's gewesen. Um meinem Gesuch in Siracosa weiter reichende Bedeutung zu verleihen, hatte ich am Schluß des Schreibens mit plötzlichem Einfall hinzugefügt, es handle sich um Pietro Castaletto, auf dessen Ergreifung, ohne daß ich es damals wußte, der Vicekönig in Palermo um dieselbe Zeit den hohen Preis gesetzt. Das bewog den Intendanten, meiner Bitte in der That zu willfahren, die Regierung strengte in jenen Tagen ihre letzte Kraft an, sich zu behaupten. Doch, wie meine nachträgliche Berechnung richtig besorgt, war es nicht mehr für die abgesandten Carabinieri möglich gewesen, zu der von

mir angegebenen Zeit einzutreffen. Die lichtlose Regen-
nacht, in der sie anhalten mußten, brachte noch Ver-
zögerung. Sie konnten erst um vierundzwanzig Stun-
den später ankommen, jetzt, von der Mondhelle begün-
stigt, die in meinem Brief bezeichnete Stelle aufzu-
finden. Dort hatten sie sich, unter den Oliven verborgen
und mich erwartend, daß ich ihnen Anweisungen er-
theile, schon seit einer Stunde befunden; dann alar-
mirte plötzlich der Schuß sie, so daß sie ohne längeres
Zaudern das Thor, hinter dem er die Nacht durch-
hält, aufbrachen. Gleich danach sahen sie den Gesuchten,
ihnen von Abbildungen genau Bekannten vor sich stehn,
und ihnen galt als Wichtigstes, sich des reichen Lohnes
sofort zu versichern; den Todten hatten sie gewiß, der
Lebende konnte ihnen noch entkommen. So erreichten
sie den Zweck, zu dem sie abgeschickt worden, denn der
von ihren Kugeln durch Brust und Herz Getroffene
war nicht Herr von G., sondern Pietro Castaletto, dessen
Anwesenheit hier in der Tenuta ich erdichtet hatte.

Das zu fassen waren meine überwältigten Sinnes-
kräfte in jener Nacht nicht fähig, und noch weniger,
daß Irene sich mit einem so herzerstürzenden Schrei
über den von ihr im Leben so angstvoll gefürchteten
Todten hingeworfen. In bewußtloser Ohnmacht lag

Jensen, Jenseits der Alpen.

sie da, nur von ihren Lippen brach stoßweise ein krampfhaftes Schluchzen.

Zu einem Versuch des Begreifens aber ließen auch die Carabinieri mir nicht Zeit. Sie frohlockten wohl über den erworbenen Preis, doch sie wußten offenbar genau, was dieser sie selbst kosten könne und auf welchem unterminirten Boden sie hier im Innern der Insel ständen. Ihre Schüsse mußten bis zur Stadt hinunter gehört worden sein, von den abwärts belegenen Gehöften her scholl ein wildes Geschrei Domenica's, die Bewohner aufzuwecken, zum Beistand zu rufen. Ein Gefühl wenigstens durchdrang meine Verwirrenheit, binnen Kurzem könnten Hunderte mit hastig zusammengerafften Waffen heraufdringen, um den Tod des von ihnen begeistert verehrten Brigantenführers zu rächen; auf die Beamten und ihre Organe drunten war schwerlich zu zählen. Besser noch als ich kannten augenscheinlich dies Alles die Soldaten; sie rathschlagten kurz, standen jedoch rasch davon ab, die Leiche Pietro Castaletto's auf ihrem unumgänglichen eiligen Rückzug mitzunehmen. Nur durch hohe Versprechungen gelang es mir, zwei Leute zu bewegen, daß sie die reglose Irene aufhoben und forttrugen; ich sprang in's Haus hinauf, den kleinen Cecco aus dem Bett zu holen, ergriff

Gertrud an der Hand und zog sie hastig mit mir den schon aufgebrochenen Carabinieri nach. In dumpfem Bewußtsein eines Müßens, einer Pflicht that ich Alles; es können nicht mehr als fünf Minuten seit dem pföhllichen Auftauchen unsrer Retter vergangen gewesen sein, als wir bereits mit ihnen die Tenuta hinter uns ließen. Sie schlugen den ihnen bekannten Rückweg gegen Siracosa ein, den Marsch so schnell als möglich beschleunigend. Gertrud war bald außer Stande, mit Schritt zu halten, und einer der Kräftigsten nahm sie auf den Arm, während ich den Knaben trug.

Ob wir verfolgt worden sind und es den kundigen Carabinieri gelungen ist, die Nachsetzenden über die von uns eingeschlagene Richtung zu täuschen, habe ich nicht erfahren. Jedenfalls gelangten wir, ohne angegriffen zu werden, fort; ich vermuthe, die Leiter des Geheimbundes in Ch—e scheuten sich, vorzeitig, ehe von Palermo aus das Zeichen gegeben worden, auf eigne Hand einen offenen Kampf, obendrein vielleicht zweifelhaften Ausgangs, gegen eine Truppe der Regierung zu beginnen, ordneten ihr Verlangen, Rache zu üben, dem höheren Gesichtspunkt unter und besaßen ausreichende Macht, die zweifellos leidenschaftlich erregten Gemüther der Menge zum Ablassen von ihrem

ersten Naturdrange zu bestimmen. Der Todte war durch nichts in's Leben zurückgerufen, und es war überhaupt nichts geschehen, was eine gewaltthätige Auflehnung ruhiger, dem bestehenden Recht gehorsamer Unterthanen begründen konnte. Die Soldaten hätten nur ihre Pflicht erfüllt, einen Briganten, der sich im Kriegszustand gegen das Gesetz und die Regierung befand, auf den von dieser ein hoher Preis gesetzt worden, erschossen. Es wäre offener Aufruhr gewesen, ihnen deshalb ein Haar zu krümmen.

In meiner Erinnerung sehe ich Irene nachher, aus ihrer Ohnmacht zu sich gekommen, selbst durch die Mondnacht gehen. Sie steht ähnlich vor mir, wie man heut' vermittelt Spiegelwirkungen ein Geisterbild auf der Bühne erzeugt, weißtfarbten Gesicht, gleichmäßig, doch automatenhaft sich vorbewegend. Manchmal mit geschlossenen Augen, so hielt sie sich stets dicht an der Seite des Trägers ihrer Vertrud. Einmal fragte ich, ob ich sie führen dürfe; sie schüttelte den Kopf und versetzte danach mit einer traumhaften Stimme: „Nein, ich kann allein gehen.“ Das sind die einzigen Worte gewesen, die ich aus ihrem Munde gehört habe; wenn ich sie später anredete, erwiderte sie nicht anders, als durch ein bejahendes oder verneinendes Zeichen. Sobald

wir Halt machten, sorgte sie, daß Gertrud zu essen erhielt; sie selbst berührte kaum etwas, führte höchstens mechanisch einige Bissen an die Lippen. Doch war sie jetzt auch anders als früher für Cecco bedacht, den sie von meinem Arm einem der Carabinieri übergeben. Auf's Genaueste gab sie Obacht, daß er ebenfalls ausreichende Nahrung bekam.

So gelangten wir durch die Ortschaften, die ich auf meinem Herweg kennen gelernt; man sah uns verwundert, die Köpfe zusammensteckend, doch scheu nach und Niemand bereitete uns ein Hemmniß. Wir hatten allmählich unsere Hast vermindert, da unverkennbar keine Verfolgung mehr zu besorgen stand. Wenn ich mich irgendwo bei'm nächtlichen Rastmachen zum Schlafen auf eine Bank legte, kam's mir wohl bisweilen, wie anders ich mir in der Einbildung unsre Wanderung nach Noto vorgestellt habe, doch ein dichter Nebel, als je zuvor, lag über Allem, was mich umgab, in mir, noch undurchdringlicher vor mir, als hinter mir. Wir übernachteten drei Mal, erst gegen Abend es vierten Tages erreichten wir Siracosa. Ich sorgte für die Unterkunft Irene's und der Kinder in einem albergo; schwer ermattet, mehr gemüthlich, als körperlich, fiel ich nach einer trotzdem bis über die Hälfte

durchwachten Nacht gegen Morgen in tiefen Schlaf, aus dem ich erst zu mir kam, wie die Sonne schon seit Stunden am Himmel stand. Mechanisch machte ich mich auf den Weg zum Intendanten, ihm für seine Hilfsleistung zu danken; er erwiderte mit artiger Liebenswürdigkeit, doch augenscheinlich zerstreut: „Ich stehe in Ihrer Schuld, denn Sie haben uns einen größeren Dienst geleistet; freilich vorhalten wird er nicht lange, die Augen der Leute drüben leiden etwas zu sehr an Kurzsichtigkeit, und man rottet einen Schwarm von Hornissen nicht damit aus, daß man eine mit dem Blasrohr umbringt. Dazu müßte man alle Nester verbrennen, und es sind ihrer ein bißchen zu viele dafür.“ Er hatte merklich bereits genaue Benachrichtigung empfangen, doch war er ohne Ahnung, daß mir in Wirklichkeit kein beabsichtigtes Verdienst um die Regierung zukam, dessen ich mich sicher nicht schuldig gemacht haben würde. Ihn darüber aufzuklären, hielt ich indeß für überflüssig, sondern bat nur um Auskunft, wann ein Schiff nach dem Norden abgehe, da eine deutsche Dame, die mit von Oh—e gekommen, baldmöglichst abzureisen wünsche. Lächelnd entgegnete der Intendant mir, er sei davon unterrichtet, da er schon heute in der Frühe das Vergnügen gehabt habe, Frau

von G. zum Zweck der nämllichen Erkundigung bei sich zu empfangen, aber er bedaure mir antworten zu müssen, daß grade vor einer Stunde ein Dampfer nach Neapel abgefahren sei und voraussichtlich erst in einigen Tagen sich wieder eine Schiffsgelegenheit dorthin biete. Er werde sich aber angelegen sein lassen, mich von dieser rechtzeitig zu benachrichtigen, und bitte mich, über Alles in seinen Kräften Stehende zu verfügen.

Warum ich meine Wasserleitungsarbeit unvollendet verlassen habe, fragte er nicht; es schien ihm selbstverständlich und ebenso gleichgültig zu sein. Ich fühlte, daß er, von wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, mich fortwünschte und ging zum albergo zurück, mich zu erkundigen, ob Irene sich noch auf ihrem Zimmer befinde. Denn ich ertrug's nicht länger, hatte den Entschluß gefaßt, um jeden Preis das Schweigen, in das sie sich gehüllt, das Dunkel um sie und in mir zu lichten. Der cameriere sah mich erstaunt an und erwiderte, wie etwas, daß ich nur augenblicklich vergessen haben müsse, die Signora sei schon vor zwei Stunden aus dem Gasthof aufgebrochen, um mit dem Dampfschiff nach Napoli abzufahren, nachdem sie ihre Rechnung berichtigt und ihm eine gute „mancia“ gegeben.

Das Letztere fügte er hörbar zur Nachahmung für mich hinzu. Ich habe sie niemals wieder gesehen.

*

*

*

Später erfuhr ich von dem Intendanten, daß sie auf ihren Wunsch durch ihn mit Geldmitteln versehen worden war. Herr von G. mußte von der napolitanischen Regierung großer Dienstleistungen halber sehr geschätzt sein, wie es mir den Eindruck erregte, als ein besonders zu wichtigen und ebenso unehrenhaften Zwecken verwertbarer emissario. Von seinem Verhältniß oder vielmehr dem völligen Auseinanderbruch zwischen ihm und seiner Frau war meinem Berichterstatter nichts bekannt, und er hatte ihr bereitwillig auf die Verdienste des Ersteren hin das zur Fahrt nach Neapel Erforderliche ausgehändigt. Zugleich war er — ich vernahm's nicht direct aus seinem Munde, aber konnte es unschwer heraushören — ihrem Wunsche nachgekommen, daß er Niemandem etwas von ihrer Abfahrt mit dem bereitliegenden Schiffe mittheilen möge. Mit dem Lippen spiel eines feinen Bonvivants äußerte er, leicht seufzend: „Una signora bellissima, una madonna, der auch das Alter wohl zu Willen sein mußte. Nur ein wenig

zu bleich — ahimè, wie müßte sie mit liebeglühenden Wangen die Jugend entflammen! Oh la giovinezza passata — passata come il governo reale di Sicilia!“

Das fügte er mit einem zweiten, doch wie es schien ihm nicht sehr aus dem Herzen kommenden Seufzer nach. Er hatte mir um acht Tage später Nachricht zustellen lassen, daß wieder ein Dampfer zur Abfahrt nach Neapel bereit sei, und überrascht fand ich auf dem Schiffe den Intendanten selbst mit der Mehrzahl seiner ihm untergebenen Beamten vor. „Facciamo una piccola passeggiata alla città dei piaceri!“ (das bedeutete nach volksthümlicher Bezeichnung Neapel) lächelte er mir als Gruß entgegen. Mit seinen Begleitern gehörte er zu den Ratten, die noch rechtzeitig das sinkende Schiffe verließen. Am nächsten Tage, dem 12. Januar 1848, dem Geburtstage des Königs Fernando, ward von allen Glocken Palermo's Sturm geläutet; unter der Führung Ruggiero Settimo's und mehrerer mit ihm vereinigten Herren des höchsten Adels erhob sich die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Siciliens wie ein Mann, erklärte den König als abgesetzt, das Haus Bourbon für immer des Thrones verlustig, und blitzschnell folgten alle Städte und Ortschaften der Insel bis auf die letzte dem erteilten Signal nach. Der überall

verbreitete Geheimbund der „Tricolore,“ dem auch ich durch Maso's Vorforge angehörig erschienen, hatte dem Spinnweb unter einem Strohdach geglichen, das einen hineinsprühenden Funken im Nu zum Brande des ganzen Hauses auflobern läßt. Doch die Augen Pietro Castalitto's gewahrten dieß Abbild eines Aetnaausbruches nicht mehr, obwohl derselbe von ihm mit am eifrigsten vorbereitet worden. Er war kein gewöhnlicher ‚brigante‘ gewesen, sondern Alles, was er den Anhängern der napolitanischen Regierung als Räuber abzunehmen vermocht, in eine Schatztruhe zur Befreiung seines Vaterlandes von brutalster Mißherrschaft geflossen. Aber tragisch büßte er kurz vor dem Ziel seines patriotischen Trachtens durch meine unwillentliche Veranlassung eine Schuld, deren er sich wirklich theilhaft gemacht.

Das lag mir damals freilich noch in unerhellbares Dunkel gehüllt, und Jahre vergingen, ehe es sich mir lichtete. Als ich in Neapel landete, durchwogte eine unermeßliche, wie Meeresbrandung tosende, zischende, heulende, donnernde Volksmenge mit dem Ruf: „Sicilia! Sicilia!“ den Toledo, stürzte sich gleich brüllenden Wildwässern aus allen Bergstraßen der Felsenstadt herunter; vom Castell Sant Elmo flatterte ein riesiges blutrothes Banner. Die Minister waren abgetreten,

der Polizeichef del Caretto zu seinem Schuß verhaftet und bei Nacht heimlich auf ein nach Livorno absegelndes Schiff gebracht worden. Der Verlauf der muthvoll und ruhmvoll auf Sicilien gegen eine unmenschliche Bedrückung begonnenen Revolution, ihre schließlich trotzdem und in fast unbegreiflicher Weise erfolgte nochmalige Niederwerfung durch die Waffen der alten Soldknechte Europa's, welche das Schandregiment wieder einsetzten und noch für länger als ein Jahrzehnt aufrecht erhielten, das gehört der Geschichte an. Sie lehrte mich nachträglich, daß es noch weniger wünschenswerth sei, in Italien den Namen eines Svizzero, als den eines Austriaco zu tragen.

Auch ich benutzte eine der nächsten Fahrgelegenheiten, von Neapel weiter zu gelangen, und befand mich eine Woche später auf deutschem Boden.

*

*

*

Etwas über zwei Jahre nachher empfing ich eines Tages durch die Post einen Brief, dessen Ueberschrift bereits ein Datum vom Sommer 1848 trug. Er enthielt keine Anrede und lautete:

„Ich schulde Ihnen und mir selbst diese Erklärung,

denn durch meine Schuld sind Sie zur Aufgabe Ihrer Arbeit veranlaßt worden und in höchste Lebensgefährdung gerathen. Sie haben mir ohne zu zaudern die größten Opfer gebracht, und ich hätte Ihnen gern anders gedankt, wenn ich dazu fähig gewesen wäre. Es ist ein schweres Bewußtsein für mich, daß ich Ihre Zuneigung genährt und zu einem Zweck, den ich für mein Kind und für mich allein nicht zu erreichen vermochte, benutzt habe. Aber ich konnte nicht anders, das soll Ihnen das Nachfolgende aufhellen. Und ich war zu jener Zeit nicht Herrin meines Denkens und Willens — zwiefach nicht — bin es auch heute noch nicht.

Meinem Mann bot sich, nachdem er seinen Abschied nehmen gemußt, durch alte Familienverbindung Gelegenheit zu einem einträglichen Unternehmen in Sicilien. Ich hätte ihn erkannt haben, mich weigern sollen, ihm zu folgen; doch ich war jung, unerfahren und leichtgläubig, ließ mich von den Versicherungen seiner Schuldlosigkeit, einer glänzenden Zukunft für Gertrud, die damals zwei Jahre alt ward, bethören. Er wußte, wie mein Leben als an meinem Höchsten an dem Kinde hing, und verstand es zu benutzen. Ich bin überzeugt, daß er mich nur deshalb durchaus mit sich nehmen wollte, weil er sein späteres Thun bereits

im Gedanken trug, in irgend einer Weise ausführen zu können hoffte. Wirkliche Liebe für mich hat er nie befaßen; solchen Gefühls war er nicht fähig. In ihm lebte nichts als die niedrigste Selbstsucht, die vor keiner Schändlichkeit, vor keinem Verbrechen zurückschreckte.

Wir wohnten zuerst ein Vierteljahr lang in Palermo; er befaß dort bald Beziehungen mir nicht deutlicher Art zu manchen Leuten, die oft in unser Haus kamen. Einer darunter erregte mehr als die Andern meine Aufmerksamkeit; er besuchte meinen Mann stets nur zur Nachtzeit, und es mußte eine besondere Verwandniß mit ihm haben, denn der Name, unter dem er mir einmal vorgestellt wurde, machte mir den Eindruck, nicht sein wirklicher zu sein. In seiner Erscheinung, einem seltsamen Zauber seiner Sprache, seines ganzen Wesens übertraf er weit alle mir sonst bekannt gewordenen, meistens wenig anziehenden Italiener, doch bekam ich eine Scheu vor ihm durch seine heißfunkelnden Augen, die er bei häufigem Wiederkommen manchmal sonderbar und erschreckend auf mich geheftet hielt. Das äußerte ich meinem Mann und bat ihn, den Herrn nicht mehr mit mir zusammen zu bringen. Aber er entgegnete, gerade dieser sei ihm für sein Vor-

haben besonders wichtig, und es würde beleidigend für ihn sein, wenn ich mich aus seiner Gesellschaft zurückzöge. Ich müsse durchaus, schon zu Gertrud's Bestem, meine, übrigens völlig grundlose Abneigung überwinden.

Eines Tags, es war im Anfang des April, hielt ein Wagen vor der Thür, und mein Mann überraschte mich damit, daß er uns auf eine Geschäftsreise mit in's Innere der Insel nehmen wolle. Ich freute mich über dies Zeichen seines Bedachtseins, mir eine Freude zu bereiten, auch darauf, die Natur draußen im Frühling kennen zu lernen; so traf ich arglos rasch Anstalten, uns für die Fahrt bereit zu machen. Sie war sehr schön und dauerte sechs Tage, bis wir nach Ghe— kamen; dort führte er mich in die Ihnen bekannte, reich eingerichtete Tenuta, fragte ob sie mir gefalle und sagte plötzlich danach, sie gehöre mir, er habe sie zum Sommeraufenthalt für Gertrud und mich ausstatten lassen, doch bis hierher davon geschwiegen, um mich nicht unnötig zu erschrecken. Palermo sei nämlich seit einigen Wochen von einer überaus bössartigen Kinderkrankheit, an der täglich Hunderte stürben, heimgesucht und deshalb unumgänglich geboten gewesen, uns möglichst weit von der Ansteckungsgefahr in Sicherheit zu

bringen, bis die Epidemie erlösche. Hier würden wir in gesündester Luft und zwischen schönster Pflanzenwelt ruhig leben können, so daß er uns unbedenklich zurücklasse, um, so oft es ihm möglich werde, zum Besuch zu uns herüber zu kommen; seine Geschäfte führten ihn häufiger in die Nähe. Ich erschrak nachträglich dennoch heftig über die Gefahr, in der ohne mein Wissen und Hören davon Gertrud geschwebt, und glaubte ihm Alles. Er hatte bis in's Kleinste jede Vorsorge getroffen — durch einen Geschäftsfreund in der Stadt, gab er an — zwei Mägde gemiethet, und auf mein Staunen über den Luxus der Zimmereinrichtung erwiderte er, ihm sei in letzter Zeit eine Speculation glänzend eingeschlagen und für mein Behagen, sobald die Umstände es erlaubten, ihm nichts zu kostspielig gewesen. In meiner Einfalt fiel ich ihm dankbar und beglückt um den Hals; er sagte, daß er heut' noch nach Ragusa müsse, doch am nächsten Tag auf dem Rückweg nach Palermo noch wieder zu mir komme. So verließ er uns; ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Meine geographischen Kenntnisse vom Innern Siciliens waren sehr gering, ich besaß keine Vorstellung davon, wo wir uns eigentlich befänden. Doch galt das mir vorderhand auch gleich, unser Garten in der

vollen Frühlingsblüthenpracht entzückte mich und noch mehr durch Gertrud's Jubel darüber, und mit Hilfe der beiden Mägde rüstete ich mich zunächst, meinen Mann bei seiner Wiederkehr am folgenden Tage mit einer festlichen Bewirthung zu empfangen. Der Garten stand zu Tausenden voll Rosen, ich pflückte sie zu Sträußen und Kränzen, schmückte mich selbst damit; doch es ward Abend, ohne daß der Erwartete kam, ich mußte schließlich für wahrscheinlich annehmen, er sei zurückgehalten worden, werde erst um einen Tag später eintreffen. Gertrud schlief schon lange, die Mägde waren ebenfalls zu Bett gegangen und das Thor verschlossen; so bereitete ich mich auch zur Nachtruhe. Aber dann klang plötzlich durch die Stille draußen auf dem Flur doch noch ein Fußtritt; es konnte kein anderer sein, als der meines Mannes, der einen Schlüssel zum Thor besitzen mußte, und ich erhob mich, ihm entgegenzutreten. Die Thür ging auf, und nicht er, sondern Er, der Gast, den ich in Palermo instinktiv zu vermeiden gesucht, stand auf der Schwelle. Seine schwarzen Glutaugen flammten mich noch heißer als je zuvor an, und er sagte: „So dachte ich Dich zu finden — Du hast mich erwartet und Dich mit Rosen für mich geschmückt.“

Ich flog vor ihm zurück, begrifflos, wie betäubt. Wie viel Zeit verronnen, weiß ich nicht, bis mir aus seinen Worten aufging, das Haus und Alles drin gehöre ihm, von Leidenschaft zu mir entbrannt, hatte er es verschwenderisch für mich ausgestattet, und mein Mann hatte mich für eine hohe Summe an ihn verkauft.

Ich muß schreiben, was in der Stunde geschah, denn es bedingte die nachgefolgten Jahre, enthält den Schlüssel zu meinem Leben in ihnen. Er — Sie haben im letzten Augenblick erfahren, wen ich damit bezeichne — er machte kein Hehl, daß er die Niedertracht meines Mannes voll empfinde, ihn auf's Tiefste verachte und sich bewußt sei, selbst an mir eine unerhörte Frevelthat begangen zu haben. Aber er suchte die Ehrlosigkeit meines Mannes als Waffe zu verwenden, meine Liebe für ihn zu tödten — das war nicht mehr nöthig, als ich begriffen, wie mit mir verfahren worden — und er strebte danach, seine eigne Schuld, den Mißbrauch der Hülflosigkeit, in die er mich gebracht, zu mildern, für mich auszulöschen durch glühende Schilderung einer unbezwinglichen Leidenschaft, die schon bei meinem ersten Anblick in ihm erwacht und rasch bis zum Vergessen jedes andern Gedankens,

als mich zu erringen, angewachsen sei. Er glaubte, nicht nur das Gefühl für meinen Mann ertöbten, sondern wie bei einer schimpflich verrathenen, wild-erregbaren Italienerin mich durch einen inneren Sturm überwältigen und für sich gewinnen zu können. Ich brauche nicht zu sagen, daß es ihm nicht gelang, daß er nicht wußte, was deutsche Frauennatur sei.

Aber etwas Andres wußte er, zweifellos hatte mein Mann ihn davon unterrichtet. Als er sein Trachten umsonst erkennen mußte — daß Blut war ihm zu immer heißerem Roth in die Schläfen geschossen, ich sah die Adern in ihnen hämmern — da sprang er, plötzlich die Lampe ergreifend, jäh auf und stürzte in's Nebengemach. Ich wollte seine Abwesenheit nutzen, um zu entfliehen, doch eine dunkle grauenvolle Angst hielt mir den Fuß, die Seele gelähmt — und da kehrte er auch schon zurück, Gertrud, aus dem Bette gerissen, mit sich tragend. Irrlobernden Blicks trat er auf mich zu, seine andre Hand zog einen Dolch aus dem Gurt und vom Mund kam ihm: „Wenn Du mich verschmäht, thust Du's für das Leben Deines Kindes.“

Ich weiß heute nicht, ob es ihm ernst gewesen oder ob er mich nur schrecken gewollt und das sicherste Mittel dazu kannte. Unmöglich ist das erstere nicht, denn ich

erfuhr später, daß seine Natur zu Handlungen be-
sinnungsloser Uebermannung fähig sei — damals sah
ich ihn im nächsten Augenblick seine Drohung aus-
führen, ein Schrei zersprengte mir die Brust und ich
fiel ohnmächtig vor seinen Füßen zu Boden. Als ich
zu einer halbdämmernden Erkenntniß zurückgelangte, lag
ich auf einer Ruhbank ausgestreckt und fühlte meine
Hände, meine Lippen mit Küssen bedecken. Während
ich der Sinne beraubt gewesen, hatte mich doch das
Bewußtsein einer ungeheuren, wie in einem Ent-
setzenstraum mich umkrallenden Todesangst nicht ver-
lassen — ich hörte ein wimmerndes Schluchzen meines
Kindes und weiß, daß ich mit einem irren Ruf auf-
gefahren bin: „Sie lebt noch —“

Sie werden nicht von mir fordern, daß ich Weiteres
hinzufüge. Er blieb den nächsten Tag hindurch und
verließ mich vor dem Anbruch des zweiten Morgens.
Als er ging, wußte ich noch nicht, wer er sei, aber
daß ich mich vollständig in seiner Hand befinde, die
von ihm angestellten Mägde, ihm blind ergeben, mich
in einem Gefängniß bewachen. Scherzenden Tones
sagte er bei'm Abschied: „Du wirst nicht von hier fort
wollen, denn ich weiß, wie Du für Gertrud bangst,
und draußen vor dem Thore hält sich ein Adler

auf, der auf sie niederstoßen würde, sobald sie hinauskäme.“

Sie haben mich um mehr als zwei Jahre ebenso gefunden, wie damals am ersten Tage, nur in der immer unabweisbarer mir gewordenen Erkenntniß, daß ich machtlos sei, ohne Hülfe von außen zu entfliehen. Um Gertrud's willen; ich hätte keine Gefahr, den sicheren Tod nicht gescheut.

Mir schienen es nicht zwei, sondern zwanzig Jahre; ich sagte Ihnen, daß ich viel älter wäre, als man mir ansähe. Wie ein Knabe noch kamen Sie mir gegen mich vor.

Für Gertrud mußte ich leben, und im Gang der Zeit stieg meine Angst um sie immer höher, zu krankhafter Ueberspannung an; ich zitterte in Unruhe, wenn ich nicht ihre Hand in meiner hielt. Auch das haben Sie manchmal erfahren.

An keinem Tage war ich vor seinem plötzlichen Kommen sicher. Einmal jedenfalls erschien er in jeder Woche, um kürzer oder länger zu bleiben, stets durch den verborgenen Gang, und immer kam er und ging er wieder im Nachtdunkel. Dann erfuhr ich auch weßhalb, wer er sei, woher seine geheime Macht über seine Landsleute stamme. Jeder hätte ihm willenlos

gehört, wie *Domenica*, für die er mehr als ein Heiliger, ein Gott war. Ein neuer Schauer faßte mich vor ihm an, in der Vorstellung sah ich Blut an seinen Händen. Wenn er vielleicht auch kein gewöhnlicher Brigant war, mußte das, was er that, ihn doch zu Allem, jeder Grausamkeit fähig machen.

Bald nachdem das neue Jahr angebrochen, gab ich einem Kinde das Leben, seinem Sohn. Ich fragte nicht nach ihm, als ich zu mir kam, überließ ihn *Domenica*. Monate sind vergangen, eh' ich den Knaben gesehen; es war nicht meiner, ein fremdes, verhaßtes Geschöpf.

Mein einziges Denken ging auf die Flucht mit *Gertrud*. Doch sie heimlich zu bewerkstelligen oder Beistand bei der Behörde in der Stadt zu finden, war, wie ich mir klar sagen mußte, gleich unmöglich. Wie sollte ich mit der Kleinen allein viele Tage lang durch das fremde Land entkommen? Unfehlbar hätte der 'Abler' uns erspäht, mit seinen blutigen Fängen gepackt, in seinen Horst zurückgeschleppt.

Ich mußte auf Anderes sinnen, und langsam reifte ein Gedanke mir. Es gab kein Mittel, uns zu befreien, für dessen Anwendung ich nicht ein Naturrecht in mir trug; das durchdrang mich allmählich zur un-

erschütterlichen Ueberzeugung. Nach fruchtlosen Versuchen gelang's, mir unbemerkt eine Pistole zu verschaffen, und ich war entschlossen. Als er das nächste Mal gekommen und in Schlaf gefallen lag, stand ich vor dem Bett, bereit, die That auszuführen. Ich hatte ein Licht angezündet, um meines Zieles sicher zu sein; allen in mir angehäuften Haß und Abscheu vor ihm rief ich mir wach, die Ruchlosigkeit des Verbrechens, das er an mir begangen und fortbeging, und ich richtete die Waffe gegen seine Stirn. Doch zugleich ließ wohl der Lichtstrahl ihn die Augen aufschlagen, daß ich schreckdurchzuckt zusammenfuhr. Er sah mich groß an, ohne sich zu regen, und ich blieb ebenso unbeweglich, von der Furcht festgebannt, er werde, sobald ich den Finger rühre, aufspringen und ich ihn verfehlen. Dann indeß schloß er ruhig die Lider wieder herab, und nun konnte ich ihn sicher treffen. Aber wie ich im Begriff stand, abzudrücken, durchbebt mich plötzlich vom Kopf zum Fuß ein Gedanke, etwas vorher nicht von mir Bedachtes, erst auf einmal Kommendes. Sein Tod war nur eine rächende Vergeltung, brachte uns keine Freiheit. Im Gegentheil — die Mägde mußten von dem Schuß erwachen, riefen Leute herbei, man ergriff uns, tödtete uns, nicht nur mich, sondern in blinder

Wuth auch Betrud. So nicht — so ging es nicht — zu besserer Zeit, wenn die Mägde einmal fortgeschickt waren — auf andre Weise — vielleicht durch ein Gift —

Bitternd löschte ich das Licht, verschloß die Pistole. Am Morgen lächelte er mich an: „Heut' Nacht hatte ich einen närrischen Traum, Du standest vor mir und wolltest mich erschießen. Aber mein Täubchen that's nicht, das ist nicht Taubenart. Es weiß, wie ich es liebe — küsse mich für den thörichten Traum, Liebste!“

Als er mich vor dem Ausgang der folgenden Nacht verlassen, fiel ich haltlos auf die Knie. In meinem Kopf hämmerte es wie beginnender Zrrsinn, denn in mir schrie's, es sei ein Betrug, nicht wahr gewesen, daß ich aus Furcht vor dem Erwachen der Mägde meine Absicht nicht vollbracht habe. Umsonst suchte ich mich zu übertäuben, ich sei davor zurückgeschraubert, einen Menschen zu ermorden, zur Mörderin zu werden. Auch das war Lüge — ich hatte es nicht gekonnt.

Wie ich das letzte Wort hinschreibe, liegt in ihm das Entsetzliche, die Lösung des Räthfels, als das ich Ihnen bis heute in der Erinnerung sein muß, die Marter, die von jenem Tag für mich begann, gegen

die alles Vorhergegangene gering gewesen. Mit aller Kraft nahm ich's mir vor, bei dem Leben Gertrud's leistete ich mir einen Schwur, den Vorfaß, bei dem mich die Schande jener Schwäche übermannt, dennoch auszuführen; rastlos erfann ich Pläne, wußte Umstände zu bewirken, die sicher und für uns gefahrlos das Ziel zu erreichen verhießen. Aber im Augenblick, wenn es geschehen sollte, konnte ich nicht. Denn ich haßte, ich verabscheute ihn, wie nichts Zweites in der Welt, mehr noch als meinen Mann. Doch tödten konnte ich ihn nicht, weil ich ihn liebte.

Berurtheilen Sie mich nicht nach gewöhnlichem Brauch, denn es war nicht Gewöhnliches, von andern schon Erlebtes, was mir zugemessen worden und mich unter seinen Zwang band. Ich weiß nicht, wie andere Frauen ihr Innerstes dagegen behauptet hätten. Meine Natur war zu schwach, Jahre hindurch bei ihrem Widerstand zu beharren, und ich glaube, sie sprach die Natur unsres Geschlechtes aus. Ich will nichts verhehlen; mein Trachten, ihm zu entkommen, mein Haß gegen ihn und der Abscheu über die Gewalt, die Schmach, die er mir angethan, blieben immer die gleichen, aber ich bebte bei der Vorstellung, es könne eine seiner schönen Landsmänninnen, wär's auch nur

flüchtig, eine Leidenschaft in ihm entflammen, daß er sie mit sich in seine Bergwildniß führe. Und wie ich vor seinem Kommen bangte, so befiel mich ein Bittern, wenn er länger als gewöhnlich von mir fortblieb. Daß ich Ihnen dies ausgesprochen, enthält eine Abbüßung der Schuld, die ich an Ihnen begangen. Es offenbart Ihnen zugleich, mit welchem Gefühl ich Ihre wachsende Zuneigung zu mir erkennen, was es mich kosten mußte, sie zu fördern.

Vergeben Sie mir! — ich brauchte Hülfe — gegen mich selbst, und für Gertrud hatte Sie mir der Himmel zugesandt. Und ich fühlte, daß es letzte Zeit sei, daß meine Kraft, mein Wille zu Ende gingen; noch kämpften sie, doch mein Herz wußte, was das Blatt, das Sie mir brachten, von Ihm sprach, sei wahr. Um Monate, vielleicht um Wochen später, wäre ich auch nicht mehr zu dem Entschluß fähig gewesen, ihm zu entfliehen — selbst für Gertrud nicht.

Ich ahnte, daß er, da seine politischen Zwecke zu jener Zeit ihn länger als je sonst ferngehalten hatten, in der Neujahrsnacht kommen werde, sie bei mir zuzubringen, deshalb drängte ich so zu unserm Aufbruch in der Nacht vorher. Der Himmel wollte es nicht, sonst wäre Alles anders geworden; heute danke ich's

ihm. Doch hätte ich damals geahnt, was Sie ohne mein Wissen gethan — ich glaube, daß ich mich nicht bezwingen gekonnt haben würde, ihn rechtzeitig zu warnen, auf die Gefahr, Gertrud, mich und Sie in's Verderben zu stürzen. In der ungeheuren Aufregung der letzten Nacht, als ich durch sein plötzliches Erscheinen unsre Flucht vereitelt sah, versuchte ich besinnungslos und sinnlos noch einmal mit der Waffe in der Hand ihm zu trotzen. Sie wurden Zeuge, umsonst; und Sie hörten, daß er wußte, ich könne es nicht.

Dann lag er todt da, und mein Herz schrie auf, was es dem Lebenden nie gesprochen, daß ich ihn geliebt. Und ich that, was ich dem Lebenden nie gethan, meine Arme schlangen sich um ihn.

Sie selbst hatten ihn nicht getödtet, aber durch Ihr Thun war es geschehen. In jenem Augenblick, in jenen Tagen fühlte ich mich durch Sie zur Witwe geworden.

Mehr nicht — ich wollte nur meine Pflicht erfüllen, die ich bei'm Gedanken an Sie empfand — und habe keinen Vorwurf für Sie, nur Dank. Auch dafür, daß Sie Cecco — ich nenne ihn Franz heut' — mitgenommen und mir erhalten haben; ich hätte

in jener Nacht nicht an ihn gedacht. Aber seit ihr ist er mir zu meinem Vermächtniß, zu meinem Kinde geworden, und ich will ihn lieben wie Gertrud. Das ist der einzig gebliebene Inhalt meines Lebens. Ein kleines Besitztum, das mein Mann nicht an sich zu bringen vermochte, habe ich noch in Deutschland vorgefunden; für meine Kinder suche ich hinzuzuerwerben.

Ja, vergeben Sie, und leben Sie wohl! Finden Sie besseres Glück, denn ich wäre keines für Sie gewesen. Ich gedenke Ihrer in dankbarer Freundschaft, aber Sie wiedersehen könnte ich nicht. Versuchen Sie nicht, mich aufzufinden, es wäre vergeblich; ich habe einen anderen Namen angenommen, und dieser Brief wird nicht aus dem Ort abgehen, in dem ich lebe.

In irrer Stunde gab ich Ihnen einen Myrtenzweig. Wenn Sie ihn noch besitzen, möge er der Myrte, von der ich hoffe, daß sie Ihnen im Leben bescheert wird, herzlichen Glückwunsch sagen von

Irene.

Erst wie ich endige, kommt mir zum Bewußtsein, daß auch ich nicht weiß, wo in der Welt Sie sind. Ich muß mich bemühen, es zu erfahren; so mag vielleicht noch lange Zeit vergehen, ehe der Brief in Ihre

Hand geräth. Doch ich werde nicht ruhen, Nachforschungen anzustellen, bis er Sie erreichen kann. Denn er hat nicht nur eine Schuld an Ihnen abzutragen, sondern kommt mit der Hoffnung, in Ihnen auch für mich Freisprechung von meiner Schuld zu erlangen.“



Alt-Florentinische Tage.





Wobei waren und saßen wir nicht schon, wir Erdenbürger?

Bei Großem und Kleinem, Erhabenem und Zämmerlichem, bitter Ernsthaftem und Hochdrolligem. Bei Dem, was die sogenannte Weltgeschichte in ihre sogenannten Marmortafeln eingegraben, wie bei Dem, was sie — d. i. wir — aufzuschreiben vergessen hat. Bei Allem, was je geschehen, waren wir zugegen; denn es geschah nur, weil wir es thaten, oder wenn das nicht, weil wir es sahen und hörten, fühlten und dachten.

Vor fünf Jahrtausenden bauten wir an der Pyramide des Chufu und kauerten uns zur Aufrast von der Sonnenglut-Arbeit in den Schatten der Sphing, die unsre Hände schon um ferne Tage verschollener Geschlechter zuvor aus dem Stein gehauen. Mit indo-germanischen Hirtenstämmen trieben wir, besseres Weide-

land suchend, Rinderherden gegen Sonnenuntergang, gründeten ihrem Ausgang zu mit Fo—Si, dem Sohn des Regenbogens, das Reich der Mitte, und wir klopften uns Steinhämmer im deutschen Urwald, um das Elenn damit zu schlagen. Im Kraal der Buschmänner saßen wir vor Hunderten von Geschlechtern; unter phönizischen Segeln suchten wir mit Hiram die Wunderküsten von Ophir. Höchste Göttertempel sahen wir wunderbar vollenden und als menschenlos verödete Trümmerreste der Wüste; wir sahen Hasdrabal ruhig den Giftbecher an die Lippen setzen, hörten Aspasia's Beredsamkeit, daß sie die Götter nicht gelästert, und das Lächeln der Richter über die anmuthreiche Ironie ihres Mundes. Unsere Ohren lauschten der Verflüchung der Arianer auf dem ersten nikäischen Concil und vernahmen die ehrenvolle Anerkennung der Mosaikbildnisse von verdienstvollen Heiligen auf dem zweiten; wir standen neben dem Connetable von Bourbon, wie er, zu Tod getroffen, von der schon damals mehr denn jahrtausend alten Mauer der urbs orbis herabstürzte, und wir waren dabei, als in dieser Tullia d'Aragona in einer Bodenkammer der ärmlichen Gastwirthschaft drüben über'm Tiber den letzten Athemzug that. Den roi du soleil sahen wir, nachdem er sich

selbst überlebt, unter dem Genäsel einer verwelkten Puhl- und Betschwester sterben und den Weisen von Sanssouci menschheitverachtend die Adleraugen zuschließen. In Stratford geleiteten wir den Schwan vom Abon zur Ruh, und einfach und menschlich, ohne irgend ein besondres Vorgefühl, freuten wir uns mit der Frau Rath, als sie einem Söhnlein Johann Wolfgang zum Leben verholfen.

Aber trotz der unermesslichen Mannigfaltigkeit dessen, was wir mit sahen, hörten, fühlten und dachten, war es im Grunde doch nur eine rastlose Wiederholung des immer Gleichen. In welche Zeit auch die Vorstellung zurückgeht, von der Sonne, ihrem Morgen- und Spätlicht, ihrem Mittagstraum und ihren Abendsschatten, kann sie stets sich das nämliche Bild gestalten. Und ebenso von uns, den Kindern der Sonne, die wir zu kommen und zu gehen scheinen und doch immer gleicherweise da sind. Ein bißchen verschieden an Gestalt und Gesichtszügen, Haar und Augen, Gedanken und Empfindungen, wie an Gewändern und Bräuchen. Doch das, wonach die Sonne in Allen den Saft des Lebens schwellen läßt, ist immer dasselbe, Leid zu meiden und Glück zu suchen: Unsere ganze Geschichte liegt in wenig Worten enthalten: Entbehrung

und Befriedigung, Sorge und Tröstung, Trauer und Freude.

* * *

*

Und wie wir's auch seit länger als einem Jahrtausend gethan haben, sitze ich heut' auf einem der Hügel über Florenz und schaue auf den glitzernden Arno hinunter.

Der April neigt zum Ende; wie blühen und leuchten die Rosen um Florenz! Es ist, als habe auch ihr Duft sich seit einem Jahrtausend angesammelt, die Sonnenluft und die Menschensinne traumhaft zu umweben.

Unter den silbergrauen Oliven die grüne Saat; zwischen ihren Halmen flammt die hohe, schöngebogene Blütenähre des rosigen Frühlingsgladiolus. Eine Feldblume — ‚un' fiore cattico' nennt der Italiener sie — doch anmuthreich in Form und Farbe, wie es die padronessa der florentiner Welt, die Grazie, Allem, auch den Kindern der Natur zum Gebot macht.

In unermeslichem Rundbogen umschließt der Apennin die Arnostadt. Aus der Weite gesehen, gleicht sie einem großen iridifirenden Chalcedon, den ein dicht mit Perlen besetztes Geschmeide einfaßt. So schlingt

der nächste Hügelkranz sich um sie, überall von weißen Villen und grauem behürmtem Gemäuer blizend und blinkernd. Wohin der Blick geht, staffeln sich an den Olivengeländen Menschenbehauungen empor, tausendfältig, unzählbar, erst neuer entstanden oder schon lang so gewesen. Sie hängen an den grünen Lehnen und krönen die Gipfel, alle in Gärten gebettet, aus denen Cypressen wie schwarze Flammenzungen aufsteigen. Da und dort wölbt die Pinie ihren Dachschirm dazwischen: aus dem dunklen immergrünen Laub des Lorbeerz, der Myrte, der Magnolien hebt sich das Hellere, Neuent sproffene der Akazien und Linden, der Edelkastanien und Nußbäume, der Mandeln und Pfirsiche hervor; silbernen Schimmer streuen die Agave, die Dracäne, die Tamariske hinein, goldenen der Ginster. Hin und wieder streckt eine Palme die Blätterhände aus; süßer, oft fast zu starker Duft entströmt auch unscheinbarem Kraut. Die Sonne ruft in jedem Winkel liebliche, lachende, leuchtende Blütenköpfe aus dem Erdschooß.

Um dieß weitgedehnte Glanzbild legt der Apennin rundhin seinen schirmenden Wall von Bergketten und Ruppen, langgewölbten Rücken und vielgliederten Gipfeln. Alle Linien fügen sich, wie von Künstler-

hand entworfen, zu weichem, harmonischem Uebergang aneinander, die letzten verschwimmen gleich duftigem Gewölk oder nebelnden Schatten den Meeren im Westen und Osten entgegen. Von einem alten Thurm steigt ein goldbrauner Falk senkrecht empor und steht, dem Auge nur mehr wie ein winziges Insect erscheinend, in hoher Sonnenluft. Zur Rechten und zur Linken sieht er beide blaustrahlende Flächen, blickt nach dem mare Ligure und dem mare Adriatico hinüber.

* *
*

Es raucht der Regen auf Florenz;
Sein Sonnenkleid that ab der Lenz
Und hüllt sich in dunkle Flöre.
Blau flammt der Blitz vom Apennin,
Und nebelnde Gestalten ziehn;
Der Wind murr't dumpfe Chöre.

So düster regt der alte Thurm;
Es wiegen seufzend rings im Sturm
Tiefschwarz sich die Cypressen;
Gebettet um sie stumm und weit
Entschwundenes Glück, entschlafenes Leid,
Vergangen und vergessen.

Von meinem Thurm schau' ich hinab
Auf jener fernen Tage Grab;
Drob ziehen die Nebelgestalten.

Grau rauscht der Regen auf Florenz,
Doch über der Gruft lacht einigtger Lenz —
Ich such' ihn zu fassen, zu halten.

* * *

*

Der alte Thurm, den ich aus dem von mir bewohnten Hause nur noch mit der oberen Spitze über einen Hügelrücken aufsteigen sehe und der bei schwer verhängtem Himmel so düster ragt, ist der des Palazzo vecchio, des alten Schloßthrones der Signoria oder mehr Castells von Florenz. Ein gewaltiger, hoher, finsterner, wehrhafter Bau, den keine heitre Muse sich zum Sitz errichtet hat, sondern die dira necessitas des Lebens in fernem, wilden Tagen des Mittelalters. Sein machtvolles Quadergemäuer, wie ein einziges Granitfelsstück, bot jedem Ansturm einer nicht mit Feuerwaffen gerüsteten Zeit unerschütterlich Troß. Eine Beste war's, von der aus Jahrhunderte lang die wechselnden republikanischen, oligarchischen und fürstlichen Oberhäupter des Gemeinwesens die Stadt beherrschten; zahlreich, fast zahllos drohten andre burgartige Behausungen auf die Straßen nieder, doch keine zweite reichte an das Cyklopenwerk des 'alten Palastes' hinan. Viel buntes Leben verschollener Geschlechter,

viel Ueberſchwang jauchzender Luſt, auch der Marrethei, und viel an rothen Blutſtrömen hat er auf der Piazza unter ſich geſehen. Beſonders an dem wilden Tage, als das tobende Volk da droben aus ſeinen Fenſtern herab die Mord=Verſchwörer gegen Lorenzo di Medici, Jacopo und Francesco di Pazzi aufhenkte und ihnen den Erzbischof von Piſa als Dritten im Todes= wie im Mörderbunde zugeſellte. In getreulichem Folge löſten ſtets die ſtürmiſchen Tage die friedlichen ab, und dem palazzo vecchio, der ſie alle geſehn und angehört, läßt ſich ſeine ernſte Miene nicht wohl ver= denken.

Ein mit wechſelvoller Menſchengeſichte gedrängt angefüllter kleiner Erdenſted ist die piazza della Signoria, an deren Rand es ſich eigen ſißt, beſonders am Abend, wenn ſchon die Dämmerungſchatten drüber= gehen und nur ein letzter rother Anglanz noch auf dem ſeltſamen breiten Oberſtück des Thurmes verblaßt. Gleich einem rieſenhaften Schneemann leuchtet über den grauen Steinplatten des Bodens ‚il biancone‘, der gliedergewaltige Neptun, ſeine ungeſtüm mit den Nüſtern ſchnaubenden Brunnenroſſe lenkend; überall trifft der Blick auf alte marmorne oder erzene Geſtalten von Göttern, Menſchen und Thieren. Am dichtesten drängen

sie sich aus den weiten Hallenbögen der Loggia del lanzi hervor, an deren Rückwand zwischen den leereitlen Gesichtern römischer Cäjarinnen die stolze ‚Barbarin‘, das Standbild der ‚besiegten Germania‘, in ihren Zügen tiefste Trauer mit einer düstren Erhabenheit vereinigend, als Ueberwundene den Blick zur Erde senkt und doch das Gefühl weckt, Zukunft kündend, als eine Herrin unter hochsprunkenden, schon der Schattenwelt verfallenen Scheingrößen des Tages dazustehen. Der Urheber dieses wunderfamen Bildwerkes muß eine prophetische Empfindung und von dem Verständniß des Tacitus in sich getragen haben. Er wollte die ‚devicta Germania‘ in Stein verkörpern, aber er brachte das Gegentheil zum Ausdruck, die innere Gemüthskraft des deutschen Volkes, die als Siegerin herannahte, eine überlebte Welt des nichtigen Scheines zu stürzen.

Friedlich belebt liegt der weite Platz, der Mittelpunkt der Stadt, jetzt im Abendlicht da, doch oftmals überwogte ihn einst das tausendköpfige Getümmel der Bürger von Florenz, der Granden, Popolanen, Zünfte und des niederen Volks, wenn mit stürmischem Schwung die Glocke vom Thurm des palazzo vecchio alle Männer der Republik zur Versammlung auf's Forum

berief. Hier schollen die Lozungsrufe der Ghibellinen und der Guelfen, und wenn sie zwischen den Zähnen herausprangen, raffelten die Schwerter und Streitkolben nach, und ein ungeheures Getöse klrrender und zerfchmetterter Eisenrüstungen lief an den hohen Palastwänden des Platzes um. Ueber ihn schritt vor bald sechs Jahrhunderten an einem Märztag, aus seiner Vaterstadt vertrieben, der Ghibelline Dante Alighieri ‚al divino dall’ umano, all’ eterno dal tempo, e di Fiorenza in popol giusto e sano‘ in die Verbannung.

Daß Zwieliht ward schon so grau, daß mein Blick die piazza della Signoria nicht mehr deutlich übersieht; unerkennbar hebt sich da drüben gegen das überragende Mauerwerk hin etwas Dunkles, Schattenhaftes vom Boden. Doch ich brauche nicht hinzugehen, um es zu unterscheiden, wohlbekannt steht es mir vor dem geistigen Auge, auf hohem, bildreichem Sockel ein von grüner Patina überzogenes Reiterstandbild Cosimo’s des Ersten. Ich bin in der Stadt der Medicäer.

*

*

*

Ein Tag steht vor mir, an welchem dieß Denkmäl sich noch nicht dort in die Luft hob. Beinahe zwei Jahrhunderte waren nach der Verbannung Dantes

verfloßen, der Sohn Genua's rüstete sich, auf westlichem Wege Indien zu erreichen und fand unterwegs eine unbekante Welt. Da trug sich hier auf der piazza Seltfames zu, wie die vielerfahrene Menschengeschichte es wohl zuvor doch noch nirgendwo gesehen.

Auch der biancone stand noch nicht drüben über dem gewaltigen Brunnen, die große loggia ward noch nicht ‚dei lanzi‘, sondern ‚dei signori‘ benannt, und keine Marmorbilder leuchteten unter den Bogen ihres Kreuzgewölbes; auch Baccio Bandinelli hatte noch nicht den unglücklichen Ehrgeizversuch gemacht, vor dem Portal des palazzo vecchio mit seinem Hercules die Gestaltungswucht Michelangelo Buonarroti's zu über treffen. Unter der alten Burg erhob sich nur das Wappenthier von Florenz, der marmorne Löwe aus der Bildhauerwerkstatt Donatello's und, von der Hand desselben Meisters geschaffen, aus dem Palast der Medici hervorgeholt, daneben das Erzbild der Judith, deren Schwert das Haupt des Holofernes vom Kumpf schlägt. Darunter sprach die Umschrift: „Exemplum salutis publicae cives posuerunt MCCCCXCV.“ Denn bildlich hatten die Bürger von Florenz in dem Jahre ein Gleiches gethan, wie die Tochter vom Stamme Juda, ihrer Stadt das Oberhaupt von den Schultern ge-

schlagen, Piero de' Medici, den Urenkel Cosimo's des Alten, des ‚pater patriae‘ mit Waffengewalt vertrieben und verbannt, und nachdem das Geschlecht der Medicäer zwei Menschenalter lang dem Gemeinwesen vorgestanden, war wieder eine vom Volk gewählte demokratische Signoria im palazzo vecchio eingezogen. Dabei hatte vor Allem ein seltsamer Mann seine Hand oder mehr seine Stimme im Spiel gehabt, der Dominikanermönch Girolamo Savonarola, aus der wunderlichen Gattung ‚Mensch‘ einß der ionderbarßt zusammengesetzten Exemplare. Als nichtsbedeutend verschrumpfte ihm das Zeitliche gegen das Ewige, und doch glühte er nicht minder für die weltliche Freiheit des Volks, als sein Eifer sich darauf richtete, diesem die Freuden des Himmelreiches zu sichern. Daß der römische Papst die Thürschlüssel des letzteren zu handhaben behauptete, entflammte ihn zu höchstem, heiligstem Zorn, doch mit dem Widerstreit, den er gegen den Stellvertreter Gottes anhub — schon er war nicht abgeneigt, den Nachfolger Petri eher als den Statthalter des Teufels zu bezeichnen — verband er zugleich seinen Predigtkampf gegen den irdischen Herrn von Florenz, den ‚Lorenzo il Magnifico‘, der Stadt in seinem Sohn Piero hinterlassen. In Einem war er ein hoher, weitblickender reformatorischer

Geist und ein engherziger, dumpfer, fanatischer Zelot, seinen Ordensbrüdern, den ‚domini canes‘, den schwarzweißen ‚Hunden des Herrn‘ mit Recht angehörend. Er haßte das Haus der Medici, weil es Florenz zu einem Tempel der Schönheit emporgeschaffen hatte, denn die Schöpfungen der Künste, die Dichtung und Wissenschaft waren ihm zum Abscheu, ein heidnischer Gräuel und Baalsdienst, vom höllischen Erzfeind der Menschheit erzeugt, diese tückisch um ihr Seelenheil zu betrügen. Und die Macht seiner Ueberzeugung, seiner Donnerworte und flammenden Augen über die Gemüther wuchs so allbeherrschend an, daß am Faschingsdienstage des Jahres 1497 die piazza della Signoria das vielleicht erstaunlichste und unglaublichste Schauspiel sah, das unter der Sonne jemals von Menschen aufgeführt worden. Denn auf das Geheiß des schwarzen Ruten-trägers schleppte, einem vorgetragenen Crucifix Donatello's folgend, unter rothen Kränzen und Olivenzweigen die ganze Bevölkerung von Florenz in taumelnd begeisterter Hast dorthin Alles zusammen, was ihre Häuser an seelenmörderischen Trugschöpfungen des Teufels enthielten: Gemälde und Bildwerke aus Marmor und Erz, kunstvollen Hausrath und Teppiche, ruhmvolle Banner und unerseßliche Bücher, Maskenanzüge, Flöten

und Geigen, Alles thürmte sich zu einem chaotischen Gebirge übereinander — der Pyramide der ‚Vanità‘ — aus der es nach einer Weile zu knistern und züngeln und rauchen begann, bis das Ganze, dem ausbrechenden Vesuv ähnlich, mit einer Flammengarbe zum Himmel loderte. Da stürzten, bacchantisch jauchzend, die Frauen, die Jungfrauen, die Kinder herzu, jede mit ihrem kostbarsten Besizthum beladen, und sie warfen Brokatgewänder und seidene Decken, goldene Ketten, Armspangen und Edelsteinringe in die prasselnde Glut. Wer nicht freiwillig seinen irdischen Schatzband zur Gewinnung des Himmelreiches bringen wollte, ward zu seinem Heil gezwungen, denn glaubenseifrige Rotten durchstürmten die Stadt, durchwühlten jede Wohnung und brachten in Karren und Körben immer neue Hekatomben von Brandopfern herbei. Unter einer der hohen Bogenvölbungen der loggia de' signori, mit dem Strick um die Hüften gegürtet, stand der Veranstalter des ungeheuren Feuerwerks; machtvoller noch als dies strahlte ein überirdisches Glanzlicht unter seinen buschigen Brauen hervor, und der Wink seiner breiten Hand trieb die Lässigen, die Zaudernden zur Eile, zum Entschluß. Dicker Qualm überlagerte das Quartier am Arno, stieg li³ über die Thurmhöhe des palazzo vecchio empor.

der durch den Rauch- und Funtenjchleier unverwandelten Ausdruck auf das Treiben unter ihm niederblickte, wie auf Alles, was er schon seit Jahrhunderten, kaleidoscopisch wechselnd, an sich vorüberziehen gesehen.

An jenem Tage waren wir ziemlich hirnverrückt in unsern Köpfen, wir Erdenbürger.

Um ein Jahr später hob sich an der nämlichen Stelle ein beträchtlich niedrigerer Scheiterhaufen in die Luft. Darauf verbrannten wir an einem schönen Tage gegen das Ende des Mai unter großem Jubel der Zuschauer den Dominikanermönch Girolamo Savonarola nebst zweien seiner Ordensbrüder, denn der heilige Vater Alexander der Sechste war nicht nur ein großer Freund von Kunstwerken, sondern auch aus dem klugen Geschlecht der Borgia. Er wußte, daß man unsre Köpfe nicht zu lange auf die Probe stellen dürfe, und er verstand sich auf die Heilmittel bei Gehirnkrankheiten, die ihren Ansteckungsstoff bis in den Lateran verbreiten konnten. *Quod adhortatio non sanat, ignis sanat* — des ‚ferrum‘ bediente die Kirche sich, als eines blutvergießenden Remediums, nicht — und so stäubte der Wind die Asche des Vorgängers des Augustinermönches am palazzo vecchio empor. Der aber sah auf den schwarzen Kohlenhaufen hinunter, wie er es

ein Jahr zuvor an dem närrischen Faschingdienstag
gethan. Für seinen Quaderbau war beides Zeitliches,
über dem er als Ewiges, Bleibendes ragte.

* * *

*

Doch von jenen Tagen blieb für lange noch ein
Rauchdunst über Florenz, die Heiterkeit seines Him-
mels umflorend. Die Freudigkeit des Sinnenlebens,
die mit dem steigenden Glanz des Medicäerhauses her-
aufgediehen, um unter Lorenzo dem Brächtigen ihre
Blüthe zu entfalten, wollte nicht wiederkehren; düster
fiel der mahnende, aller weltlichen Lust feindliche
Schatten des Dominikaners noch in die Straßen der
einst so weltfrohen Stadt und in die Seelen ihrer
Bewohner hinein. Ein neues Geschlecht mußte auf-
wachsen, dessen Sinne nicht von dem Brand- und
Grabesgeruch umdampft worden, das eine Empfängniß-
fähigkeit für die Schönheit und den Liebreiz des irdi-
schen Daseins erst neu wieder aus sich herausgebar.
Und ihren Tag abwartend, saßen die Heraufbringer
einer neuen herrlichen Zeit auch schon in der Stille,
als Knaben und Jünglinge noch in den Lernstuben
und Werkstätten, unbeachtet und unbekannt. Ihre Na-
men sollten das beginnende Jahrhundert erfüllen, doch

um ein Jahrzehnt später erst begann man zu ahnen und zu wissen, was Mariotto Albertinelli, Giacomo Pontormo und Andrea del Sarto seien, was Michelangelo Buonarroti und Raffaello Santi da Urbino für die Welt zu bedeuten im Schilde trugen. Das Wort, das ein Papst schon vor Jahrhunderten gesprochen, die Florentiner seien ein fünftes Element der Schöpfung, hatte sich wohl bereits unter Lorenzo reich bewährt, doch seiner höchsten Bestätigung ging es noch entgegen.

Weiter dehnte das Geschlecht der Medicäer von kleinem Anfang seine Kreise. Aus der Zunft der „Merzte und Apotheker“, der medici, war es hervorgegangen, trug sechs Kugeln in seinem Wappen, welche die alte Wappenlilie von Florenz schon verdrängt hatten und, sei's im Spott, sei's im Ernst, auf das Gewerbe seines Ahnherrn als Pillen gedeutet wurden. Doch wem es seinen Ursprung danken mochte, fraglos war es trotz seiner bürgerlichen Herkunft seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts an Reichthum, Ansehen und Macht weit über alle alten Adelsgeschlechter der Stadt heraufgewachsen, hatte diese, ohne den Namen von Fürsten zu führen, mit fürstlicher Gewalt beherrscht. Nun zwar war es vertrieben, kehrte in den nächsten Jahr-

zehnten nur zurück, um in wildem Wechsel der Kriegsgeschichte die wiedergewonnene Herrschaft auf's Neue wieder zu verlieren. Aber die Zeit nahte heran, in der Giovanni de' Medici als Leo X. und nach ihm sein Vetter Giulio als Clemens VII. den päpstlichen Thron besteigen sollten, und in Florenz hub man an, sich nach dem goldenen Zeitalter unter dem pater patriae, Cosimo dem Alten, und Lorenzo il Magnifico zurückzusehen. Ein Abdruck und ein Angsttraum war es gewesen, den der eifernde Dominikanermönch als etwas Fremdes über die lebensfreudige Stadt gebracht; wer das leichte Blut eines Künstlers und Dichters in sich trug, wandte sich mit Widerwillen von der Erinnerung an die düstre, tolle Askese ab, und das florentiner Volk hatte sich lange gewöhnt, in ihnen die Hohenpriester seiner weltlichen Daseinsführung zu sehen.

Da gewahrte die piazza della Signoria wiederum einmal sehr Merkwürdiges, noch nie Gesehantes; die Geschichte hat es überliefert, doch ohne eine sichere Deutung des Vorganges zu hinterlassen.

Wie in Rom, waren unter den Medicäern in Florenz die Fastnachtsspiele und Aufzüge zur Hauptfestlichkeit des Jahres geworden. Freigebig öffneten die reichen Lenker des Staatswesens ihre Schatztruhen, um

die Schaulust der städtischen Bevölkerung durch Veranstaltungen voll Pracht und Glanz zu überraschen, und mit Jenen verbanden sich die Maler, Bildhauer und Dichter, dem Faschingsgetriebe Form- und Farbenreichtum, Geist und Wiß zu verleihen. Alles der Art hatte der „Triumphzug des Bacchus und der Ariadne“ überboten, dessen Urheber Lorenzo il Magnifico gewesen. Er war selbst Dichter, besang die Liebe und die Natur, die er gleich jener liebte, in schönen Ottaven und Terzinen, suchte in heitren oder von leiser Schwermuth überhauchten Idyllen Erholung von den Staatsgeschäften und streute zwischen diesen leichte flatternde Vieder in seine Tage. So verfaßte er auch ‚canti carnecialeschi‘ und hatte den Personen des von ihm dargebotenen Trioufo di Bacco e d’Arianna die Verse, die sie sprachen, selbst in den Mund gelegt. Ein an herrlichen Gestalten und zauberischen Gewandungen überreiches Wagengepränge war’s, daß der Verherrlichung der Liebe, Schönheit, Jugend, des „freudigen genußfrohen Augenblicks“ Tribut darbrachte, und lange noch, zum Volkslied geworden, klangen in Florenz von tausend Lippen die melodischen Worte der Lebenslust und süßer Wehmuth nach:

Jensen, Jenseits der Alpen.

17

Quant' é bella giovinezza.
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'é certezza.
Quest' è Bacco e Arianna
Belli, e l'un dell' altro ardenti;
Perchè 'l tempo fugge, e'nganna,
Sempre insieme stan contenti!

Ciascun soni, balli, e canti.
Arda di dolcezza il core.
Non fatica, non dolore.
Quel c'ha esser, convien sia:
Chi vuol esser lieto, sia,
Di doman non c'è certezza;
Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!

Vergangen und verhallt. Ueber diese heiter dem „Heute“ huldigende Welt der Anmuth war die plumpe Bärenstape des Domitaners, ein wildes Unwetter mit Donnergepolter und Blitzschlag, gefahren, der die hirntolle Faschingspyramide der ‚Vanità‘ in Flammen gesetzt und brandigen Qualm über den Dächern und in den Köpfen von Florenz gelagert. Underthhalb Jahrzehnte ungefähr waren seitdem verfloßen, und im palazzo vecchio saß als lebenslänglich erwähltes Oberhaupt der Republik der nicht mit übermäßigen Geisteskräften von der Natur ausgestattete Gonfaloniere Piero Soderini. Doch es

grosste weitem von neuen drohenden Gewitterausbrüchen, heimlich und offen kündeten prophetische Stimmen die herannahende rächende Wiederkehr der Medicäer. So kam auch die Carvenalszeit wieder, und in dem Kloster von Santa Maria Novella, im sogenannten Saal des Papstes, saß bei verschlossenen Thüren der florentiner Maler Piero di Cosimo oder Pitro di Lorenzo und schuf mit Beihülfe seiner jungen Schüler Andrea del Sarto und Andrea di Cosimo an einem öffentlichen Aufzug für den Faschingsdienstag.

Dann brach dieser an, und die Straßen der Stadt gewahrten ein unheimlich-befremdliches Bild. Schwarze Büffel zogen langsam einen gewaltigen, mit Todtengebeinen und weißen Kränzen auf dunklem Untergrund bemalten Triumphwagen, auf dem hoch oben in riesiger Gestalt mit einer Sense in der Knochenhand ein Todtengerippe thronte. Unter diesem sah man verdeckte Gräber, doch wo der ‚carro della Morte‘ anhielt, thaten sie sich auf, und aus ihnen stiegen lange Gestalten empor, in schwarze Leinwand gekleidet, die mit den Todtenknochen der Brust und Rippen, Arme und Beine bemalt war; graufige Masken stierten um sie herum, Fackeln tragend, deren blutiger Schein über den Wagen loderte. Hinter diesem folgte auf hagerknochigen Schind-

mähren mit schwarzen, weißbekränzten Schabracken ein Geleit von andern Todten, dann eine lange Reihe schwarzer Fackeln und schwarzer Standarten. Von allen Lippen scholl unausgesetzt ein zitternd dumpfes ‚Miserere‘; harttönige Trompeten klangen beim Anhalten des Gefährtes. Dann richteten die Todten darauf sich halb aus ihren Gräbern in die Höh’, setzten sich auf den Rand derselben und sangen höhltonig:

Dolor, pianto o penitenza
Ci tormentan tuttavia;
Questa morta compagna
Va gridando penitenza.
Fummo già come voi siete,
Voi sarete come noi;
Morti siam’, come vedete,
Così morti vedrem’ voi.

— — — — —
Se vivendo ciascun muore,
Se morendo ogn’ alma ha vita:
Il Signor d’ogni Signore
Questa legge ha stabilita:
Tutti avete a far partita
Penitenza, penitenza!

Die Verse hatte Antonio Mamanni gedichtet, seinem Namensklang nach von deutscher Abstammung. Was bezweckte der grabesdumpfe Gesang und der unheimlich-geistesstische Faschingsaufzug? Wollte er eine mahnende

Erinnerung an die Flammenpredigten Savonarola's von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen aufwecken? Wollte er unter einer Maske androhen, was Florenz zu erwarten habe, wenn es nicht alle Kraft daransetze, einer Rückkehr der Medicäer und neuer Gehaltsherrschaft derselben vorzubeugen? Oder entsprang das Ganze im eigensten Grunde nur einer par^odistischen Künstlerlaune, die mit souveräner Carnevalsfreiheit schaltend, Belustigung daran fand, einmal an die Stelle der Schönheit und Sinnenfreudigkeit ihr Widerpiel, Tod und Grufthauch zu setzen? Welche Bedeutung die Urheber unter ihrem Faschingsstück geborgen, ist nie klar zu Tage gerathen, doch seine Wirkung auf die Einwohnerschaft der Stadt war eine mächtige. Nicht mit lärmendem Jubel wie sonst begleiteten die Zuschauer den „Wagen des Todes“; scheu und stumm drängten Tausende und Abertausende sich ihm nach auf die piazza della Signoria, starrten auf den dort am längsten Halt machenden grauenvollen Anblick und hörten verhaltenen Athems dem düstren Gesang der Todten zu:

Dolor, pianto e penitenza
Ci tormentan tuttavia;
Questa morta compagnia
Va gridando penitenza.

Aus dem ungeheuren Gedränge hatte sich eine in römische Tracht gekleidete Frau mit einem etwa siebenjährigen Mädchen die Stufen der loggia de' signori hinangeflüchtet und die Beiden standen unter dem hohen Bogen auf der Steinplatte, von dem aus einst Savonarola zu dem Brandopfer seiner Bußpredigten angefeuert hatte. Einen Augenblick war es jezt todtensstill auf dem weiten Platz geworden; da sagte, durch die Lautlosigkeit klar vernehmlich, die Kleine mit einer silberhellten Stimme:

„So heißt's ja nicht, Mutter, wie's die häßlichen Leute da sängen; es heißt:

Quant é bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman nou é certezza.“

Ueberrascht wendete ein unsern daneben stehender junger Mann, der eben in die Zwanziger getreten sein mochte, sich zu ihr und erwiderte:

„Du hast wohl recht, Kleine, Dein Spruch klingt besser. Wenn ich auch an den Karren da mit Hand angelegt habe, muß ich Dir doch beistimmen.“

Der's sprach, hieß Andrea d'Agnolo, doch begann sich als Maler Andrea del Sarto zu benennen. Er richtete an die Mutter des Kindes eine Frage nach:

„Ihr seid wohl fremd bei uns, Signora?“

„Ja,“ nickte die Angesprochene, „wir sind nur auf der Reise von Siena durch Florenz gekommen.“

„Und wie heißt die Kleine?“

„Tullia,“ gab diese zur Antwort, der ihre Mutter mit einem gewissen stolzen Nachdruck einfallend beifügte: „Tullia d'Aragona.“

Der junge Künstler warf noch einen Blick über das reiche rotke blonde Haar, das schon in schwerer Fülle das eigenartige Gesicht der Kleinen umrahmte, aus dem zwei große, dunkle, seltsam leuchtende Augen hervorjagen, und sagte halblaut zur Mutter gewendet:

„Sarà bella.“

* * *

*

Es ist ein heißer Maitag, und im schmalen Mittagsschatten der alten Häuser mich haltend, kehre ich von San Lorenzo aus den Grustcapellen des Medicäergeschlechtes zurück. Um mich wogt und lärmt das heutige Straßenleben von Florenz.

Ein bißchen anders nahm sich die Art der Verkaufsläden und die Gewandung der an ihnen vorüberstreichenden Menschen aus, doch im Großen und Ganzen war Alles ebenso, als wir an einem glutdurchwirkten

Augusttage unter der Kuppel der genannten Kirche Cosimo den Alten nach seinem Willen ohne Prunk und Pomp unter den schlichten Grufstein legten, wohin wir ihm um zwei Jahre später seinen greisen Zeitgenossen Donato di Riccolò, genannt Donatello, zur ewigen Ruhgemeinschaft nachbestatteten. Der Raum erscheint als ein fast vier Jahrhunderte älteres Ab- oder Vorbild einer Grabstätte im deutschen Weimar. Der große Künstler liegt zum großen Schlaf neben dem Fürsten gebettet, der sich zwar nur den ersten Bürger seiner Vaterstadt benannte, doch der Begründer eines Fürstenhauses war, das ein leuchtendes Gedächtniß, wie kaum ein zweites, in der Menschengeschichte hinterließ. Drei Jahrhunderte machen einen langen Zeitabschnitt in ihr aus, und um Einiges länger noch verknüpfte sich das Geschick von Florenz mit dem Geschlecht der Medici; es ist nicht byzantinische Nachrede, daß auf ihnen die Größe des Namens Florenz wie auf Marmorsäulen ruht. In ihrer langen Folge gab es solche von höherer und geringerer Geistes- und Gemüthsbegabung, größerem und kleinerem Verdienst um die Wohlfahrt von Stadt und Staat. Doch Keinen des großen Namens völlig Unwürdigen; als schwarzer Flecken des Hauses steht einzig die in die Fremde

gezogene entartete Tochter Lorenzo's von Urbino da, Caterina, die Urheberin der Pariser Bluthochzeit. Sonst floß an Wahrheit edles Blut vom Ahnherrn auf die fernem Enkel über, und es ist, als habe sich nach ihrem Erlöschen noch ein Abglanz und Hauch ihres Wesens auf ihren Thronfolger vom lothringischen Fürstenstamme fortgepflanzt.

Ein stolzes Mausoleum, das der ‚Herzoge von Toscana‘, in seinem feierlichen Ernst nur von unserm Jahrhundert durch die geschmacklos bepinselte, farbenschreiende Kuppeldecke beleidigend entwürdigt. Nicht leicht fügte sich irgendwo der dunkle Marmor in mannigfachen Abstönungen nochmals zu derartiger Gesamtwirkung zusammen. Aus heißem, blendendem Sonnenmittagsglanz auf der piazza Madonna muß man hineintreten. Dann empfängt uns die Fürstencapelle mit Grabeskühe, und an den Wänden thront über den mächtigen Steinartophagen die höchste Herrschergewalt der Erde, die Majestät des Todes.

Aber trotzdem, mehr an Weihe noch birgt sich unter der kleineren Kuppel daneben. Im Bilde blickt uns unter ihr das im rastlosen Wechsel der Zeit doch stätig gleich Wiederkehrende an, die Morgendämmerung und der Tag, das Abendzwielicht und die Nacht. Von der

Hand Michelangelo's gemeißelt, liegen die wunderfamen Marmorgestalten ruhvoll hingestreckt. Der große Meister war groß auch darin, seinen Gebilden geheimnißvolle symbolische Deutungsfähigkeit als Mitgift zu verleihen; ich glaube, jene lassen sich auch Jugend und Manneskraft, Greisenalter und Grabesfrieden benennen. Und der letztere spricht als schlafversunkene ‚Nacht‘ aus dem Dichtermunde eines Zeitgenossen des Künstlers:

La Notte, che tu vedi in sì dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso, e perchè dorme ha vita:
Destala, se no'l credi, e parleratti.

Mit wie vielen Menschenaugen haben wir bewundernd, von einem Schauer tiefen Gefühls überkommen, auf diesem Flurgestein vor diesem Marmorbild dagestanden, seitdem es Giovanni Strozzi zu jenen Versen entzückt. Alle zu den Schatten gegangen, in die morgenlose Nacht; doch die ‚Nacht‘ Michelangelo Buonarroti's blieb, und immer wieder, vielleicht noch Jahrtausende lang werden wir bewundernd vor ihr hier stehen.

Mit dem ‚Tag‘ zusammen liegt sie über den Sarkophag Giuliano's de' Medici, eines Bruders des Papstes Leo X., hingestreckt. Gegenüber behüten in gleicher Weise die „Morgen- und Abenddämmerung“ den

Marmorfarg Lorenzo's de' Medici, Herzogs von Urbino. Mit ihm die Ruhstatt im selben Sarkophag theilt sein Sohn Alessandro de' Medici, der erste ‚Herzog von Florenz‘.

* * *

*

Ich kehre durch die vom heutigen Leben mit buntem Getriebe und Geräusch erfüllten Straßen nach Hause, doch um mich, in meinen Gedanken und vor meinen Augen liegt und fluthet entschwundene Zeit. Manch' alter Palast aus ihr sieht mich vertraut und unverändert an; auch die grauen Steinplatten überdeckten damals schon ebenso den Boden aller Straßen und Plätze, und wir waren bereits seit mehr als einem Jahrhundert gewöhnt, leichten Schrittes über das immer trockne, herrlich geebnete Pflaster hinwegzugehn. Wie ich über die piazza della Signoria komme, erhebt sich jetzt vor dem palazzo vecchio das Riesenwunderwerk Michelangelo's, ‚il Gigante‘, der von ihm aus dem verhauenen Marmorblock geschaffene David, und auch die Ungestalt des Bandinelli'schen Hercules ragt schon als ein|Gedenkmal lächerlich mißrathenen Wettsefers seines Schöpfers an der andern Portalseite empor. Doch der Brunnen mit dem Biancone fehlt noch, und leer

wie vom Anfang her steht die hochgewölbte loggia de' signori. Alles bringt mir zum Bewußtwerden, ich bin in den Tagen des Herzogs Alessandro des Ersten.

Und ich suche mich zu besinnen: Was ist geschehen, was haben wir erlebt seit der Vertreibung Piero's de' Medici und der menschlichen Tragicomödie Savonarola's, seit dem unheimlichen Faschingsaufzug Piero's di Cosimo und den vielfachen Wirren, in denen die Medicäer Giovanni und Giulio wechselnd die Stadt beherrschten, ihre Macht wieder verloren, um in der Folge Beide sich zum Erfaß die päpstliche Tiara auf's Haupt zu setzen?

Vieles haben wir seitdem durchlebt, viel Schlimmes im Gange eines Menschenalters, zuletzt in kurzer Zeitspanne schreckensvoll zusammengedrängt. Der 'Trionfo della Morte' ist in Wirklichkeit durch die Straßen der Stadt gezogen, hat die Häuser ausgeleert und die Erde dicht bevölkert. Die Höchsten wie die Niedrigsten mit sich schleppend, kam eine grauige Seuche, die Bubonensest, und häufte ihre Beute in zahllosen Massengräbern an. Doch sie brachte der Unerfättlichkeit des Todes noch nicht Opfer genug zu; die gierigen Bähne seiner Knochenkieser fletschend, rief er die Landsknechtshorden des Kaisers Karl des Fünften, des großen Todten-

gräbers von Europa, herbei, und fast ein Jahr lang belagerte sein Heer Florenz. Selbennüthig leistete Francesco Ferruccio durch elf Monate lang Gegenwehr, und wir sahen Michelangelo zu jener Zeit nicht als Künstler und Dichter, sondern als Baumeister und Ingenieur der Republik auf den Mauern der von ihm angelegten Festungswerke von San Miniato die Stadt vertheidigen. Doch zuletzt erlag sie der inneren Erschöpfung, dem Mangel und Hunger und mußte ihre Thore dem Eroberer öffnen. Da setzte der Kaiser ihr in seinem Schwiegersohn Alessandro einen neuen Herrn. Ein besonderes Paar bestieg den Thron, denn er war ein illegitimer Sohn Lorenzo's, des Herzogs von Urbino, und seine Gemahlin Margareta eine natürliche Tochter Karls des Fünften. Aber eine Zeit war's, die allerorten nicht auf eheliche Abkunft und Ebenbürtigkeit, sondern auf Kraft und Muth, Klugheit und Tapferkeit, Schönheit und Geistesbildung sah, um ihre damit ausgerüsteten Kinder hier und dort zu Fürstenthronen aufzuheben. —

Ich ging eben in Traumvergessenheit; noch mehr erlebten wir schon, auch daß Alessandro der Erste um sieben Jahre später von seinem Vetter Lorenzino ermordet ward. Mit ihm erlosch der von Cosimo dem

Alten herabgekommene Stamm der Medicäer, aber ein Seitenzweig hatte sich von Lorenzo de' Medici, einem Bruder des ‚pater patriae‘, fortentwickelt, und ein später Urenkelsproß desselben bestieg nun als Cosimo I., Herzog von Florenz, den Thron. Er war ein leiblicher Sohn des ruhmreichen Hauptmanns „delle Bande nere,“ Giovanni's de' Medici, doch geistig ein ebenbürtiger Nachkomme des alten Cosimo und Lorenzo's des Prächtigen. Die Jahrzehnte des Schreckens hatten ihr Ende gefunden; unter seiner fast ein Menschenalter andauernden Herrschaftsführung sahen wir die Künste, die Lebensfreudigkeit und Schönheit, den heitren Geist und die Anmuth nach Florenz zurückkehren, von ihm behütet, zu reichster Sommerfülle erblühen. Die Worte Leonore's, die im Goethe'schen ‚Tasso‘ Ferrara preisen, trafen nicht minder jezt auf's Neue für die wieder medicäische Arnostadt zu:

„Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an.“

*

*

*

Des freien Denkens. Manche Zeit hat sich seiner gerühmt, es als Wahlspruch auf dem Schild ihrer Tage getragen. Doch selten nur gab es eine, in welcher die

Freiheit des Gedankens ein Gemeingut vieler gebildet. Zumeist waren nur Wenige seine Bannerträger, und noch seltener verbanden diese mit ihrer geistigen Ueberlegenheit die rohe körperhafte Kraft der Arme, der Waffen, der Macht, ihrer Erkenntniß weiter als für ihre eigne Lebensführung Geltung zu verschaffen. Nach ältestem Brauch entledigten sich die Gewalthaber, Fürsten und Priester stets der gefährlichen Selbstdenker auf Richtstätten und Scheiterhaufen oder hinter Kerkermauern, und die Masse bewarf sie mit Steinen.

Doch schlimmer noch war's, wenn diese Masse selbst einmal zum freien Denken herangereift zu sein wähnte und sich ein Zerrbild desselben zum Götzen schuf. Wenn sie ihre Begierden, ihre Rohheit, ihren Stumpfsinn auf Thron und Altar hob und ihre niederen Triebe mit dem Weihenamen einer göttlichen Vernunft belegte. Auch das haben wir dann und wann schauernd erlebt, wir Erdenbürger, und wissen, mit blutigerem Hohn ward nie die lichte Fahne der Gedankenfreiheit herabgerissen, besudelt und zerstampft, als von den brüllenden Horden, die sie als Panier thierischer Entfesselung über sich geschwungen.

O Fiorenza, bella e fortunata! Schöne, glückliche Blumenstadt im Weitergang des sechzehnten Jahrhun-

derts! Eine außerlesene Schaar von innen hervor, durch sich selbst befreiter Geister fand sich in dir zusammen. Der Fürst, der über dem Ganzen waltete, zählte zu ihnen, mit Weisheit die Schranken behütend, die den reichen Gewinn sicherten, doch den Einbruch des Verderbens zurückdämmten. In diesem bedachtam umfriedeten Stückchen der Welt erfüllte sogar die Kirche geschlechterlang ihr hohes Segensamt, Gutes zu lehren und Bösem zu wehren, zu erheben und zu trösten. Die Schönheit der irdischen Gegenwart gereichte dem Einen zur Vollgenüge, daß er über sie hinaus nichts weiter erharrte und begehrte. Der Andre verband mit ihr eine Hoffnung auf ihre Fortdauer, ihre Wiederernewerung in einem unbekanntem Jenseits; aber in harmonischem Einklang genoß er das Dasein mit den hienieden Befriedigten, sie beschiedeten sich nicht. Die Erde war ein Abbild des himmlischen Paradieses und sein ewiges Leben ein Traum von Glücklichen, die den Tod nicht als eine Beendigung ihrer freudigen Tage erkennen konnten und wollten. Ueber Träume verfeindete man sich nicht, man ließ ihnen Ausdruck im Wort des Dichters und im Gebilde des Künstlers; mit anmuthigem Geist gestaltete dieser eine Vorstellung ihrer dereinstigen Wirklichkeit und bestritt jener die Wahrscheinlichkeit ihrer

Erfüllung. Die Grazie thronte als oberste Gesetzgeberin auf den Lippen und im Gemüth, ihr Abglanz überbreitete mit einem goldenen Schimmer selbst das niedere Volk. Florenz war ein Bild der nach den Versen Lorenzo's des Prächtigen unablässig entfliehenden und doch auch immer kehrenden und bleibenden schönen Jugend, die berufen war, sich des frohen Augenblicks zu erfreuen. Und was, vom Mund verkündet oder in der Stille der Brust über das Heute an Wunsch und Hoffnung und Glauben hinausreichen mochte, heimlich unterlag es doch auch dem großen, sich mit aller Lebenskraft an die blühende Gegenwart anklammernden Gefühl: ‚Di doman non fu certezza.‘

* * *

*

Auch der ponte vecchio sah uns Hinüberschreitenden damals kaum anders an. Der Verbindungsgang vom palazzo degli Uffizi zum palazzo Pitti zog sich freilich noch nicht über ihn weg, denn an den ersteren wurde noch nicht gedacht, und der letztere, obwohl schon vor hundert Jahren begonnen, lag noch als unvollendetes, halb wieder verfallenes Riesenbauwerk jenseits des Arno, während nah vor ihm der palazzo Guicciardini sich bereits aus alten Tagen düster-stolz aufsenien, jenseits der Alpen.

hob und in einem seiner Gemächer Francesco Guicciardini jetzt die Geschichte seiner Vaterstadt schrieb; nachbarlich blickte zu ihm von seinem Wohnsitz Niccolò Macchiavelli hinüber. Die Goldschmiedläden aber reiheten sich schon seit bald zwei Jahrhunderten zu beiden Seiten der ‚alten Brücke‘ aneinander, boten in Schaukästen ihre glimmernden und funkelnden Geschmeideschätze dar und ließen nur in der Mitte die kurze Lücke, durch die, wie gegenwärtig, der Blick weit gen Osten und Westen den Fluß hinauf- und hinabschweifte.

Es ist wohl Mittagstunde, aber ein sonderbares Licht, wenigstens für meine Augen, liegt heut' über den Dingen. Mir ist, es mischt sich ihnen aus dem Dämmer-schein der Medicäergruft, von der ich gekommen, mit dem blendenden Sonnenglanz zusammen; so erscheint's mir, als sei es Abend mit rothem Untergang im Westen.

Und da steht sie wieder, wie wir sie damals an einem Aprilabend in der Lücke zwischen den Juwelier-buden des ponte vecchio stehen gewahrten. Zuerst etwas schattenhaft; ich unterscheide anfänglich nur die Umrisse ihrer hochschlanken, mir den Rücken zuwendenden Gestalt. Aber bald tritt sie deutlich gegliedert und klar in allen Einzelheiten hervor; ich erkenne ihr seidenes Gewand von der eigenthümlich besonderen blaß-

lichtblauen Farbe, das sich ihr in so schönen, wie von der Hand Raffael's geordneten Falten um die Glieder schloß, darüber als sommerlich leichter Umhang die duftige garnitura di merletti, und im herrlich gebildeten Nacken das aufgeschürzte, goldnem Abendroth an Farbe gleichende Haar, so reich in seiner Fülle, daß es fast als etwas zu schwere Bürde für den kleinen, anmuthvoll geformten Kopf bedünkte. Von ihren Gesichtszügen läßt sich nichts wahrnehmen, denn sie blickt den Arno hinab nach den in rothe Abendglut eingetauchten Bergschroffen von Carrara hinüber.

Ich muß mich besinnen: was sprach sie doch zu der Begleiterin, die neben ihr an der Brückenwand lehnte? ‚Imagina‘ — ja so hieß sie, ihre vertraute Freundin, gleichalterig mit ihr — ‚Imagina de' Guadagni, aus dem altesten Geschlecht der Guadagni.‘

Das war's — sie sagte:

„Siehst Du, Imagina, wie da drüben die Wolken seltsam die Berge unter ihnen nachahmen? Ganz mit denselben Formen der zackigen Gipfel thürmen sie sich in den Himmel; aus dem purpurnen Luftmeer heben sie die Scheitel wie von goldenen Stirnbändern umrändert. Würde ein Kind, das sie zum ersten Mal so sähe, nicht glauben, es seien auch ferne Gebirgskuppen, noch höher,

wunderbarer und geheimnißvoller, als die niedrigen darunter, deren Fuß in der Erde wurzelt? So sind die Gebilde unsrer Hoffnung und Sehnsucht, und wir bleiben immerdar Kinder, Imagina, wenn wir die Augen auf sie richten. Denn obwohl wir wissen, daß sie nur täuschen mit ihrem Zauberglanz, mühen wir uns doch stets wieder, ihnen nahzukommen, und wähen, wenn wir sie erreichen könnten, da seien wir im Gesilde des Glückes. Aber in Wahrheit sind wir nur glücklich, so lang der holde Trug uns unerreichbar bleibt, daß wir nur von ihm träumen. Wenn die Hand ihn anrührt, ist seine lichte Schönheit eitel Dunst und Nebel, feucht und kalt, und gleich dem thörlichen Falter, den die farbige Pracht des Regenbogens zum Flug in den Wettersturz verlockt, fallen die Flügel unseres Verlangens zerknickt und erstarrt in Felschründen und Dornestrüpp der Erde herunter.“

Lächelnd erwiderte Imagina de' Guadagni:

„Das ist die Philosophin Tullia, die augenblicklich hier steht und so redet. Stände die Dichterin an ihrer Stelle, so spräche sie anders. Sie sagte:

Wer zum Siege will gelangen,
Scheuen darf den Kampf er nicht!
Wer zum Himmel steigt, nicht bangen,
Daß der Leiter Sprosse bricht!

So, dünkt mich, hört' ich's gestern, da lachte die Sonne von den Lippen, die es sprachen. Nun ist heut' ein philosophischer Wolkentag, als hätte Seneca mit verdrossenem Greisenmund eine graue Nebeldecke drüber gesponnen. Was für ein Gesicht wird der Himmel morgen tragen? Ich bin nicht wetterkundig genug —“

Lachend fiel die Befragte mit silbern tönender Stimme ein:

„Morgen, Imagina? Di doman non c'è certezza — Das liegt noch im Schooß der Nacht und weiß selbst ihr Schöpfer, der Erzengel Michael nicht. Sieh, dort wandert er in irdischer Gestalt am Arno entlang, laß uns ihm entgegengehen, ihn zu begrüßen.“

* *

*

In der Häuserlücke auf der andern, östlichen Seite des ponte vecchio standen zwei junge Cavaliere, Girolamo de' Cavalcanti und Pasquale Villani. Sie waren von Knabenzeit her befreundet, doch der Erstere noch fremd in Florenz, erst seit wenigen Tagen hierher gekommen, um sich selbst von dem Ruf der wiedererneuten gesicherten Freudigkeit des Daseins unter dem Herzog Cosimo zu überzeugen. Er hielt den Blick auf die beiden weiblichen

Gestalten drüben hinüber gewandt und befragte seinen Gefährten, wer sie seien. Der letztere gab ihm Aufschluß:

„Die zur Linken ist *Imagina de' Guadagni*, zugleich eine Blutsverwandte des Hauses und die junge Witwe *Ippolito's de' Guadagni*, der vor drei Jahren am Wiederaufbruch einer Wunde gestorben, die er bei der Vertheidigung der Stadt gegen den Kaiser erhalten. Unweit drüben über'm Arno hat *Simone Cronaca* ihren Palast gebaut, *Santo Spirito* gegenüber an der *Piazza*. Dort lebt sie allein seit dem Tode ihres Gatten, doch nicht einsam, denn fast täglich empfängt sie die Besten von Florenz in ihrem Hause, Männer und Frauen aus den edelsten Geschlechtern, Dichter und Künstler, auch der Herzog sucht gern ihre Unterhaltung. Sie ist so reich an Geist, wie an äußerem Gut, und wohl Wenige nur messen sich mit ihrer Schönheit, welche *Tiziano Vecelli* bei einem Besuch in unsrer Stadt so begeistert haben soll, daß eine *Venus* von ihm ihre Gesichtszüge trägt. Ueber Alles liebt sie die heiteren Wissenschaften, die Kunst und Dichtung, und übt selbst manche von ihnen. Darum scheut sie sich nicht vor der Gesellschaft, in der Du sie gewahrst, sieht ihre Begleiterin nicht nur in der Stille bei sich, sondern bietet

manchem Aehelzucken vornehmer Frauen Trotz, sich auch öffentlich in den Straßen an ihrer Seite zu zeigen. Denn vorurtheilsfreie und festeste Freundschaft verbindet sie mit ihr — so weit oder so lang die Unverbrüchlichkeit weiblicher Freundestreue reicht, das heißt, nicht einer allzu starken Prüfung anheimfällt.“

Das Letzte fügte Pasquale Villani mit einem leicht ironischen Lippenanflug hinzu, während sein Zuhörer einfiel:

„Und wer ist sie — die Andere?“

Es klang deutlich daraus, daß seine Erkundigung dieser weit mehr als *Imagina de' Guadagni* gegolten habe. Der Befragte erwiederte:

„Du gewahrst sie nur von der Rückseite, Freund — vielleicht wirst Du enttäuscht sein, wenn sie sich wendet, denn an klassischer Antlitzbildung steht sie vor ihrer schönen Genossin weit zurück.

Doch hat sie jene hochgeschwungenen Brauen,
Die scharfgestellten Dohmenschlängen gleichen
Für junge Blicke, die sich drein getrauen;
Ein Weiser weiß bei Zeiten auszuweichen.

Ich zähle zu solchen Weisen, Girolamo, und drehe rechtzeitig die Augen ab, wenn ich ihr begegne. Denn vielleicht auch sagst Du: Eine Venus und eine Madonna ist's, von Götterhuld in Einem Antlitz zusammengebildet, und so weit der Pinsel Raffaello Santi's noch

den Liziano Vecelli's übertrifft, so weit ragt ihr Zauber noch über den ihrer edelgeborenen Freundin hinaus."

Girolamo Cavalcanti griff nach dem Arm des Sprechers:

„Du redest, was ich sehe, was ich ahne, doch sagst nicht, wer sie ist!“

„Wer sie ist, Freund? Oder meinst Du, was sie ist? Das läßt sich schwerer sagen, als wie sie dem Blick erscheint. Doch will ich suchen, Dein Verlangen zu befriedigen. Jacopo Nardi, Du kennst seinen Namen, der greise Gelehrte und Geschichtsschreiber, hat ihr vor Kurzem seine Uebersetzung der Rede Cicero's ‚pro Marcello‘ zugesandt, und in einem Schreiben, das er dazu an sie gerichtet, benennt er sie mit der Feinheit eines attischen Wortspieles ‚die einzige und wahre Erbin Tullianischer Beredsamkeit‘. Es giebt Andere, die den Gedankentiefjinn des Platon und den Wissensreichthum des Aristoteles in ihr wiederbelebt glauben, und daß sie den Namen einer Sappho unsrer Tage mit Recht trägt, hat mein Ohr mir bezeugt. Ich habe die lesbische Sängerin nicht gekannt und kein Urtheil darüber, ob ihre Gesichtszüge zu einem Bildniß der vergine del cielo zu dienen vermocht hätten. Aber das weiß ich, den Ruf einer vergine mondana

hat sie nicht in's Grab mit sich genommen, und das Gleiche wird ihre heutige Schülerin dort — hoffentlich erst in später Zeit — ebenfalls nicht thun. Ihre Lyra wetteifert wohl mit Victoria Colonna, doch der Ehrgeiz, den diese in sich zu tragen scheint, nach ihrem Tode heilig gesprochen zu werden, den, glaub' ich, hat sie von Kindheit auf nicht empfunden. Willst Du das zutreffendste Gleichniß für sie, so nenne sie die Aspasia von Rom, von Siena, Venetia, Ferrara, von allen vornehmen Städten Italiens und gegenwärtig von Florenza, wo sie seit einigen Monaten verweilt und draußen auf dem Hügel vor der porta San Giorgio eine Villa bewohnt. Mir ist unbekannt, ob Du in dem Herzog Cosimo einen neuen Perikles gewahrst, doch strebte der Letztere nicht eifriger nach einem Gespräch mit der atheniensischen Philosophin, als der Gebieter unsrer Stadt nach einer Unterhaltung mit ihrem heutigen Abbild. Und fragst Du die Gefeierten unserer Tage, heitre Knaben und ernste Männer, Dichter und Gelehrte — Dir seien Niccolò Grazia und Girolamo Muzio Belege, Giulio Mannelli und Filippo Strozzi — sie werden Dir sagen, von den Göttern begnadeter kenne unser Land und unsere Zeit keine Donna, als Tullia d'Aragona.“

Einfallend stieß Cavalcanti aus: „Wie? Tullia d'Aragona ist's? Ja, ich hörte von ihr, schon oft, und noch jüngst in Pisa den Gesang von Canzonen, die sie gebichtet. Doch ihre Herkunft und ihr Leben blieb mir fremd. Was weißt Du von ihnen? Woher führt sie den hochtönenden Namen?“

Billani zuckte die Achsel. „Chi lo sa, Girolamo? Willst Du Antwort von Pietro Aretino, so suche sie in seinem dritten ‚Ragionamento‘. Vielleicht redet der große Lästermund einmal, um die Regel zu bestätigen, die Wahrheit von ihr. Er benennt sie darin: ‚Matrèma non vuol‘, indeß selbst seine Zunge oder Feder kann sich hinterdrein nicht enthalten, von dem Preise ihres Geistes und ihrer Anmuth überzufließen. Doch trifft's in der Wirklichkeit nicht zu, daß ihre Mutter nichts von ihr wissen will, vielmehr erklärt sie ihr Kind mit Stolz für eine Tochter von hoher fürstlicher und geistlicher Abkunft, des Cardinals Ludovico d'Aragona, des Neffen, weißt Du, Alfonso's des Zweiten, Königs von Sicilien; Andere wollen ihr weniger erlauchtes väterliches Blut zumessen. Wie's damit sei, gewiß ist, daß, wer der Urheberin ihrer Tage viel Uebles nachredet, keine Verläumdungsklage zu befürchten braucht, denn es würde ihm nicht schwer fallen, Zeugen

dafür vor den Richter zu bringen. Man heißt das, was die schöne Giulia von Ferrara, ihre Mutter, gewesen — denn für sie ist solche Sommerzeit vorüber — mit höflichem Ausdruck ‚una cortegiona‘; der Name bezeichnet eine ‚Hofdame‘, vielleicht nicht ohne Absicht mit einer Doppeldeutbarkeit des Wortes. Jedenfalls gehörte sie zu jener Gattung von Hofdamen, denen das Gesetz Kleider von Tuch und Seide zu tragen verbietet und bei erheblicher Strafe auferlegt, Jeglichem wahrnehmbar etwas von gelber Farbe an sich zu zeigen, ob ein Kopf- oder Halstuch, einen Schleier oder Spitzenbesatz, sei's von Seide oder Gold. Du siehst, ihre Tochter Tullia steht in seidnenem Gewand drüben, und wenn sie sich wendet, wird uns nichts an ihr entgegenstrahlen, was an Goldglanz gemahnt, als ihr Haar. Ich bin kein großer Philosoph, aber ich glaube, man benennt es ‚logisch‘, aus diesem Mangel eines gelben Hauptschmuckes an ihr die Schlußfolgerung zu ziehen, sie zähle — wenigstens in den Augen der Sittenswächter — zu den ‚oneste gentildonne‘ der Stadt. Drüben hinter den Bergen im deutschen Nebelreich haben sie ein Sprüchwort, der Apfel falle nicht weit vom Stamm. In unserm Land besaß man sich nicht viel mit der Apfelskultur, und es mag sein, daß es sich

mit den Früchten, die wir *poma aurantia* heißen, zuweilen anders verhält.“

Die Züge *Girolamo's de' Cavalcanti* sprachen von lebhafter Erregung, mit einem Anmuth verbunden. Er versetzte:

„Du redest gleich Einem aus der Skeptikerschule der Alten, der mit dem Nachsatz als trügerisch wegnimmt, was sein Vorderatz als wahr und gut hingestellt; und mich bedünkt fast, auch darin ähnelst Du Senen, daß es Dir Genuß schafft, Deine Stimme zu hören und Deinen Geist in der zweideutigen Ausdrucksweise von Orakeln zu üben. Ich bin von schlichter Natur, *Basquale*, und mein Auge ist nicht geschliffen, sich in ihm, wie bei einem Diamanten, das Licht, das es auffängt, in verschiedenen Farben brechen zu lassen. Mir genügt, die Sonne als goldnen Ball zu bewundern und mich am Blau des Himmelaazurs zu entzücken. Mir ist bei Deinen Worten die Erinnerung an einen besseren Schriftsteller gekommen, als *Pietro Aretino*, an das, was *Picus della Mirandola* in seiner *oratio de dignitate hominis* verkündet. Er spricht, daß der Mensch geschaffen sei, damit er ohne Trübung des Blickes nicht mit den Augen Anderer, sondern mit den eignen frei um sich schaue, die Ord-

nung des Weltalls erkenne, das Große in diesem bewundere und das Schöne liebe. Er lehrt, kein Geschöpf nach seiner Geburt und Abkunft zu schätzen, vielmehr nach dem, was es ist und durch sich selbst geworden. Denn Alle seien sie weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, sondern die freien Ueberwinder und Bildner ihres Wesens. Sie können zum Thiere entarten, sagt er, und zur Gottähnlichkeit sich wiedergebären. Wohl bringen die Thiere ihre Art aus dem Mutterleibe mit und pflanzen sie fort; doch den höheren Geistern ward eigne Entwicklungsfähigkeit zur Mitgift, ein Wachsthum nach freiem Entscheiden, und sie werden und sind, was sie aus sich gestalten.“

*

*

*

Bei den letzten Worten des Sprechers wendeten jetzt drüben' über die Breite des ponte vecchio hinüber Tullia d'Aragona und Imagina de' Guadagni sich zum Fortgang, und gegen den rothen Himmelschein im Westen hoben sich nun ihre Gesichter wie von einem dunkelleuchtenden Goldgrund ab. Auf der Zunge stockte dem jungen Cavaliere der Laut, nur sein Blick redete weiter, das Antlitz und die Gestalt Tullia's

umklammert haltend, bis sie mit ihrer Begleiterin dem rechtsseitigen Flußufer zu hinter den Gebäuden der Brücke verschwand. Dann sagte Pasquale Villani:

„Du erscheinst mir mehr zum Satiriker geboren, als ich, Girolamo, da Du mir vorhältst, die Rede Pico's della Mirandola über die wahre Werthbestimmung des Menschen zu beherzigen. Du weißt, auch mir hat Venus zu fürstlichem Vaterblut, doch ohne fürstlichen Namen, verholzen, und es stände mir übel an, in einer andren Tochter der schönen Göttin meine Mutter zu schmähen. Fiorenza ist auch die Stadt der Liebesblüthen; Alessandro, der Herzog, war, was ich bin, gar Mancher ist's mit mir, und ich achte mich Jedem gleich, der seines Vaters Namen trägt; dazu befugt mich ungeschriebene Satzung unsrer Stadt. Doch nun gewahrtest Du Beide von Angesicht, und mich will nicht bedünken, daß Du in Zweifel ständest, wenn Du zum Paris berufen, den Apfel in der Hand hieltest. Aber wie hoch an Alter, Freund, schäzest Du sie, der Du ihn darreichen würdest?“

„Nach dem allzukurzen Blick, der mir vergönnt war, auf fünf Olympiaden. Das ist die Rechnung, die einer Olympierin geziemt.“

„Man sagt, sie habe deren fast schon zwei gezählt,

und sie selbst soll nicht Fehl drauß machen, als sie auf einer Durchreise mit ihrer Mutter bei uns Piero's di Cosimo ‚Trionfa della Morte‘ mit angesehen. Das würde heute für sie etwa drei Deiner Olympiaden mehr ergeben.“

„Sprich Deine Kundschaft wahr, so legt sie ihr eben das Attribut einer Tochter des Olymps zu, Zeitlosigkeit, die ewige Jugend. Ich will ihr folgen und suchen, daß ich ihre Aufmerksamkeit auf mich lenke, um ihr einen Gruß darbringen zu können. Doch wie beginn' ich's?“

Der Sprecher trat rasch der Brückenmitte zu, Pasquale Villani entgegnete, ihm folgend, mit leichtem Lächeln:

„Versuch's mit der Lilie, Freund! Sie war allzeit mächtig hier am Arno und ist's heut' mehr denn je. Sie schuf den Glanz des Hauses der Medici und machte sie von Bürgern zu Herzögen. Nichts gleicht ihr an Beredsamkeit, sie besiegt die Kraft und die Schönheit; man sagt, gar oft erringe die Liebe beim Turnier nur durch sie den Preis, weil sie ihr Blumenbildniß als Wappen im Schild trage, wie ehmal's unsre Stadt, eh' die Aerzte sie in Pillen umwandelten. Sieh, hier bietet der Goldschmied ein Perlenband zu

tausend Goldflorinen aus. Ein artiger Gruß, dünkt mich, wär's, wohl eines Gegengrußes werth."

Die Antwort deutete auf das frühere Wappen von Florenz, die Lilie oder ‚fiore‘ *κατ' ἔξοχην*, welche der ‚florinus‘, die seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hier geprägte Goldmünze im Bilde auf sich trug. Doch der junge Bastard fügte nach:

„Freilich, Eulen nach Athen würde es tragen heißen, oder Rosen nach Fiorenza, denn ein Nebenbuhler Giovanni Boccaccio's, der sich den bescheidenen Namen ‚Apollo‘ beigelegt, erzählt jüngst in einem Brief an die Marchesana Isabella d'Este = Gonzaga, die Signora Tullia besitze in ihren Truhen mehr an goldnen Lilien und Perlen, als gar manche fürstliche Frau. Von woher diese Schätze zu ihr gelangt sind, oder sie zu ihnen, hat er beizufügen vergessen; da sie schwerlich aus einer von ihrem Vater hinterlassenen Erbschaft herkommen, wird sie selbst sich den Reichthum erworben haben. Wohl durch ihre Sonette und Canzonen, ihre Beredsamkeit und philosophischen Dialoge, von denen einer über die wahre Liebe handelt, die nicht auf den irdischen Sinnen, vielmehr auf der Schönheit der Seele beruhe. Wenn es Dir zu theil wird, ihr Haus zu betreten, so wirst Du Dich überzeugen, daß es ihr jedoch

auch an nichts gebricht, woran das Begehren der Menschen mit den irdischen Sinnen zu hängen pflegt. Ich sagte schon, sie wohnt droben auf der Höhe vor der porta San Giorgio; dort stand bis vor zehn Jahren eine Villa der Orsini, nahe dem alten Kirchlein San Leonardo in Arcetri; als Knabe befand ich mich öfter in ihr. Mehr eine Burg, als ein Landhaus war's, mit starken Mauern und festem Thurm zu Wehr und Trutz gegen einen Angriff, so auch das weitgedehnte Kellergeschoß wie zu Casematten gewölbt, und ein tiefer Brunnen grub sich aus ihm in den Berggrund hinunter, um den Bewohnern bei einer etwaigen Umschließung durch gegnerische Söldner Wasser zu sichern. Aber dem Sturm, den der Kaiser über uns brachte, vermochte die trotzige Villa doch nicht Widerstand zu leisten, mit vielen andern auf den Hügeln um San Miniato ward sie erobert, zertrümmert und ging in Flammen auf. Dann indeß, als die ruhige Zeit unter Alessandro gekommen, hat Einer auf den Mauerresten eine leichtere Villa wieder aufgebaut; ich weiß nicht, wer, den Orsini, scheint's, war ihr Besiß droben verleidet, daß sie ihn um Geringes fortgegeben. Mit einem lustigen Thurm sieht über der alten Stelle wieder ein artiger Bau von dem Olivenrücken herab; ein angenehmer
Genien, Jenieits der Alpen.

Landsitz zur heißen Zeit, denn der Wind kühlte um ihn, wenn unten in der Stadt die Schwüle drückte, und des Nachts steigt labende Frische aus den grünen Thalgründen rundumher herauf. Dort hat die Signora Tullia ihren Aufenthalt genommen, so lang sie bei uns zu verweilen gedenkt; Du findest ihren Namen in eine Marmortafel geschrieben an dem großen Zugangsthor der Mauer, das in ihre Gärten hineinführt. Doch auch sonst wird es sich Dir deuten, wenn der Abend herannahet, denn der Pförtner hat alsdann viel Bewegung, so oft zieht eine Hand, Einlaß heischend, den Glockenstrang. Und bis über die Mitternacht hinaus sieht die große Steinterrasse vor dem Hause nicht Dunkel und Ruhe, sondern buntfarbigen Lampenglanz und die lebhaftesten Gesichter der Gäste, die Tullia d'Aragona in gleich außerlesener Weise leiblich und geistig bei sich bewirtheet."

Die beiden Freunde waren gleichfalls über die Brücke entlang geschritten, Pasquale Villani hielt am Ende derselben nochmals an und fügte seinen Mittheilungen noch als Ergänzung nach:

„Auch in Ferrara bewohnte sie vor Kurzem ein in gleicher Weise reich ausgestattetes Haus, und der heutige ‚Apollo‘, von dem ich vorhin sprach, berichtet in seinem

Briefe an die Marchesana Isabella über ein seltsames
Geschehniß, das sich darin zugetragen. Ein junger
Mann von höchst vornehmer Abkunft erreichte unter
einem Vorwand, seine Schwester mitzubringen, die großes
Verlangen hege, die Signora Tullia kennen zu lernen,
daß diese ihm verstattete, zur Abendmahlzeit zu ihr zu
kommen. Doch er erschien nur in Begleitung eines
Freundes und gab an, seine Schwester sei durch ihren
Gemahl abgehalten worden, heute mit ihm zu gehen.
So speisten sie zu dritt mit einander unter anregendem
Gespräch, und als die Nacht vorgeschritten, bat die
Hausherrin ihre Gäste, sie nunmehr verlassen zu wollen.
Aber nur der Eine folgte wirklich dem Geheiß, der
Andre kehrte nach wenig Minuten zurück, überreichte
ihr ein kostbares Perlenband, wohl Hunderte von Scudi
an Werth, warf sich mit einer glühenden Liebes-
betheuerung vor ihr auf die Knie und warb um ihre
Hand, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Doch stolz
wies sie ihn zurück, weder wolle sie ein Geschenk von
ihm annehmen, noch seine Frau werden; sie sei von
königlichem Blut und nicht in Ferrara, um eine Ehe
einzugehen. Kein Flehen und Beschwören erweichte
ihren Sinn, und in rasendem Liebestaumel stieß er
zuletzt, um nicht länger zu leben und zu leiden, sich

einen Dolch in die Brust. So ward er, blutbedeckt und faßt auf den Tod verwundet, von Wächtern, die der Lärm herbeigerufen, angetroffen; ob die Signora dem Apollo selbst die genaue Kunde von dem Vorgang gegeben, theilt sein Schreiben nicht mit. Doch in ganz Ferrara wußte man am folgenden Tag, daß nichts die Tugend Tullia's d'Aragona zu erschüttern im Stande sei, und Vittoria Colonna folgten alle Augen nicht mit mehr Bewunderung, als ihr, wie sie in den Straßen erschien. So war's wohl thöricht, Freund, daß ich Dir anrieth, leichtfertig Deine Lilien für die Perlen des Juweliers hinzugeben."

Das Letzte fügte Pasquale mit dem ironisch-graziösen Lächeln seiner Lippen nach, und sie bogen vom ponte vecchio zur Linken auf die am Arno entlangführende Straße ab.

*

*

*

Dort wanderten auch, weiter dem ponte Santa Trinità zu, die beiden Freundinnen, jetzt in Begleitung einer hochwüchßigen und überaus kräftigen Mannesgestalt mit schon bleich ergrautem, doch außerordentlich dichtem Haupthaar und lang auf die Brust fallendem Vollbart. Alles an ihm war Stärke und Eigenart, der

erste Blick ließ erkennen, es sei ein Mensch *sui generis*. Die unter der breitgewölbten Stirn an der Wurzel etwas eingedrückte Nase entsprach nicht gerade einer Schönheitsanforderung, stand eher dazu im Gegensatz; doch gab sie dem Gesicht ein Gepräge, als sei sie für dies bestimmt und vorbedacht, um es von dem gewöhnlichen Ausdruck Anderer abzuscheiden; wer es einmal gesehen, vergaß es nicht mehr. Besonders nicht die machtvollen Augen unter dickbuschigen Brauen. Sie riefen unwillkürlich ein Bild wach, das einer Cycloperwerkstatt, von der fernher ein Feuerschein durch die Nacht glüht. Doch ein verschleierndes Nebelgespinnst zog sich davor, die Glut des Blickes hatte Düsteres, und wie mit schattendem Gewölk hielt es die Stirn überlagert.

Der Schöpfer der ‚Nacht‘ war’s, den Tullia d’Aragona als den Erzengel Michael in irdischer Gestalt bezeichnet, der mehr schon als sechzigjährige starre Republikaner Michelangelo Buonarroti. Er schuf an den Bildwerken über den Medicäer-Sarkophagen in San Lorenzo, doch widerwillig, mit verfinstertem Gemüth, die Vorfahren Dessen zu verherrlichen, der mit Beihülfe des Kaisers die freie Selbstbestimmung seiner Heimath vernichtet und sich zu ihrem Herzog aufgeschwungen hatte. Er bewunderte Lorenzo il Magnifico,

und die beiden Päpste Leo X. und Clemens VII. waren seine Gönner und Freunde gewesen. Aber seit Alessandro's Rückkehr und Erlangung der fürstlichen Gewalt haßte er die Medici und fürchtete sie; heimlich arbeitete er gegenwärtig auch an einer Büste des Brutus, der Rom von der Herrschaft Cäsar's zu befreien gestrebt, und die Gedanken, die seinen Meißel begleiteten, richteten sich auf Lorenzino de' Medici, der selbst in einer Schrift die Ermordung seines herzoglichen Veters mit der patriotischen That des Brudermörders Timoleon verglich. Wohl lag dem Herzog Cosimo nichts ferner, als den größten Künstler, den Florenz besaß, zu kränken und zu vertreiben, aber der Argwohn desselben maß jenem solche Absichten, wenn nicht Schlimmeres, zu.

Nun schritt er im Gespräch mit den beiden Frauen, die ihn ehrerbietig begrüßt hatten, seine etwas aufgehellte Miene gab kund, daß er Wohlgefallen an ihnen fand, und seine an Tullia gerichteten Worte ließen vernehmen, sie sei ihm von mancher Begegnung her wohlbekannt. Mit vertraulicher Anrede sagte er:

„Dich zu sehen freut mich, doch nicht, daß ich Dich in Fiorenza antrefe. Was willst Du in dieser Stadt, die kein Wohnort mehr für den Geist und Gedanken ist, für Dichtung und Kunst? Hierher gehören nur Schmeichler

und Knechte, Hoffschranzen und jauchzender Pöbel. Aber die Mufen und die Grazien sollten den verpesteten Boden nicht mit der Sohle berühren.“

„Verzeiht, Maestro,“ entgegnete die Angesprochene, „ich sah Michelangelo hier gehen. Da glaubte ich, der parnassische Gott sei herabgestiegen, um am Arno sein Bild formen zu lassen und zum Lohn dafür dem Meister neue Gefänge auf die Lippen zu legen. Die zu vernehmen, trieb mich's, und wenn Ihr's erlaubt, wird die Schülerin diese Stadt nicht wieder verlassen, so lange sie Euch darin, wenn auch nicht sichtbar vom Sohn der Latona begleitet, gewahrt.“

„Nun, da kann's vielleicht bald geschehen —“

Der große Bildhauer brach die ihm entfahrene kurze Erwiderung ab, doch sein Gesicht verrieth, die anmuthige Huldigung Tullia's hatte ihm nicht mißfallen. Die Anwendung altmythologischer Gleichnisse klang noch aus dem Cinquecento in die ausgehende Renaiissance-Zeit nach und trug im Munde der höher Gebildeten nichts Gefuchtes und Erkünsteltes an sich. So schritten die Drei in weitergeführtem Gespräch am Arno entlang, und auch wie ein klassisches Bild erschien's, als ob zwei der schönsten unter den Horen einen Olympier zur Rechten und Linken geleiteten. Am ponte Santo Trinità

wendeten sie um und wanderten gegen den ponte vecchio zurück; hier, wo sich noch die alte Porta Santa Maria erhob, begegneten ihnen die beiden nachgefolgten jungen Cavaliere. Pasquale Villani kannte Michelangelo wie die Damen persönlich, begrüßte sie anhaltend und stellte seinen Freund mit Stand und Namen vor. Als sie dann ihren Gang zusammen fortsetzten, mußte Girolamo de' Cavalcanti sich an die Seite Tullia's zu gesellen, und mit einem Blick über die Porta streifend, sagte er:

„Mich trug zur Nacht ein Traum schon an dies Thor,
Und die Entzückendste der Signorinen
Ward mir vergönnt wie Sonnengold zu schau'n.“

Die Angeredete hob ihm das Gesicht entgegen und verseßte rasch:

„So trog nur halb Euch Euer Traum, Signor,
Da sie in Wirklichkeit Euch jetzt erschienen,
Nur ist nicht blond ihr Haar Schmuck, sondern braun.“

Sie deutete leicht mit der Hand auf die in dunkler Kastanienfarbe glänzende Lockenfülle im Nacken der vor ihnen schreitenden Imagina de' Guadagni. Ihr Begleiter blickte sie noch staunend über die Schlagfertigkeit ihrer Reim=Erwiderung an, und sie fügte leicht lächelnd nach:

„Es scheint, Ihr seid Dichter, Signor.“

Halb stockend entgegnete er:

„Nie fühlt' ich so, wie wenig Unrecht ich auf den Namen besitze. Und doch möchte ich es auch mehr denn je sein, um so viel Glanz in hellen Klang einrahmen zu können.“

„Das widerspricht Eurem dunklen Namen, Don Girolamo. Aus ihm klingt eiferndes Mönchsgebet, und mir ist's, als sähe ich grauen Rauch von der Signoria herüberkommen, vor der die irdische Vanità sich in Bußasche verwandelt.“

Diesmal antwortete der junge Mann schnell:

„Setzt in Eurer Vorstellung nicht meinen Namen an meine Stelle, Signorina, nicht ich habe ihn mir gewählt. Ich trage nicht Verlangen, mir Asche auf den Scheitel zu streuen, sondern ihn mit Rosen zu umkränzen, wie's die Maienzeit heißt. Und berge ich etwas in mir, das sich zu entzünden droht, so erzeugt es keinen Rauch, sondern eine Flamme ist's, die dort emporglühen muß, wo ein Madonnenbild sie zum Aufleuchten beruft.“

„Ihr thatet Euch Unrecht an, Signor; mich dünkt, Ihr seid doch ein Dichter, ob Ihr auch nicht in Versen redet. Wiederholt es meiner schönen Freundin, die der Traum Euch hier gezeigt, und er wird Euch auch

nicht ohne den Lohn der Wirklichkeit, den Dank ihrer Augen belassen.“

Der Abend brach ein, mahnte Imagina, nach Hause zu kehren, und ihre Begleiter gaben ihr über den Ponte Santa Trinità bis an die piazza Santa Spirito das Geleit. Dort erhob sich an der Ecke der Palazzo Guadagni, nicht mehr nach alter Weise festungsartig auf Rustica-Quadern, sondern nach Cronaca's neuerer Bauart mit glattgeebneter Steinfaçade, doch vornehm, stolz und kunstvoll. Marmorsäulen trugen hoch droben lustig das weit überspringende Dach, als ob das Gebäude in einen antiken Tempel auslaute; drunten aus dem Gemäuer sahen große Eisenringe zum Anhalftern von Pferden, und Klammern darüber als Fackelhalter hervor. Weiter blickten die schönen marmornen Fenstergewölbe über den freien Platz hinaus; das offenstehende Thor wies auf die erneuerten friedlich-sicheren Zustände von Florenz hin. Doch die innere, gleichfalls von Säulen getragene Hofhalle des Palastes schloß ein hohes, prächtiges Eisengitter von Schmiedearbeit ab, Kunstwerke mannigfacher Art tauchten nicht mehr deutlich unterscheidbar an den Wänden in's Dämmerlicht. Reichthum und Schönheit umgab die junge Witwe in ihrem Hause das sie allein inne hatte, während ihre Geschlecht-

verwandten drüben im Innern der Stadt den älteren Palazzo Guadagni am Domplatz bewohnten.

Ihre Begleiter verabschiedeten sich nun von ihr, artig erwiderte sie auf die Verneigung Cavalcanti's: „Ich vernahm, Ihr seid noch fremd in Florenza, Signor; wenn es Euch gefällt, mein Haus zu nützen, um in ihm zur Bekanntschaft mit edlen Geistern unsrer Stadt zu gelangen, so wird Euer Freund Euch die Tage kundgeben, an dem auch Euer Besuch mich erfreuen wird.“

Aus der Einladung redete wohl nur der höfliche Brauch florentiner Gastlichkeit, doch zum ersten Mal schaute Imagina während des Sprechens in das ungewöhnlich einnehmende, von geistigem Ausdruck belebte Gesicht des jungen Fremden, und der Blick ihrer schönen dunklen Augen verband sich mit dem Schluß ihrer Worte zu einer Bestätigung desselben. Der Pförtner öffnete jetzt das Gitter der Halle und sie verschwand; die Zurückbleibenden wanderten gemeinsam in östlicher Richtung weiter, dann an dem eben durch Eleonora de' Pitti, die Gemahlin des Herzogs Cosimo, wieder aufgenommenem Fortbau des Palazzo Pitti vorüber. Hinter diesem warf Michelangelo Buonarroti einen Blick zu einem schon vom Licht erhellten Fenster des Palazzo Guicciardini hinauf und sagte: „Dort sitzt Don Francesco und zeichnet

auf, was wir gesehen und gehört haben. Ich hoffe, seine Feder schreibt nicht auf Papier, sondern ist ein Meißel, der die Schande seiner Vaterstadt für die Nachwelt in Stein gräbt.“

„So thäte er das Gegentheil von dem Eurigen, Maestro, der ihren Ruhm unsterblich erhält,“ entgegnete Tullia. „Würde ich zwischen beide Meißel zur Wahl gestellt, sie fielen mir nicht schwer. Ihr wißt, ich halte es mit Lorenzo:

Arda di dolcezza il core,
Che si fugge tuttavia!
Non fatica, non dolore —
Chi vuol esser lieto, sia!

Hier biegt ein Weg ab und heißt mich in die Einsamkeit hinauf. Sie ist eine Sphinx; man sucht nach ihr und man möchte sie nicht finden. Wer löst ihr Räthsel?“

Sie waren an die kleine piazza San Felicità gelangt, an deren Rande sich noch nicht das Säulengedenkmal der Besiegung Siena's durch den Herzog Cosimo erhob; Girolamo de' Cavalcanti erwiederte, unsicher fragend:

„Darf ich — dürfen wir Euch nicht bis an Eure Villa geleiten, Signorina?“

Doch lächelnd lehnte Tullia d'Aragona ab:

„Ihr wißt nicht, weßten Ihr Euch vermeßt, Signor; es ist nicht so leicht, zu mir zu gelangen, wie zu Donna Imagina. Der Weg führt steil und beschwerlich empor; mein Fuß ist mit ihm vertraut, ihn auch im Dunkel zu gehen, doch man muß ihn zuvor im Tageslicht kennen gelernt haben, und diese Kenntniß erwarbt Ihr Euch noch nicht, Don Girolamo.“

Sie reichte Michelangelo die Hand, verneigte sich vornehm zum Abschiedsgruß vor den beiden jungen Cavalieren und stieg, zur Rechten abbiegend, durch die via della Costa gegen die porta San Giorgio zu hinan.

*

*

*

Italien ist das Land des Windes. Wo nicht eine Bergwand in besonderer Weise Deckung gewährt, giebt es kaum jemals einen völlig windstillen Tag. Vor allem nicht auf den Anhöhen um Florenz. Drunten in den Straßen der Stadt mag eine drückende Stille und Schwüle brüten, doch droben geht fast immer den Sonntag hindurch erquickend bewegte Luft.

Und da kommt sie mir entgegen, wie ich meinen gewohnten Heimweg fortsetze, vom ponte vecchio über die piazza San Felicità an dem Gedenkmal der Unterwerfung Siena's vorbei zur Linken umbiege. Schon

auf der nicht mehr befahrbar steilen *via della costa* weht mir von drobenher der frische Anhauch kühlend in's Gesicht; durch eine Häuserlücke nickt mir links, in der Mittagshitze glimmernd und flimmernd, von seinem Hügel=Thronsfessel Fiesole wie ein Mittagsgesicht aus altetrurischen Tagen herüber. Nun habe ich in einem Viertelstündchen die Höhe erklimmen und durchschreite das schattige Dunkel der kleinen, unter die hohen Mauern der alten ‚*fortezza*‘ hingeduckten *porta San Georgio*; halb im Schlaf sitzen ihre beschäftigungslosen Wächter auf einer Bank zurückgelehnt. Hinter dem Thor beginnt die ziemlich schmale *via San Leonardo*, von grauen Mauern eingefasst, die von silbergrauen Oliven übernickt werden; einsam, einer dunkelgemanteten Wächterin gleich, ragt eine hohe, vereinzelte Cypresse nah vor mir in den tiefblauen Azur. Von dem Gelärm der Stadt bringt kein Ton mehr hierherauf, nur unweit vor mir schlägt einmal die Glocke der alten kleinen Kirche *San Leonardo in Arcetri*, nach der die Straße heißt, an und verstummt wieder. Auch von Menschen begegnet mir nichts, malachitgrüne Eidechsen nur huschen an dem heißen Gemäuer, die Cleopatra, die schöne Anverwandte des deutschen Citronenfalters, kommt taumelnden Flug's wie ein flatterndes rothes

Goldblatt und nimmt von den duftschweren Blüthen eines Gartens den Weg zu denen eines andern. Hier ist der Wind abgefangen, und glühend wirft die Sonne ihre Strahlenpfeile zwischen die Mauernenge hinein; ich schließe die Augen vor der Blendung und zähle vom Thor an die Schritte auf der leichtgekrümmten Straße. Wie ich ein wenig über dreihundert gelange, öffne ich die Lider und befinde mich auf dem richtigen Fleck vor einem großen, in die graue Mauer eingelassenen braunen Holzthor, das auffpringt, nachdem ich einen Glockenstrang gezogen. Vor mir dehnt sich eine blühende, insectenüberschwirte, an Deutschland gemahnende Wiese, doch ganz von florentiner Rosen umsäumt, und über sie hin steigt in der Weite der nacht in der Sonnenglut verzitternde, langhingewellte und hochgekipfelte Rücken des Monte Morello empor.

Unter Linden, Lorbeeren und Akazien hindurch trete ich auf den großen, freien Vorraum der Villa, eine mit grauen Steinplatten belegte und von grauen Mauerbrüstungen umfaßte Terrasse; kühl empfängt mich das Innere des Hauses. Langsam steige ich die Stufen zu meinem über seiner Mitte sich erhebenden Thurmgemach hinan, das nach allen vier Winden unermeßlichen Rundblick bis in die blau verdämmernden Fernen gewährt.

Ausrüstend sitze ich hier und schaue in die Weite —

Dort wandernd Wölkchen leichten Flug's
Im sanften Winde'swehen;
Nun hellen Zug's, nun blaffen Trug's,
Und flattern und zergehen —

Hat es der heiße Gang gethan und das, was ich
heute Morgen gesehen? Mir ist's wunderbar zu Sinn,
vor Auge und Ohr. In ihm klingt's mir, als singe der
Wind um meinen Thurm mit einer Menschenstimme:

Quant è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia —

Ja, was da unter mir, um mich mit Thälern und
Hügeln, Kirchen, Thürmen, Burgen und Häusern sich
breitet, hat seit dem Beginn der Medicäerzeit Alles ge-
sehen, gehört, mit erlebt.

Stand damals auch diese Villa schon hier?

Mich überläuft's plötzlich; aus der wellenzitternden
Sonnenluft draußen blickt's mir wie ein Mittagsgesicht
in die Fenster herein. Ueberall, wohin ich die Augen
richte. Auch drunten auf dem weiten graugrünen Oliven-
grund der ‚campi‘ in der Tiefe unter mir steht es und
schaut mich reglos ebenso an.

Nun treibt's mich jäh auf, hinunter in's Erd- und
in's Kellergeschoß, das ich bisher nur flüchtig, gedankenlos
einmal durchwandert. Aber anders als damals sieht

mir's heut' daraus entgegen. Diese weit unter dem Boden hingezogenen, casemattenhaft gewölbten Räume stammen aus alter Zeit, aus einer älteren, als das Gebäude, das sich jetzt über ihnen erhebt. Sie reden noch von Tagen, in denen auch eine florentiner Villa zu Schutz und Trutz gerüstet sein mußte, dem feindlichen Angriff eines Nachbarn, einer Ueberrumpelung zu begegnen.

Da streckt sich aus dem Keller ein in den Berggrund gegrabener Brunnen schwindelnd tief hinunter. Alles um ihn trägt, wie er, ein uraltes Gesicht.

Und hier über dem Herd zwei steinerne Vären, ein übertünchtes, nicht mehr erkennbares Wappen haltend — die Wappenhalter der Orsini —

Da sitze ich wieder in meiner ‚torre‘, nachbarlich klingt mir das Mittagsgeläut von San Leonardo in Arcetri herüber. Wie ich Alles mir vorüberziehen lasse und zusammensasse, bleibt mir kein Zweifel, ich bin in dem Hause, das nach der Zerstörung des alten Orsini'schen Landsitzes auf den Fundamenten desselben wieder aufgebaut worden. Und in der Villa, die einst Tullia d'Aragona eine Zeit lang bewohnt hat, berichtet meine Feder ein absonderes Stückchen aus ihrem Leben.

*

*

*

Da waren die Calendi maggio, der erste Mai gekommen und Florenz hatte seine ehemalige Lebensfreudigkeit so voll zurückgewonnen, daß es auch das alte Volksfest an der Eintrittschwelle des schönsten Frühlingsmonats wieder beging. Der Frühmorgen sah die Thürpfosten überall mit grünem Laubschmuck umkleidet, in ihren besten Gewändern gingen die Frauen und Mädchen. Himmel und Erde wetteiferten an Schönheit, und heitrer Genuß des Augenblicks sprach aus jedem Gesicht.

Vor Allem jedoch war es ein Festtag der Kinder, die in dichten Schaaren auf die Höhe von San Miniato hinaufzogen, als die Sonne ihre stärkste Glut gedämpft und Musikklang lockend von droben herabscholl. Ueber das bunte, laute Getriebe blickten mit schweigsamem Ernst die alten Festungsmauern, auf denen vor einem Jahrzehnt Michelangelo gestanden, um der Wiederkehr der Medicäer zu wehren; doch Wenige nur gedachten heut' mehr an jene Schreckenszeit der Pest und Belagerung. Blumen, Gesang und lachende Stimmen waren das Sinnbild des Tages, nicht blutende Wunden, Schlachtgeschrei und Donner der Feuerrohre; zu Spiel und Tanz fanden sich die Tausende unter dem Goldgrundbildniß des edelreichen Fassadenbau's der

alten Vergeskirche zusammen. Im Ballschlag des Calcio und Maglio mit dem Handgelenk und dem angeschnallten Holzhammer übten die größeren Knaben und Jünglinge ihre Gewandtheit, die Mädchen verschlungen sich im Reigen, und zwischen den umhergelagerten Zuschauern kreisten und klirrten die Becher mit dem rothen und weißen Wein Toscana's. Nicht das niedere Volk nur nahm an der Freudigkeit theil, auch Herren und Damen aus den vornehmsten Geschlechtern stellten sich ein, spornten durch ihr Lob den Wettseifer der Ballschläger an und erfreuten sich der Anmuth, welche die kleinen Tänzerinnen von der Natur als Mitgift empfangen. Die tägliche Lebensführung brachte wohl eine Scheidung zwischen den Höhergestellten und der Masse der Bevölkerung mit sich, aber das Außergewöhnliche froher wie trüber Art knüpfte vorübergehend doch mit einem Gefühl der Gleichheit, einem Band der Zusammengehörigkeit aneinander. Auch die Großen waren aus dem gemeinjamen Schooß hervorgegangen, ihr Reichthum, Ansehn und der Stolz ihrer Namen ruhten darauf, daß sie sich rühmten, Bürger von Florenz zu sein.

Als der Abend herannahte, ward der Besuch des Festplatzes noch immer lebhafter, die lindwerdende Luft

lud Viele, die bis dahin gezaubert, zum Emporsteiigen auf die Anhöhe ein. Manch' schöne und edle Frauenerscheinung tauchte in dem Gedränge auf, durch das sie sich scheulos hinbewegte, denn ein angeborener artiger Anstand auch der untersten Volksclasse leistete sichere Bürgschaft wider jede rohe oder auch nur tölpelhafte Begegnung. Doch der von der Lustbarkeit fröhlich erregte Sinn begnügte sich nicht wie sonst mit stummer Bewunderung einer ungewöhnlichen Schönheit, sondern brachte ihr durch Laute und Ausruf offene Huldigung entgegen; am lebhaftesten an einer Stelle, wo gegen die letzten rothen Abendstrahlen drei junge weibliche Gestalten nebeneinander in eine Lücke des sonst dicht mit Menschen bedeckten Platzes eintraten. Gleich Bildern auf goldenem Grund erschienen sie so; Imaginade' Guadagni war's mit ihrer Freundin Erminia, Gräfin von Montefeltro; zur andern Seite ging ihr Tullia d'Aragona. Die Letzte sprach, über die vor ihnen tanzenden Kleinen hinblickend:

„Seht dort, ist das nicht Beatrice? Wo mag ihr Dichter sein, der sie der Nachwelt verherrlicht? Vielleicht der Knabe drüben, der mit den weitoffnen Augen nach ihr hinüberschaut. Sie wird blühen und verwelken, und mit Runzeln bedeckt wird man ihr Antlitz in den

Sarg legen; er aber ist stärker als Alter und Tod, und sein Lied erhält sie unsterblich in ewiger Jugend. So schafft die Erde immer auf's Neu, was sie nimmt, und die Welle des Schönen, die hier zerrinnt, rauscht dort wieder auf, denn sie entschwindet nicht. Ihr wißt, an diesem Maitag war's, daß Dante Alighieri zum ersten Mal bei'm Kinderpiel Beatrice Portenari wahrnahm. Wir sagen, mehr als zwei Jahrhunderte vergingen seitdem; das ist die Rechnung von Menschen, nicht der göttlichen Kraft der Natur, die in immer gleicher Gegenwart beharrt. Auch sie betreibt nur ein Spiel, darin sie die Antlitzzüge ihrer Kinder ein wenig verändert, und wir nennen es Tod. Doch das be-seelende Wesen ihrer Wandelererscheinungen kennt nicht gestern und heut, denn unvergänglich dieselbe bleibt die Menschenempfindung der Schönheit und Liebe, des Glückes und der Freude.“

Ein träumerisches Lächeln begleitete die Worte der Sprecherin, und sie legte lieblosend eine Hand auf das flatternde Haar des kleinen Mädchens, das ihr als eine Neugestaltung der Beatrice Dante's erschienen. Aus den Umstehenden aber erklang jetzt eine Stimme, hohe Bewunderung austönend:

„Seht die Drei! Nicht irdische Frauen sind sie,

vielmehr die Grazien selber, die vom Olymp herabgestiegen und sich zusammengesellt, um das Fest zu verherrlichen.“

Ein Künstlermund rief's wohl, dem als Gleichniß nicht die christliche Madonna, sondern die alten Huldgöttinnen auf die Lippen kamen, und um ihn lief ein Echo rund: „Er sagt's wahr, die Grazien sind es! Sie scheinen nur mit irdischen Sohlen die Erde zu berühren, doch gebet Acht, auf Flügeln werden sie sich wieder von uns in den Aether emporheben.“

Viel an lebendigen Vorstellungen aus der Götterwelt des Alterthums hatten die Kunstwerke der Renaissancezeit auch im Volk geweckt, denn nun tönte eine neue Stimme auf:

„Schauet, dort naht Paris sich! Er trägt keinen Apfel, doch eine Blume in der Hand — laßt uns sehen, wem von ihnen er sie als Preis der Schönheit zuerkennt!“

Mit zustimmendem Jubel erscholl's von den Lippen in der Runde: „Ja, der Schönsten soll er sie reichen! Gebt Raum, daß er vor sie hingelange und sein Urtheil für uns fälle! Ihr aber, Signor, wägt es wohl in Euren Augen, denn sähet Ihr Jede für sich allein, müßte sie Euch des höchsten Preises werth bedünken, und

wir vertrauen ein schweres Schiedsamt in Euren Spruch.“

Vielftimmiger Beifall klang umher, und mit südlicher Lebendigkeit bestand die Menge auf dem Schauspiel, das ein Zufall ihr zur Erfreung dargeboten. Der, dem die Aufforderung galt, war der junge Cavaliere Girolamo de' Cavalcanti; von einem Gang aus dem Gefild über den Bergrücken San Miniato's zurückgekommen, trug er eine einzelne rothe Blüthe des Frühlingsgladiolus in der Hand. Unvermuthet stand er nun den drei Damen gegenüber, die er bisher nicht wahrgenommen, wie auch sie ingleichem jezt erst ihn sahen und erkannten; umher erweiterte sich, auf den begehrten Schiedspruch harrend, der Kreis. So grüßte er artig, doch vom Unerwarteten ein wenig verwirrt, und stand mit niedergelassener Hand, offenbar nicht gewillt, der an ihr gerichteten Forderung nachzukommen. Aber Donna Imagina sprach ihn an, und aus Wort und Blick ließ sich entnehmen, daß sie schon zu öfteren Malen wieder mit ihm zusammengetroffen sein müsse, denn sie sagte:

„Da habt Ihr die schöne Blume, Don Girolamo, die ich Euch bat, mir einmal mitzubringen, denn wir Armen kommen nicht gleich Euch in's Freie hinaus, wo

sie blüht. Willfahret doch dem Verlangen unsrer Mitbürger, Signor! Es ist heute ihr Fest, und sie haben ein Recht, zu erwarten, daß, wer daran Theil nimmt, ihnen einen Wunsch erfüllt.“

Dieser Verpflichtung zum letzteren gegenüber konnte der junge Mann sich dem ihm allseitig ertheilten Auftrag nicht entziehen. Nur einen Augenblick zögerte er noch, dann setzte er seinen Fuß vor, neigte sich und überreichte die rothe Blüthe an Tullia d'Aragona. Die Menge genoß ihr beehrtes Schauspiel, und zufriedengestellt, daß die Vornehmen sich ihr willfährig erwiesen, begleitete sie mit lautem Beifallsjubel den Entscheid. Tullia äußerte überrascht: „Ihr erfüllt Euer Amt nicht nach dem Recht, sondern nach Willkür, Signor; aber dem Urtheil des Richters darf man nicht zuwiderhandeln, auch wenn es irrt.“ Sie nahm die Blume und fügte nach: „Ja, sie ist schön und für mich um so mehr, als nicht Kunst des Gärtners sie schuf, sondern die Natur selbst sich in ihr zum Ausdruck bringt. Doch Ihr gestattet, daß meine Hand sie der andern weiter reicht, der sie mit besserem Fug zukommt, denn Ihr hörtet, meine Freundin erwartete sie von Euch.“

Anmuthig bot sie die Blüthe Imagina entgegen, aber diese versetzte schnell:

„Es war nur ein Einfall, den neulich flüchtige
Anwandlung mir wachrief. Sonst neige ich in Allem
mich vor der Feinheit Deines Geschmacks, doch bei
Blumen besitzen nur die von verständnißvoller Gärtner-
hand verfeinerten Werth für mich, und die Wildlinge
des Feldes erwecken mir kein Verlangen. Sie lasse
ich gern Denen, welchen die Natur die Mitgift ge-
geben, daran Genüge finden zu können. Ich erinnere
mich, auch das sprach ich Euch, Signor, und ich bin Euch
Dank schuldig, daß Ihr es behalten habt. Doch Dir
nicht minder, liebste Tullia, daß Du den empfangenen
Preis mir übertragen gewollt. Er ist Dir mit Recht
zuerkannt und mir stände es schlecht an, danach Be-
gehren zu tragen. Kommet, meine Freundinnen; Ihr
habt mir zugesagt, den Abend in meinem Hause zu
verbringen. So laßt mich nicht mehr von der nur zu
kurzen Zeit des Genußes, den Eure Anwesenheit mir
dort bereitet, einbüßen!“

Lächelnd, leichtscherzenden Ton's hatte Imagina de'
Guadagni gesprochen, sie verneigte sich grazios gegen
Ghirolamo de' Cavalcanti und durchschritt mit ihren
Gefährtinnen die Volksmenge, sich westwärts, der Hügel-
anhöhe entlang zur Porta Romana hinunter zu begeben.

*

*

*

Wie ich aus meinem Thurm niederschaue, geht mein Blick über die Gärten, welche die Villa umgeben. Sie liegen in verschiedenen Ebenen, zum Theil auf der Rückenfläche des Hügels, zum Theil schon auf seiner Absenkung, die sich dann sanften Niederfalls weiter in den Thalgrund hinunter erstreckt, über dem jenseits San Miniato aufragt.

Der Pflanzenwuchs dort unten ist zweifellos seit vielen Jahrhunderten im Wechsel der nämliche geblieben. Mit fruchtbarem Boden luden die Abhänge und die Thalsohle zur Bebauung ein, und früh wurden dort Oliven und Feigen gepflanzt, Nuß- und Mandelbäume, zwischen deren Geäst sich schwebende Nebgehänge ausspannten, unter denen noch wieder Kornsaat das Erdreich ausnutzte. Hoch und breit schattend hebt sich ab und zu eine Edelkastanie empor, Cypressen strecken hin und wieder ihre dunklen Nadelpyramiden auf. Kein deutscher Wald ist's, aber doch ein ganz mit grünem und silbergrauem Laubwerk überdecktes Gefild, das an mancherlei Stellen erfreulich Schutz und Kühlung vor der heißen Tagessonnenglut gewährt. Und eine stille Sommerwelt, in der nach der Frühlingsbestellung Alles, sich selbst überlassen, gedeiht und seine Frucht zur Reife zeitigt. Nur selten klrirt darin einmal die Haxe eines

Arbeiters am Gestein und, wenn es geschieht, am Frühmorgen oder gegen den Einbruch des Abends. Dazwischen liegen die Gelände und Gründe in schweigsamer, träumerischer Verlassenheit, einzig vom Summen der Insecten und leichtem Geraschel grüner Lacerten belebt. Denn obwohl dies Feldgebiet sich weithin ausdehnt, besitzen doch nur die Bewohner der umgrenzenden Villen aus ihren Gärten Zutritt zu ihm. Scheinbar in's Freie gehend, ist es ringsum von Mauern eingeschlossen und jedem Gelüft der großen Stadtbevölkerung versperrt.

Nun liegt nachmittägige Maitonne so flammend auf der grauen Steinterrasse vor'm Hause, daß selbst die großen goldgrün blitzenden Rosenkäfer nicht aufschwirren, sondern reglos-träg in die duftreiche Blätterfülle der rothen und weißen Kelche geduckt sitzen. Durch die lautlose Stille tönt plötzlich der Anschlag der von draußenher vor dem Thor gezogenen Glocke, leise schwirrt der Draht, der es von der Villa aus öffnet, und eine sonderbare Erscheinung taucht aus der Thür auf den heißen Vorplatz hervor, um nachzuschauen, wen das Läuten gemeldet hat. Ganz schwarz und roth; die erstere Farbe zeigen das Gesicht, die Arme und Hände, die andre das Kleid, das lässig und freigebig

auch noch ein Stück der schwarzen Brust gewahren läßt. Eine Mohrin ist's, eine Dienerin Tullia's d'Aragona; man sieht, der Scharlachrock bildet ihr einziges Gewand, sie trägt kein andres darunter. Von Kindheit her an die Heimathsonne Afrika's gewöhnt, giebt sie auch das Kraushaar unbedeckt den Strahlen preis, doch offenbar sind ihr in einem verhängten Raum die Augen zugefallen gewesen, mit blinzelnden Lidern sieht sie in die Blendung. Durch den Vorgarten kommt ein Schritt, und ein junger Herr biegt um die Ecke des Vorbeergebüsches. Er fragt nach ihrer Herrin; sichtlich kennt sie Girolamo de' Cavalcanti bereits, mit einem leichten Aufgrinsen der weißen Zähne zwischen den wulstigen Lippen deutet sie abwärts nach dem Olivengrund. Was sie dazu spricht, muß das Ohr mehr errathen, als es sich verstehen läßt, und sie tritt in's Haus zurück, ihre unterbrochene Siesta fortzusetzen.

Doch er hat den Hinweis ihrer Hand begriffen und folgt demselben, begiebt sich durch das Pfortchen des unteren Gartens weiter hinab. Droben und im Hause war er merklich nicht mehr fremd, allein hier umgiebt ihn Unbekanntes. Nichts regt sich in der schwülen Nachmittagsluft, gegen den sonstigen Brauch des Windes liegt er wie entschlummert auf den unbe-

wegten Blättern, die rings den Blick mit einem silberig flimmernden Maschenwerk begrenzen. Darunter steht der Weizen hoch in schon sich bräunenden Aehren, aus stützendem Gemäuer streckt da und dort rother Baldrian in üppiger Fülle seine Dolden hervor. Es ist heißdrückend und kaum als wirklich anzunehmen, daß sich Jemand zu dieser Stunde hier aufhält; wahrscheinlich hat die Negerin sich getäuscht, ihre Herrin verweilt drinnen in einem kühlen Gelaß der Villa. Ungewiß und zögernd setzt der Suchende seinen Fuß weiter vor; er könnte rufen, doch er weiß nicht, in welcher Art, und auch eine Scheu hält ihm den Mund geschlossen. Sein Herz klopft rasch, und seine Einbildungskraft spielt ihm Bilder vor die Augen, die nicht sind. Er ist ein großer Knabe, der von einer Sehnsucht unwiderstehlich getrieben wird und sich zugleich vor etwas in ihm selbst fürchtet. Unter seinen Altersgenossen in Florenz findet er wohl kaum einen Zweiten gleicher Art. Nicht daß er Einem an geistiger Begabung nachstände, und an Reichthum inneren Gemüthes überbietet er sicherlich die meisten weit. Aber sie sind in der Welt, im Leben und in sich selbst erfahrener, als er, ihr Blick geschärfter, die Dinge und Menschen aufzufassen, wie sie in Wirklichkeit sind. Sie wissen, was

sie wollen, wonach ihr Sinn steht; das macht sie rasch entschlossen und kühn, weniger zwar den Männern, als Frauen gegenüber. Doch die Natur hat Girolamo de' Cavalcanti zu einem Dichter, einem Träumer geschaffen, muthig wo die Kraft eines Gegners ihn bedroht, aber zagend vor der Schönheit, dem Liebreiz, die sein Gefühl sich aus etwas Irdischem zum Himmlischen erhöh't. Und seine Augen umgeben dieß mit einer Aureole, die Andre nicht gewahren.

Nun hält er zweifelnd an, denn sein Begehren nach dem, was er sucht, ist so groß, wie sein Bangen, es zu finden. Er will zurückkehren; da schlägt ihm ein Ton an's Ohr, den er kennt. Ein feinstimmiges Gefläß ist's, zugleich springt ein langohriges Bologneser Wachtelhündchen hinter einem wilden Feigengebüsch hervor, und im nächsten Moment zeigt sich auch Tullia d'Aragona seinem Blick. An den Grasrain gelehnt, sitzt sie im tiefen Schatten einer breitästigen Edelkastanie, ein paar Blütenähren des rothen Gladiolus heben sich märchenhaft, reglosen Wächtern gleich, neben ihr auf. Thut's das grüne Licht, oder wirkt in den Augen des Hinzutretenden noch die schwarze Hautfarbe der Mohrin nach, ihr Antlitz erscheint ihm heut' wie von leisen Aetherwellen durchspielt, ihre Stirn unter

dem reichen, nordisch hellen Haar, das an die Goldähren zwischen den Oliven gemahnt, wie von der Hand Michelangelo's aus dem Marmor Carrara's gebildet. Sie ließt in einem Buch, doch hebt jetzt die Augen, die vielleicht von allen Lebenden nur Tullia d'Aragona besitzt, keine Zweite außer ihr, so einem Edelgestein gleichend an hellem Strahlenwurf und aus der Tiefe glühender Leuchtkraft. Leicht überrascht blickt sie den Antömmlung an, doch nicht erstaunt, und sie sagt: „Sucht Ihr die Einsamkeit, Don Giralamo, und grollt mir jetzt, daß mein Hiersein Euch um sie betrügt?“

Es klingt zwischen Ernst und Scherz, unentscheidbar, was von beiden darin überwiegt, und bietet ihm die Möglichkeit hin, zu erwidern, nur ein Zufall führe ihn an die Stelle, wo sie sich befinde. Aber er vermag nicht Unwahres über die Lippen zu bringen; bei der Vorstellung, daß er im Begriff dazu gestanden, erröthet er, grüßt nun hastig, seinen Hut lüftend, und antwortet merkbar beklemmten Athems: „Ich vernahm von Eure Dienerin, Ihr seiet hier, Signorina.“

„So war es freundlich von Euch gesinnt, mir Eure Gegenwart zu vergönnen,“ entgegnet sie. „Ich kann Euch hier nicht als Gast empfangen und einen Seffel zurechtrücken; doch da Ihr genüßig in der Wahl

Eurer Gesellschaft seid, werdet Ihr Euch auch an dem Sitz genügen lassen, für den meine grüne Behausung hier noch vorbedacht gewesen.“

Er läßt sich, ihrer leichten Deutung folgend, auf eine kleine Rainwölbung ihr gegenüber nieder, und wie zunächst niemand von ihnen mehr spricht, ist nichts um sie, als Insectengesumme und in der Entfernung ein schläfriger Vogelton aus dem heißen Laub. Dann unterbricht Tullia das Schweigen:

„Liebt Ihr auch diese nachmittägige Stille, Signor, in der die Sonne ihre Kinder im Strahlenbett zum Schlummer einwiegt? Ihr Lied, das sie ihnen dazu singt, ist unserm Ohr nicht vernehmlich, doch man sieht, sie hören's und es bettet sie zu süßer Ruh. Und zuweilen ist's, als klinge ein Gefühl in uns die weiche Stimme nach, wie leis' die Saite der Harfe tönt, wenn der Windhauch über sie geht. Aber was spricht mein ungewandter Mund davon zu Euch, der Ihr ein Dichter seid? Laßt mich Euch zuhören, Don Girolamo, denn Ihr habt Besseres zu sagen, als ich. Was Eure Jugend in sich birgt, gleicht dem Frühling, der um uns blüht, und Eure Lippe redet nicht kühl wie meine von der Sonne, sie selbst ist in Euch mit goldfunkelnem Licht und süßer Wärme.“

Wie zauberisch es durch die Lautlosigkeit des einsamen Thalschooßes tönt; man gewahrt, der Hörer horcht noch auf die verklungene Stimme nach. Dann versteht er:

„Ihr spottet meiner Armuth, Signorina. Wohl empfinde auch ich Alles in mir, was Ihr sprecht, und voller strömend, wenn es von Euren Lippen zu mir kommt. So wird die ruhende Meeresfläche zur Welle geregt, wenn eine Kraft aus der Tiefe sie aufschwellt, und sie rauscht sehnsuchtsvoll an's Gestade. Doch Eure Stimme ist der Windhauch, der die Melodie in sich trägt, zu der er die Saite sich schwingen läßt. Ohne ihn bleibt sie stumm, denn nur zum Wiederklang ward ihr die Gabe.“

Tullia d'Aragona stützt ihre Wange in die Hand.

„Warum spottet Ihr meiner und benennt mich Signorina? Die Ansprache steht denen meines Geschlechtes zu, die Eurem Alter gleich sind. Ich will nicht in einer Hyperbel reden, daß ich Eure Mutter zu sein vermöchte, denn das stritte in unserm Lande wider die Natur. Doch zu Eurer älteren Schwester hätte diese mich schaffen können, die Mutter Sorge für Euch getragen, wenn das Geschick Euch früh der Eltern beraubt gehabt. Und die schwüle Luft hier ist einbild-

nerisch, ich glaube so war's, und die Falten in meiner Stirn rühren von bangen Nächten her, die ich, als Ihr krank lagt, an Eurem Knabenbette in geschwisterlicher Angstigung durchwacht."

Ein Lächeln und ein leichter Seufzer, ineinander sich schlingend, begleiten ihre Worte. Sie spielt mit ihm, wie mit einem Kinde; ihre Marmorstirn, deren leuchtende Schönheit kein leisester Schattenhauch dunkelt, neigt sich leise vor, und ihre edelgeformte weiße Hand streichelt lieblosend über das weiche Haar-geflecht des Vologneserhündchens, das sich neben sie gekauert. In ihrer Miene zeigt sich keine Ahnung, daß der Blick ihr gegenüber das zierliche Thierchen sehnsuchtsvoll beneidet, daß jede sanftgleitende Regung ihrer Hand einen Herzschlag stürmischer, in der Stille fast hörbar aufklopfen ließ.

Ja, ein tändelndes Spiel, das sie treibt. Sie hat ihm die Wahrheit nicht verhehlt, daß sie um ein Jahrzehnt vorgeschrittener an Jahren sei als er, denn weshalb es verschweigen? Ihr Herz schlägt ruhig, nur das Weib in ihr erfreut sich daran, daß ihre Kundgabe keine Einwirkung auf ihn geübt hat. Zwar war sie dessen im Voraus gewiß, sie weiß, daß sie wie in erster Frühmorgen-Zugend blüht und mehr als drei Jahr-

zehnte keine Macht besessen, einen Zug an ihr altern zu lassen. Aber dies wieder bestätigt zu sehn, erfüllt sie mit Befriedigung; sie überragt ihre Genossinnen hoch an geistigem Besitz, doch dem Geschlecht derselben gehört sie an. Und das Gesicht Girolamo's de' Cavalcanti spricht stummberedt, daß sie für ihn zeitlos ist; hätte er als unzweifelhaft erfahren, sie habe die Welt schon ein halbes Jahrhundert lang gesehn, es würde ihm nichtsbedeutend sein. Für ihn ist sie ein Ideal seiner Träume, ein Höchstes, aus Innerem und Aeußerem zu einem herrlichsten Menschenbild zusammengesetzt. Und sie feiert einen Triumph, denn es überkommt mit einem berausenden Gefühl, wenn der jüngere Mann der älteren Frau so huldigt und sich in Liebe für sie verzehrt.

Doch unbewußt hat das Spiel ihrer Phantasie sie etwas aussprechen lassen, das auch die Wirklichkeit so geschaffen. Ein schwermüthiger Ausdruck überfliegt kurz die Züge des jungen Mannes und er erwidert jetzt:

„Ihr habt es gesagt — woher vernahmt Ihr's? — ich bin früh verwaist, meine Eltern starben, als ich noch kaum drei Jahre zählte. Bei Fremden wuchs ich auf, die meinem Herzen fremd blieben; ich habe keine Liebe einer Mutter gekannt. Doch auch nicht die

einer Schwester, denn mir ward keine zu Theil; die Welt besitzt Niemanden, der mir zugehörig wäre, mit dem mich die Natur verbunden.“

Das schöne Weib ist auch von gutherziger Art; sie ergötzt sich daran, zu spielen, doch sie will nicht weh thun, und Bedauern faßt sie, unwissentlich eine wunde Saite in ihm berührt zu haben. Theilnehmend, ernsteren Tones antwortet sie:

„So sind wir Leidgefährten, doch übertrifft mein Mißgeschick noch das Eurige. Ich habe gleichfalls keinen Vater besessen, und es wäre wohl besser gewesen, ich hätte auch keine Mutter gekannt. Ja, Ihr seid dennoch glücklicher als ich, denn Euer Gedenken erfüllt Euch nur mit Trauer der Entbehrung, ohne ihr Empfinden durch herben Zwiespalt zu vergällen. Und die Natur hat den Mann bevorzugt; er ist nicht gezwungen, zu harren, wie Andre den Inhalt seines Lebens bestimmen, sondern selbst thut er's mit freier Wahl. Ihr habt mir berichtet, was die Ungunst Eurer Jugend Euch genommen, doch Ihr verschweigt, was ihre Gunst Euch gegeben. Arm benennt Ihr Euch, aber ich weiß, wie reich Ihr seid. Denn gar Manche begehrt danach, den Blick Eurer Augen auf sich ruhen zu fühlen, doch Euer Herz fragt nicht nach ihrem Verlangen, nur

nach dem eignen Wunsch, und immer hat es nur Die beglückt, die ihm selbst ihr seliges Empfinden ausgetauscht. So zu entscheiden, verliehen die Götter Euch, dem Manne, dem Falter gleich, der seine Schwinge nur zu der Blüthe herabsenkt, deren Duft ihm Nektar verheißt. Und was Eurem Knabenalter kühl versagt gewesen, die Zärtlichkeit der Mutter und der Schwester, dem Jüngling hat die Wärme des Frühlings es von mit ihm aufblühenden Lippen reich vergolten und ersetzt.“

„Mir?“ Girolamo hebt fragend den Kopf empor: „Mir vergolten und ersetzt? Ich verstehe Euch nicht; wen meint Ihr?“

Lullia zuckt leicht die Schulter. „Mit ihren Namen kann ich sie Euch nicht nennen, woher sollt' ich sie wissen, da ich Euch erst seit wenig Wochen kennen gelernt? Aber so hart blickt Ihr nicht, daß ich fürchten sollte, Ihr hättet von den Vielen, die ihr Herz Euch zugewendet, einen allzugroßen Theil um seine Hoffnung getäuscht.“

„So täuscht Ihr Euch, Signorina, denn von dem, was Ihr zu glauben scheint, ist mir nichts kund geworden. Die Natur hat mir leichten Sinn versagt und Dem, der gleichgültig zwischen den Frauen geht, wenden

sich der Blick und das Herz nicht zu. Um zu erhalten, muß man geben, und ich besaß nichts für solchen Tausch.“

Ein lässiges Zuhören hat ihm bisher gegenüber verweilt, wie drückend abspannende, die Sinne einschläfernde Nachmittagschwüle es mit sich bringt. Zum ersten Mal jetzt spricht etwas Aufstrebendes aus den Zügen Tullia's, und eine unwillkürlich lebhaftere Mienenregung begleitet ihre Antwort:

„Nun verstand ich Euch nicht. Ihr wolltet doch nicht sagen, daß Euch die Liebe fremd geblieben sei?“

Er versteht: „Ich kenne sie nicht, wie ich meine Mutter nicht gekannt; Niemand hat sie mich gelehrt, am wenigsten mein Herz. Das heißt“ — er fügt es stockend nach, und seine Schläfen überströmen sich mit dunklem Roth — „sie war mir fremd bis vor — Ihr spracht's eben — vor wenig Wochen.“

Ein halbes Lachen klingt vor ihm auf. „Also hatte ich recht, daß sie Euch doch nicht völlig unbekannt blieb! Sorgt nicht, daß ich Euch weiter befrage; auch einer Freundin steht's nicht zu, sich in ein Geheimniß einzudrängen, das ein Herz verschwiegen behütet. Doch zuvor habt Ihr niemals geliebt, Euer Mund noch niemals eine Lippe mit Sehnsucht, Seligkeit zu empfangen und zu gewähren, berührt?“

„Noch nie that er's —“

Die wunderfamen Augen Tullia's d'Aragona halten sich ihm grad' entgegengerichtet, und während sie einen Athemzug lang in den seinigen verweilen, glüht es in ihrer Tiefe auf, und wie mit einem plötzlich erwachten Durst trinken sie zwischen seinen Wimpern die Wahrheit seiner Erwiderung hervor. Dann fallen ihr die Lider jäh herab und fest hält sie kurz die Augen geschlossen. Wie sie diese wieder öffnet, hebt sie sich vom Sitz und sagt:

„Es ist doch heiß hier, Don Girolamo; wollt Ihr mir Eure Unterhaltung noch vergönnen, so laßt uns in die Kühle des Hauses gehen. Ich vergaß, daß ich noch in Eurer Schuld stehe; Ihr spracht vorhin, man muß geben, um zu erhalten, und so erstatte ich Euch zurück, was ich empfangen.“

Sie bückt sich, eine von den rothen Gladiolusblüthen zu pflücken, und reicht sie dem jungen Mann entgegen. Mit einem zauberhaften Lächeln fügt ihr Mund hinzu:

„Ihre Schwester sprach neulich wohl irrigen Entscheid, doch diese bessert, was jene gefehlt, denn sie redet Wahrheit und sagt — aber ich brauche Euch nicht zu künden, was sie sagt, da Ihr ein Dichter seid, der die Sprache der Blumen versteht.“

Flimmernde Sonnenfunken springen durch das silbergraue Laub des Thalgrundes über das Antlitz Tullia's d'Aragona, die ihrem Begleiter voran den Olivenhang zu ihrer Villa emporschreitet.

*

*

*

O die lauen toscanischen Sommernächte!

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.'

Ich trete auf die große Steinterrasse in die weiche Nacht hinaus; durch leichten Schleier zittern die Sterne und streuen einen geheimnißvollen Schimmer in's Dunkel herab. Nachtigallen schlagen und die Luft ist schwanger von Düften; manchmal ein leises Mäuschen in unsichtbarem Wipfel, durch die Stille tönt der metallene Klang der zeitkündenden Domglocke von Florenz aus der Tiefe fernherauf.

Dort aber erlischt der mattzwitternde Schein, wie ich in die schwarzüberhangenen Gänge zwischen den hohen Myrten- und Lorbeerbüschen hineintauche. Mein Fuß kennt die Wege, das Auge vermöchte sie nicht zu finden; was das Himmelsgewölbe noch an Lichtahnung gewährt, dringt nicht mehr unter das Laubdach dieses

kleinen Labyrinthes. Und doch sind auch hier Sterne und heben da und dort einen Augenblick lang für eine Handbreite die Finsterniß auf. Schwebend ziehen sie hin und her, steigen empor und senken sich abwärts, einen schmalen, weißblauen Strahlenwurf um sich breitend; wohin dieser fällt, läßt er flüchtig ein grünes Blättchen oder auch nur einen Theil desselben unterscheiden. Winzigste Abbilder der großen leuchtenden Weltkörper droben sind's, doch zuweilen unzählbar erscheinend wie sie, Hunderte, im weiteren Umkreis Tausende von Glühwürmchen, ein buntes Feuerwerkspiel der Natur in der florentiner Juninacht. Ueberall glimmen sie auf und löschen aus wie das Sprützen eines Sternschnuppen-schwarmes, doch nicht vergehend. Jedes der irrenden Fünkchen kehrt neu aufglühend wieder und schwimmt durch das Nachtdunkel weiter, als habe es sich ein Lichtchen angezündet, nach etwas am Tage Verlorenen zu suchen. Oder etwas Vergessenes, Versäumtes aus einem früheren Leben; nicht besonderer Einbildungskraft bedarf's zur Vorstellung, was da geisterhaft glimmernd umherschwebt, sei ein ruhloses Seelchen, das nächtlich zu der Stätte wiederkehrt, wo es einst, von der Sonne gerufen, mit freudigen Körperfüßen sich des Tag's seines Lebens und Liebens erfreut.

Aus der Finsterniß der umbuschten Gänge wende ich mich zur Terrasse zurück, lasse mich auf ihre alte Steinbank an der Brüstung nieder und blicke in das irrlichternde Gefunkel drüben hinüber. Sind es nicht doch rückirrende Geister aus verschollenen Tagen, die einst das graue Gemäuer hier gesehen?

Ein's ist gewiß, auch jene Nacht sah sie dort schon so auf- und niedertanzen, in der Tullia d'Aragona ihr Fest der Sonnenwendfeier über diesen Steinen beging. Nur verblichen die Leuchtkäfer, die bis hier heranschwirrten, damals vor den hundert buntfarbigem Lampions, deren Kranz die Terrasse umschlang und sie mit Tageshelle überfloß. Ich sehe sie plötzlich vor meinen Augen aufflammen, und auch das tiefe Schweigen um mich verwandelt sich in lauten Klang. Aus den Mauern rundum tönen Stimmen hervor, durch die weit offen stehende Doppelthür des Hauses, sie überhallen den weiten Platz, dem der weiche Nachthimmel als Decke dient. Ein Durcheinander lebhafter Unterhaltung, Frohsinn und Lachen, Männer und Frauen in schöner festlicher Gewandung, mit Anmuth ungefesselt dem Genuß der Stunde hingegeben. Kostbare Juwelen funkeln über marmornen Schultern, doch zündendere Lichtstrahlen noch breiten dunkle und hellgestirnte Augen

drüber um sich. Mancher Künstlerblick entzückt sich an der aufschwellenden Wölbung eines aphroditischen Busens, der mit tiefem Zug die vom schwingenden Fächer gefühlte Luft einathmet.

Da legt sich Stille über die erlebte Gesellschaft, und nur eine einzelne Stimme klingt fort, die Bernardo Tasso's, der den künftigen Ruhm, den ein Sohn seinem Namen bereiten wird, noch nicht ahnt. Auf den Wunsch der schönen Wirthin des Hauses, seiner ihm nah gestellten und hoch von ihm geehrten Freundin, trägt er den Versammelten seine jüngst vollendete Dichtung vor. Auf Bänken und Sesseln im Kreis umher niedergelassen, horchen sie gespannt; unter seinen Zuhörern heben sich die ausdrucksvollen Köpfe Filippo Strozzi's und Girolamo Mugio's, Niccolò Grazia's und Giulio Mannelli's hervor.

Da drüben am unteren Rande der Brüstung, wo diese schon der erste Lorbeerbusch des Gartens halb übernickt, saß Tullia d'Aragona in dem eigenthümlichen Kleide, das sie zum ersten Mal trug. Ein kostbares Geschenk ihrer Freundin Imagina de' Guadagni war's, für diesen Abend vorbedacht und angefertigt. Kleine silberne Lilien, die alten Wappenzeichen von Florenz, überblühten, kunstvoll gestickt, den dunkelnd

blauen Grund des Gewandes aus schönfaltigem Seidenbrokat; der Stoff hatte ein Unicum im Waarenlager des Händlers gebildet, fand sich bei keinem zweiten zum andern Mal. Im hellen Lichtauffall glich das prächtige Kleid einem dicht mit weißen Blüthen bedeckten Sommerfeld, doch wenn es weiterher aus dämmernder Beleuchtung hervorschwamm, erschien es wie der weiche, reich gestirnte Himmel der Sonnenwendnacht, zu deren Feier die Villa heut' ihre hundert Gäste vereinigte. Wunderbar umgab es die herrliche Gestalt seiner Trägerin, stellte sie einem Märchenbild gleich vor den Blick, aus feenhaftem Glanz, holdem Liebreiz und einer stolzen Hoheit gepaart. Dagegen vermochte keine Zweite, auch Imagina nicht, einen Wettbewerb um den Schönheitspreis mit ihr aufzunehmen; aber jene hatte auch nicht danach getrachtet, neidlos selbst die Freundin mit dem strahlenden Gewande geschmückt und bescheiden sich neben ihr in einem wohl vornehm-kostbaren, doch schlichtfarbig dunklen in den Schatten gestellt. Schöner als heut' war Tullia nie gewesen und konnte sie niemals sein. Auch die Augen Girolamo's de' Cavalcanti sprachen es beredt; vom Zugang in die Gartentiefe her ruhten sie unverwandt, wie durch eine Zauberkraft festgebannt, auf ihr. Aber

dann ertrug er den Anblick der gleichmüthig, ohne seiner zu achten Daßigenden plötzlich nicht mehr, riß sich gewaltsam los und wandte sich unvermerkt von der hellen Terrasse fort in die nächtigen Schattengänge hinein.

Die Dichtung Bernardo Tasso's war lang, eine Objsorge für ihre Gäste rief nun einmal die Wirthin ab. Sie erhob sich, trat in die große Erdgeschosshalle des Hauses und ordnete drinnen an. Als sie dieser Pflicht nachgekommen, begab sie sich wieder in's Freie, doch nicht durch die Vorderthür zurück, sondern aus einer seitlichen und schritt einen Gang jenseits der hohen Mauer entlang, an deren anderer Seite die Terrasse sich hinstreckte. Am oberen Ende des Seitenweges konnte sie noch zur letzteren umbiegen, aber sie kannte die Dichtung Tasso's schon, er hatte sie ihr allein bereits gelesen, und es wandelte sie an, den Fuß weiter in die dunkle Stille des Lorbeer- und Myrten-Wäldchens hineinzusetzen. Die Stimme des Vortragenden klang herüber, sonst war hier kein Laut, als nur einmal drüben das Knirschen eines Trittes. Ruhlos schritt Girolamo de' Cavalcanti dort in den Labyrinthgängen hin und her; durch die Finsterniß tastete sein Fuß mechanisch den Weg, nur ab und zu erhellte der Schein

eines irrenden Glühwürmchens ihm zur Seite flüchtig ein Blatt.

Da kam wieder eines herangeschwebt, doch plötzlich ließ es nun die Augen des jungen Mannes jählings stutzen. Bei dem blauen Glimmerlicht hatten sie etwas vor sich gewahrt, ungewiß, gleich in Dunkel zurückgeschwunden, aber wie das Aufschimmern einer weißen Blüthe war's gewesen. Und da kehrte der Lichtschein des umherziehenden Fünkchens wieder, und deutlich erkennbar hob er für einen Moment eine silberne Lilie über schieferfarbigem Grund aus der Nachtschwärze. Nichts weiter, und abermals todte Finsterniß über Allem. Nur vernahm das Ohr jetzt das Rauschen eines Kleides, und gelähmt, betäubt, wie von einem heißverjüngenden Blitzschlag durchfahren, stand der einsam in's Dunkel Getriebene, keiner Regung und keiner Besinnung mächtig. Ein Arm hatte sich mit leisem Knistern seiner Verwandung ihm um den Nacken gelegt, und gedämpft sprach eine weichberückende Stimme: „Sinnet Ihr hier allein über das, was Euch bis heut' fremd geblieben, Girolamo — wie es sei, wenn eine Lippe mit Sehnsucht die andere sucht, Seligkeit zu empfangen und zu geben? Der Wirthin liegt es ob, das Begehren ihrer Gäste zu erfüllen, daß sie ihr Haus

nicht unzufrieden verlassen, und es ist Sonnenwendnacht heut', der schönen Göttin heilig, der Alles, was sie zum Leben geweckt, unterthan. Sie spricht mir ihr Gebot, und meine Lippen gehorchen ihm."

Kurz, doch einem schon durch seinen Anhauch bezaubernden Trunk gleich fühlte der junge Mann die Lippen Tullia's d'Aragona auf den seinigen, die erste lähmende Betäubung ließ von ihm, auch seine Arme schlangen sich um sie. Doch nun entwand sie sich ihm wie mit huschender Lacertenbehendigkeit, sein Blick nahm nichts mehr von ihr gewahr, und er sprach stammelnd in die Richtung, wo sie sich befinden mußte:

„Du liebst mich, Du Ueberirdische, Göttliche — und Dein Kuß giebt mir Leib und Seele zu eigen. Ich tausche den Himmel nicht um die Erde, auf der Du mein Weib sein wirst.“

„Dein Weib — Deine Gattin?“ Aus dem Dunkel klang's zurück mit seltsamem, leichtdurchzittertem Ton. Girolamo tastete nach ihrer Hand: „Du sagst's, es ist Sonnenwendnacht, die heilige — gelobe Dich mir in ihr!“

„Nein — gieb mir Zeit — nicht jetzt, nicht heut'! Heut' muß ich von Dir, meine Gäste warten, und Tasso's Lied endigt.“

„Doch morgen, Tullia?“

„Morgen Abend ist Maskenfest bei *Imagina de' Guadagni*. Kommt Ihr dorthin?“

„Wenn Du dort bist —“

„Ich bin's — aber ob Euer Herz mich hinter der Maskentracht erkennen wird?“

„Sei gewiß, wie Du Dich verummnen magst, es kennt Dich, es fühlt Deine Nähe. Und wenn ich Dich mit Deinem Namen anrede, Dich frage, wie ich's heut gethan — morgen — was wirst Du antworten?“

„Wenn Du mich wieder so fragst — thu's, ich werde drauf harren — e di doman non c'è certezza —“

Ihr Gewand rauschte entjchwindend an den Büschen entlang; drüben nahte sich *Bernardo Tasso* dem Schluß seines Gedichtes, wie *Tullia* wieder am lichterhellsten Rand der Terrasse erschien. Man horchte gespannt auf den Ausgang der Dichtung, nur ein kurzer Blick *Imagina's de' Guadagni* faßte die Wiederkehr der Freundin auf. Sie hatte zuvor das Eintreten derselben in's Haus beobachtet und, nicht mit Ueberraschung, doch mit einem Ausdruck, der einen Gedanken hinter sich barg, nahm sie die Rückkehr *Tullia's* von der entgegengesetzten Seite, aus dem Gartendunkel her gewahr. Und als *Tasso* geschlossen, rundum Beifall erklang, die Sitzenden

alle sich erhoben und sich auf dem Platz durcheinander-
mischten, hielt das Gesicht Imagina's gleichmäßig weiter
den Rand des Lorbeerdickichts im Auge, wandte sich
erst lässig von ihm ab, wie nach geraumer Weile auch
Girolamo de' Cavalcanti aus einer der lichtlosen Weg-
mündungen hervortrat, sich wieder unter die Gesellschaft
zu mischen.

Dann gab diese sich, auf der Terrasse und in der
Halle des Hauses um Tische versammelt, fröhlich der
Nachtmahlszeit hin, auserlesene Gerichte lockten und be-
friedigten die Gflust, das reiche Tafelgeräth Tullia's
blitzte im Lichtschein und der Wein funkelte nicht nur
in silbernen Bechern, sondern mannigfach auch in farbig
leuchtenden Gläsern, welche die neue Kunst Venetia's
als Kostbarkeiten in die Häuser des Reichthums aus-
sendete. Von geistvollen Lippen sprühte der Witz und
von schönen lächelte ihm der Lohn, Filippo Strozzi
feierte in huldigender Rede die Herrin des Hauses und
die Königin der Festnacht. Sie dankte mit graziösem
Verspruch, den der Augenblick gebar; auch ihr Geist
glich dem kunstvoll geschliffenen, Strahlen um sich
werfenden Diamanten der Spange, die ihr Gewand
schloß, eines Schmuckstücks aus der Werkstatt des jungen
Goldschmieds Benvenuto Cellini vom ponte vecchio.

Jensen, Jenseits der Alpen.

22

Faßt als die einzige unter allen Damen trug Tullia d'Aragona ihr Kleid hoch zum Hals empor anschließend, ihre Schönheit bedurfte zum Sieg nicht der entblößten Schultern und roßigen Arme, mit denen die übrigen ihren Reiz zu erhöhen trachteten. Zwischen ihnen gewann so ihre Erscheinung etwas Hoheitvolles, beinaß Strenges; die Verhüllung dessen, was jene reich zur Schau boten, hob sie gleich einer Priesterin der Züchtigkeit unter allen hervor, ließ sie an eine Dienerin der Vesta gemahnen. Sinnverloren weilt der Blick Girolamo's auf ihr aus der Ferne, lauschte er nur auf den Klang ihrer Stimme. Wie ein Traum war's ihm, was zwischen den dunklen Myrten geschehen, hier in der Lichtelle lag Alles zerfloßen, ausgelöscht, als sei es keine Wirklichkeit gewesen. Kein Blick von ihr suchte nach ihm hinüber, fremd gingen ihre Augen vorbei, wenn ein Zufall sie nach der Richtung seines Platzes lenkte.

Doch morgen — mit zitternder Schwingung klang das kurze Wort in ihm. Und mit einer Deutung überkam's ihn einmal, daß es ihn heißen Schauers durchlief. Morgen und heute schieden sich nicht so fern auseinander, als die beiden Worte es kundzuthun schienen. In einem Augenblick stießen sie zusammen;

morgen war schon in der Minute, die der Mitternacht folgte. Vielleicht hatte auch sie diesen Sinn heimlich in das Wörtchen hineingelegt.

Die freudig=erregten Stunden flogen den Gästen, doch ohne sie eines Aufbruch's gedenken zu lassen. Nur Imagina de' Guadagni nahm Abschied, denn morgen sei sie die Wirthin und manche Vorsorge dafür warte ihrer noch. Tullia die Hand bietend, sprach sie als Letztes:

„Es war schön bei Dir, und nicht leicht wird's mir fallen, meine Gäste danach in den Räumen eines städtischen Hauses zu befriedigen. Doch will ich suchen, was ich vermag, und durch Deine Anwesenheit wird es mir gelingen. Auf die darf ich doch sicher zählen?“

„Gewiß, ich komme.“

Bei der lautgesprochenen Bejahung schweifte zum ersten Mal flüchtig ein Blick der Antwortenden zu Girolamo de' Cavalcanti hinüber, daß er mit süßem Erbeben fühlte, die Erwiderung galt ihm mehr als Derjenigen, die sie empfing. Nun durchschritt Imagina in ihrem dunklen Gewande grüßend die Gesellschaft; sie hatte eine Begleitung abgelehnt, ihre Diener erwarteten sie draußen am Thor. Doch täuschte sie sich darin, ihr Geleit war noch nicht gekommen, die via

San Leonardo lag leer und dunkel. So ging sie zwischen den Mauern entlang den Erwarteten entgegen bis durch die kleine porta San Giorgio, aber weiter die via della costa hinab schien sie sich allein in der Nacht doch nicht zu getrauen. Wo die Bergstraße steil abzufallen begann, blieb sie stehen und legte die Hand auf den Drücker der Thür eines dunklen Häuschens. Diese war sorglos unverschlossen, so daß sie ihr auf den Flur einzutreten verstattete, dort geborgen das Vorüberkommen ihrer Diener zu erharren.

Doben aber vor der Villa Tullia's tönte das nächtliche Leben heiter fort, und Keinen mahnte der Klang, mit dem die Glocke des Doms von Florenz die Mitternachtsstunde hineinrief. Nur Girolamo zählte die Schläge, und der letzte zitterte ihm zugleich mit einem ungestümeren Herzschlag in der Brust nach. Denen, die ihn ansprachen, verworrene Antwort gebend, verblieb er noch eine Zeitlang zwischen dem Getriebe; dann zog ein Sehnen und Hoffen ihn wieder seitwärts in das Dunkel des Gartens hinein.

Doch hier war es einsam still, nur die Leuchtkäfer schwebten, steigend und fallend, zwischen den Laubwänden hin und her. Sonst regte sich nichts, als der Fuß des jungen Mannes, der auf und ab die Labyrinth-

gänge durchmaß. Seine Deutung und seine Hoffnung hatten ihn getäuscht, für Tullia war es noch heute, der neue Tag noch nicht gekommen.

Aber da — da fiel der blaue Schein eines Glühwürmchens auf etwas, das nicht grünes Laubwerk gewesen. Kurz erlosch der Schimmer von einer Wendung des glimmernden Thierchens und kehrte wieder, und unverkennbar hatte es diesmal eine silberne Lilie auf dunklem Grund überhellt. Doch zugleich auch schon hielt der hastig vorgestreckte Arm Girolamo's einen weichen, warmen Nacken umschlungen, und gedämpft stößt er von athemlosen Lippen:

„Meine weiße Lilie — Du kommst — das war der Sinn, den Dein ‚morgen‘ in sich trug! Du siehst, mein Herz wußte ihn zu deuten, es erwartete Dich hier, als die Glocke den Morgen gekündigt, und mit ihm kommst Du, mir keinen Zweifel länger zu lassen, daß Dein Kuß gesprochen, Du willst mein Weib sein.“

Sie erwidert nichts, ihre Hand tastet sich, wie ihn zum Schweigen zu mahnen, auf seine Lippen; halb strebt sie sich ihm zu entwinden, und halb verharrt sie doch in seiner Umarmung. Da klingt von der Terrasse her ein Ruf: „Tullia! Wo ist sie?“ und eine Antwort: „Ich sah sie in's Haus gehn — Tullia!“

Erschreckt entreißt sie sich nun dem Arm Girolamo's, ihr rauschendes Kleid läßt vernehmen, daß sie hastig davoneilt.

Doch sie kehrt nicht zur Gesellschaft zurück, sondern taucht draußen, dem Thor zu, unter dem freien Himmel auf, dessen Sterne so viel Licht verstreuen, ihr mit den weißen Blüthen schimmerndes Gewand erkennen zu lassen. Freilich niemand gewahrt sie, denn der Weg ist leer. Was sie sonst niemals thut, sie geht in schleuniger Hast, jaßt laufend, und seltsam, sie stürzt durch's Thor hinaus, die via San Leonardo entlang.

Und noch seltsamer wird's, wie eine Geistererscheinung der Mitternachtsstunde. Mit einer nur noch schmalen Sichel schwimmt der abnehmend spätkommende Mond am Horizont herauf, und wie er durch eine Lücke flüchtig auf die Weiterreisende fällt, erhellt sein matter Schein einen Augenblick lang über dem weißen Lilien-gewand nicht das Antlitz Tullia's d'Aragona, sondern das Imagina's de' Guadagni.

Was bedeutet das, wenn das Zwitterlicht nicht den Blick beirrt? Ist sie noch einmal wieder zurückgekehrt? Doch wie gelangte sie zu dem Kleid? Hat es sie gereizt, sich ebenfalls ein solches aus dem gleichen köstlichen Stoff fertigen zu lassen, den sie der Freundin

geschenkt? Und hat sie es in dem Haus in der via della costa bereit gehalten, um es dort mit dem ihrigen zu vertauschen?

Anderß kann es nicht geschehen sein. Doch zu welchem Zweck das Alles? Warum ist sie nicht von Anbeginn des Festabends in dem Gewand erschienen? Warum hat sie sich überhaupt nicht der Gesellschaft in ihm gezeigt, sondern bei ihrer Wiederkunft nur verstoßen den finstern Gartenhintergrund aufgesucht? Und weshalb eilt sie jetzt so hurtig davon, als habe sie einen Zweck ihres sonderbaren Thun's erreicht? Wollte sie sich über etwas Gewißheit schaffen, und ist's ihr gelungen, sie zu gewinnen?

*

*

*

Nun war das Abenddunkel des nächsten Tages schon seit mehreren Stunden hereingebrochen, doch drunten im Stadttheil am linken Arnorand lag die Piazza Santo Spirito von Tageshelle überflossen. An den großen, unten in das Mauerwerk des Palazzo Guadagni eingelassenen Eisenringen wieherten die angeleiteteten Köpfe der drinnen versammelten Gäste, und aus den Erzklammern drüber loderten in ihnen befestigte Fackeln

roth durch die Sommernacht. Schaulustige Volksmenge überdrängte den geräumigen Platz, musterte neugierig die Trachten der in Sänten herzugetragenen, mit Seidenmasken vor'm Gesicht aussteigenden Damen und schaute raunend und deutend nach den marmornen Vogenwölbungen der weitoffnen, lichtausfluthenden Palastfenster hinauf, an denen sich reiche Costüme in buntem Wechsel vorüberbewegten. Es hieß, der Herzog selbst befinde sich heut' unter den Gästen *Imagina's de' Guadagni*; viele Augen trachteten danach, ihn ausfindig zu machen, doch vergeblich. Wenn er anwesend war, barg er sich ebenso unkenntbar unter einer Vermummung, wie alle Uebrigen. Die Zusammenkunft verfolgte den Zweck zu beirren und zu täuschen, Alle hatten ihr Bestreben auf dies Hauptziel gerichtet, selbst den nah Vertrauten als unlösliches Räthsel zu begegnen.

Die Maskenfeste von Florenz standen in Jahrhunderte altem Ruhm, und das heutige gab kaum einem seiner Vorgänger an Zahl der Geladenen, Pracht und Mannigfaltigkeit der Gewandungen nach. Ebenso nicht im vornehmen Ausstattungsglanz der weiten Räume, ein kaleidoscopisches Getümmel durchwogte lebensvoll die Reihe der hochgewölbten Säle. Von hundert Lippen

sprühte gleichzeitig die Lust des Ansprechens und Erwiderns, prüfender Forschung und maskenfreien Witzwortes. Ab und zu auch traf eine Muthmaßung das Richtige, verrieth, daß wohl heimlich voraufgegangene Auskundschaft ihren Zweck erreicht hatte. Es gab Dienerinnen, die freigebigen Geschenken nicht unzugänglich waren, dafür ein Erkennungszeichen an der abendlichen Tracht ihrer Herrinnen zu deuten; wem viel daran lag, dem vermochte offene Hand hülfreichen Beistand zu werben. Nicht für ein gewöhnliches Wort der Gulddigung, doch für eines, das die Maskennacht nützen konnte, sich unbeachtet einem Ohr mit tiefer aufströmendem Klang zu nahen und Erwiderung darauf zu empfangen. Und vielleicht zürnte bei dieser mancher Mund der Verrätherin nicht allzusehr, deren Bestechlichkeit er die geflüsterte Anrede verdankte.

Nun hob sich einmal eine Lippe an das Ohr einer armenisch gewandeten hohen weiblichen Gestalt und raunte: „Ich kenne Dich, Dein Schleier hat sich gelockert und droht, Dein blondes Haar, das nicht vom schwarzen Meere her stammt, auch Anderen zu offenbaren. Komm, daß ich ihn Dir befestige, das ist Pflicht der Freundin und der Wirthin.“

Imagina hatte es geflüstert und führte Tullia, die

eben erst im Palaſt erschienen, hurtig nach einem kleinen, nur halbdämmernd erhellten Seitengemach. Dort beſſerte ſie raſch an der Kopfbedeckung der Freundin; dankend fühlte dieſe, daß die hülfreiche Hand ihr das verhüllende Gewebe feſt zu ſicherem Halt um die Stirn zuſammenzog. Dann kehrte ſie in die hellſtrahlenden Feſträume zurück.

Hier befand ſich Girolamo de' Cavalcanti, und ihr erſter Blick erkannte ihn an einer rothen Gladiolusblüthe, die er an ſeinem ſchlichten dunklen Domino befeſtigt trug. Unauffällig näherte ſie ſich ihm langſam, doch obwohl ſeine Augen offenbar raſtloß nur nach ihr umherſuchten, erkannte er ſie nicht in ihrer Verkleidung. Auch nicht, als ſie ihn anſprach und, wie er nicht erwiderte, weiter neckiſche Worte an ihn richtete.

Sichtlich verdroß ihn, in ſeinem Bemühen gehindert zu werden, er begab ſich in einen anderen Saal davon. Daß war ſpaßhaft, und ſie folgte ihm nach, ſtand wieder neben ihm. Aber ſeine Ablehnung, eine Unterhaltung mit ihr zu führen, blieb die gleiche; er ſprach's unverhohlen aus: „Ihr täuſcht Euch in mir, Signora; vergönnet Eure Artigkeit Anderen, die danach Begehrt tragen werden, und erlaubt mir, nach einer Anderen zu ſuchen, als nach Euch.“

Ein halb verhaltenes Lachen ihres Mundes klang ihm nach, als er sich ihr wiederum entzog. Zu Pasquale Willani, mit dem er gekommen, hinantretend, äußerte er:

„Wer ist die Armenierin dort, die mich belästigt? Willst Du mir einen Dienst leisten, so befreie mich von ihr und rede galanter mit ihr, als ich es heut' zu thun vermag.“

Der Angeprochene sah hinüber. „Ich kenne sie nicht, gewahre sie zum ersten Mal. Aber seltsam — gehört sie denn hierher? Wie kommt sie in diesen Palast, wo der Herzog verweilt? Trägt sie Kef an der Stirn zur Schau, was sie ist? Denn eine achtbare Frau wird sich auch in Acht nehmen, selbst in einem Maskenanzug solche Farbe als Schmuck zu tragen.“

Befremdet hielt Pasquale Willani den Blick auf die Armenierin fortgeheftet, die auch jetzt bei Anderen vielfach Aufsehen dadurch zu erregen begann, daß ihren Schleier ein breites Goldband um die Stirn zusammenhielt. Sie selbst auch mußte wahrnehmen, daß sie einen Gegenstand sie anstaunender Blicke zu bilden begonnen, doch sie schien nicht zu ahnen, weshalb. Aber ein Raunen hub an sie zu umgeben, Damen traten auffällig aus ihrer Nähe fort, so daß ein leerer Raum

um sie entstand, und ein Mund sprach jetzt vernehmlich:

„Das ist frech, daß eine Cortegiana sich mit dem Abzeichen ihrer Classe hierher wagt, die edelste Gesellschaft von Florenz zu beleidigen.“

Und nun erscholl die Stimme eines hochgewachsenen Herrn, der vor sie hintrat:

„Wer seid Ihr?“

Die Befragte entgegnete verwundert: „Wie kommt Ihr dazu, meinen Namen von mir zu begehren? Das ist wider Maskensitte und =Recht.“

„So endigt das Maskenrecht, und Ihr werdet mir die Antwort nicht weigern.“

Der Erwidernde nahm die Seidenlarve von seinem Gesicht, vielstimmige Rufe umher tönend auf: „Der Herzog!“ und Alle folgten seinem Vorbild, ihre Züge zu enthüllen. Auch die Armenierin that es gleicherweise und sagte, sich verneigend:

„Verzeiht, Monsignore, daß ich Euch nicht erkannte.“

„Zulia!“ Auflachend stieß Herzog Cosimo es vom Mund. „Welchen Scherz treibt Ihr?“

Sie verstand ihn nicht, erst wie er nach ihrer Stirn deutete, hob sie unwillkürlich die Hand empor, tastete

an ihrem Schleier und hielt dann das goldene Band vor sich zwischen den Fingern, auf das sie staunend verständnißlos niederblickte.

Ob dem Herzog daraus eine Ahnung auftauchte, er sprach rasch:

„Werft es von Euch! Der schöne Schmuck, den die Natur Eurem Scheitel verliehen, kleidet ihn besser und unterliegt keiner Mißdeutung.“

Da trat durch die offene Thür ein Mann in der Tracht der niederen Municipalbeamten herein und fragte lautstimmig, ob die Signora Tullia d'Aragona hier anwesend sei. Zugleich setzte er schon den Fuß gegen sie vor, hielt ein Blatt in der Hand und fuhr fort:

„Ich habe Euch diesen Befehl des Magistrats von Florenz persönlich zu überbringen, daß nach der alten Ordnung, die unser gnädigster Herr neuerdings in Kraft gesetzt, *le donne di mondo* sich zur Unterscheidung der strengen Kleiderregelung zu befleißigen haben, damit man sie öffentlich daran erkenne. Demgemäß haben die Sittenwächter unsrer Stadt verfügt, daß Ihr Euch des Tragens von Gewändern aus Tuch und Seide, wie sie den *oneste gentildonne* zustehen, enthaltet, sowie an sichtbarer Stelle ein beliebiges Abzeichen von gelber Farbe anlegt, widrigenfalls Euch bei jeder Be-

treffung eine Strafe von zehn Scudi zuerkannt wird.“

Laut erklangen die Worte durch den Saal und bändigten alle Hörer unter ein athemloses Schweigen. Auch der Herzog Cosimo verharrte einen Augenblick stumm, nur unmuthig die Brauen zusammenziehend, doch dann wandte er sich gegen den Beamten:

„Du bist ein Tölpel, Dich Deines Auftrags hier zu entledigen. Das hat Dich Niemand geheißen — geh, nimm das Blatt wieder mit Dir und bringe es Denen zurück, die es Dir gegeben. Morgen soll man es mir vorlegen, und ich will es prüfen. Doch an der Stelle, wo ich heut' verweile, steht jeder Dame frei, sich zu kleiden, wie es ihr beliebt. Beruhigt Euch, schöne Tullia!“

Ein peinlicher Vorgang für den Sprecher war's gewesen, für die ganze Gesellschaft, und vor Allem mußte die Wirthin des Hauses am Widerwärtigsten davon betroffen worden sein. Was geschehen, ließ sich nicht wohl begreifen und erklären, aber auch kaum anzweifeln, daß eine Absichtlichkeit dabei stattgefunden habe, welcher das Verhalten des Fürsten sich zunächst entgegengestellt hatte. Die von Florenz, von ganz Italien gefeierte Dichterin und Philosophin war beleidigt, aus den

Reihen der achtbaren Frauen durch ein amtliches Erkenntniß öffentlich ausgeschieden worden, und in räthselhafter Weise hatte sie selbst auf das Letztere durch eine von ihr getragene Stirnbinde vorbereitet. Sichtlich lag auch für sie immer noch etwas nicht Faßliches in dem Vorgegangenen, ruhig stand sie, doch ihr Kopf, dessen Blick auf dem Goldbande in ihrer Hand haftete, mühte sich augenscheinlich umsonst um eine Erklärung.

In andrer Weise war offenbar Imagina de' Guadagni bemüht, die Gedanken ihrer Gäste von dem für sie besonders peinlichen Zwischenfall abzulenken, und ihre Stimme durchbrach jetzt zuerst die im Saal lagernde Lautlosigkeit, indem sie, scheinbar unbefangen sich zum Herzog wendend, sprach:

„Da ein Mißverständniß vorzeitig unserm Maskenspiel ein Ende gesetzt, gestattet mir, Monsignore, Eurem Urtheil ein Kunstwerk vor Augen zu stellen, das ich meinen Gästen erst später darzubieten gedacht hatte. Ein junger Künstler hat es mir erst heut' Nachmittag verhüllt zugesandt, daß ich selbst es noch nicht zu prüfen vermocht. Doch ich vermuthe, er wird an mir einen Käufer dafür zu finden hoffen, so kann ich für meine Entscheidung nicht besseren Rath empfangen, als ihn die huldvolle Gegenwart eines so erlauchten Kenners mir heut' Abend verleiht.“

Nicht seltener Brauch von Alters in Florenz war's, eine Gesellschaft durch die erste Schaustellung einer neuen Kunstschöpfung überraschend zu erfreuen, und gegenwärtig verhalf dies als ein passend sich bietendes Mittel noch zur Erzielung eines andern allgemein erwünschten Zwecks. Herzog Cosimo pflichtete bereitwillig bei, und auf einen Wink der Hausfrau trugen Diener ein großes, mit seidenen Tüchern überdecktes Gemälde herbei, das sie auf eine in vollgünstiges Licht gerückte Staffelei an der Wand hoben und nun die Hülle davon entfernten. Ein herrlich gemaltes, unverkennbar hochbegabter Künstlerhand entsprungenes Bild gerieth zum Vorschein, eine völlig unbekleidete weibliche Gestalt von vollendeter Schönheit, auf einem Kuhlager hingestreckt, lebensgroß darstellend. Doch die Zeit war überall an die künstlerische Darbietung des nackten Körpers gewöhnt, und auch kein Frauenblick nahm an dieser einen Anstoß. „Eine Venus!“ begleitete ein allgemeiner Ruf der Bewunderung das Schwinden der seidenen Hülle, und es klang nach: „Die Göttin selbst ist's, zu olympischer Ruhe hingebettet.“

Aber gleich danach scholl eine Stimme auf: „Doch wer diente dem Künstler zum Modell? Ein Portrait ist's, das wir lebend kennen, das unter uns verweilt —“

Der Sprecher drehte den Blick, heftete ihn auf Tullia d'Aragona, und kein Zweifel konnte walten, das reiche, goldrothe Haar, die Züge, die wunderfamen Augen Tullia's waren's, die den Beschauern, bis in's Geringste dem lebenden Original gleich, von dem Ruhlager des Gemäldes entgegenschauten. So weit es ihr Antlitz betraf, stand sie sich selbst wie ein Spiegelbild gegenüber, eine schreckhafte Ueberraschung durchzuckte kurz ihr Gesicht. Doch zugleich faßte sie einen Blick ihrer Freundin Imagina auf, der mit flüchtiger Hast einmal nach der Richtung flog, in der Girolamo de' Cavalcanti mit starr aufgeweiteten Augen stand, und nach dem nächsten Athemzug sprach Tullia d'Aragona laut, ruhig-gelassenen Tones:

„Ich habe einem Maler, der mir befreundet ist, seinen Wunsch erfüllt, ihm zum Modell zu dienen, und ich freue mich, daß es dem, was die Natur mir verliehn, vergönnt gewesen, ihn ein Kunstwerk schaffen zu lassen, das ihm eurer Aller Bewunderung eingetragen. Doch wie sein Bild an diese Stelle gekommen, ist mir nicht erklärlich; dazu war es nicht bestimmt.“

Eine eigenartige stolze Hoheit redete aus ihrer Haltung, wie aus dem sichren Klang ihrer Worte, doch ihnen folgte wieder athemlos tiefes Schweigen im Saale

nach. Unstreitbar blieb das Gemälde eine wundervolle Schöpfung der Kunst, aber hier gefellte sich ihr etwas hinzu, das ihre künstlerische Beurtheilung und Betrachtung nicht verstattete. Herzog Cosimo gebot den Dienern mit rascher Handregung: „Tragt das Bild fort!“ Seine Züge durchschattete Mißmuth, mit einer kurzen, scharfen Wendung kehrte er Tullia den Rücken. Etwas unsichren Ton's sagte Imagina de' Guadagni:

„Ich bedaure tief, Monsignore, in meinem Hause den Augen Eurer Hoheit ein Aergerniß bereitet zu haben. Doch hoffe ich, daß Ihr es mir nicht anrechnet, ich trage nicht Schuld dran, da mir unbekannt war, was das Bild darstellte.“

Nun gab der Herzog ein Zeichen, indem er, der Wirthin die Hand zur Führung reichend, in einen anstoßenden Raum hinüberschritt; alle Gäste folgten seinem Vortritt. Tullia d'Aragona blieb allein im geleerten Saal zurück; nur, wie sie den Blick wendete, stand Girolamo de' Cavalcanti noch neben der Thür, wie festgewurzelt auf demselben Fleck, von dem er sich seit dem Eintritt des Municipalbeamten nicht mehr geregt. Und auch seine weitgeöffneten Augen starrten noch in gleicher Weise unbeweglich vor sich hinaus, Geistesverlorenes sprach aus ihnen, eine trübe Leere, wie aus

dem Blick eines Menschen, den das Licht seiner Augen verlassen.

Jetzt trat Tullia rasch auf ihn zu und redete ihn an:

„Ich habe Euch noch nicht begrüßt, Girolamo, oder wenigstens erkannte Euer Herz mich nicht, als ich es that. Meine Diener werden noch nicht zur Stelle sein, doch ich bin des Festes müde und möchte heimfahren. Gebt Ihr mir das Nachtgeleit?“

Der junge Cavaliere war bei der Ansprache zusammengefahren; ohne den Blick zu heben, verneigte er sich nun und entgegnete:

„Ich bedaure, Signora, dazu außer Stande zu sein, denn ich muß heute Nacht noch Fiorenza verlassen, um gleichfalls in meine Heimath zurückzukehren.“

Kaum wahrnehmbar ging ein leichtes Zucken durch den Körper Tullia's d'Aragona. Sie erwiderte: „So muß ich meinen Weg allein suchen und wünsche Euch eine gute Rückkehr, Signor. Ihr solltet Euch in Eurer Heimath vermählen, denn Euer Gemüth ist nicht für die Einsamkeit geschaffen, und mein Segenswunsch wird die Gattin begleiten, die Euer Herz sich erwählt.“

Langsam schritt sie zur Thür hinaus, hinter dieser einmal tief athmend und flüchtig ihre Hand gegen die

Brust drückend. Nur einen Augenzeugen aus der Entfernung hatte der kurze Abschied an Pasquale Villani befehlen, der jetzt mit seinem ironischen Lächeln halb vor sich hinmurmelte:

„Es scheint mir, daß die vorurtheilsfreie weibliche Freundschaft auf eine zu starke Probe gestellt worden.“

* * *

*

Nicht völlig um zwei Jahrzehnte nach dieser Mummenschanz-Nacht im Palazzo Guadagni war's, daß wir immer wechselnden und bleibenden Bewohner der Erde den Lebensausgang Tullia's d'Aragona als unabwendbar vor uns sahen. Seitdem bald nachher auch sie Florenz verlassen, hatten wir sie noch an mancherlei Orten Italiens gewahrt, die sich ihres Aufenthaltes in ihnen erfreuten. Der Ruhm ihres Geistes und Namens hob sich immer höher, vor Allem als sie in Rom den hohen Palazzo Carpi im Campo Marzio bewohnte, wo Dichter, Künstler und Gelehrte des ersten Ranges ihren Umgang bildeten, die vornehmsten Cavaliere wetteiferten, Zutritt in ihrem Hause zu erlangen. Und von diesem Bemühen in der ewigen Stadt, die aus alten Tagen den Namen „terra delle

donne' trug, schlossen sich auch die Frauen der obersten Kreise nicht aus. In einer Truhe Tullia's befand sich eine von dem Florentiner Minister Lulio Torelli unterzeichnete Schrift, in der ihr gestattet worden, Kleider und Schmuck jedes Stoffes und jeder Farbe zu tragen, die ihr gefalle; mit eigener Hand hatte Herzog Cosimo angefügt: „Fasseli gratia per poetessa“.

Der Dichterin sollte es gewährt sein, und in Sonnetten sprach sie der Herzogin Eleonora ihren Dank. Dann widmete sie dieser später ihren Dialog „Von der Unendlichkeit der Liebe“, zu dem Girolamo Muzio in einem Vorwort an die „hochausgezeichnete Signora Tullia d'Aragona“ äußerte, daß er sie in gleicher Weise verehere und liebe wie je zuvor. Wohl seien sie Beide weiter an Jahren vorgeschritten, doch die Schönheit, die ihn an sie gefesselt, die ihres Geistes, habe sich stets noch erhöht. In dem Dialog selbst gab seine Urheberin in vollendeter Form und Anmuth der Sprache dem Gedanken Ausdruck, die höchste Liebe sei eine unendliche, die niemals in Wirklichkeit ihr Ziel erreiche. Sie dürfe selbst nicht zu einer vollkommenen Vereinigung der Liebenden führen, denn das höchste Glück ruhe in der ungestillten Sehnsucht.

So stellte Tullia ihre Auffassung der Liebe dar,

und die Bewunderung, die Benedetto Varchi, den sie als Wechselredner in ihrem ‚Gespräch‘ eingeführt, ihr dafür widmete, stimmte mit dem Sonett überein, daß Ercola Bentivoglio einmal bei ihrem Fortgang aus Rom an sie gerichtet. Es sagte, seitdem sie die sieben Hügel und den Tiber in Trauer gelassen, um die Gestade am Po durch ihre Gegenwart zu beglücken, sei hier jeder niedrige Gedanke aus den Sinnen entwichen und eine holde, himmlische Liebe in den Herzen erwacht. In ähnlicher Weise erhob ein aus jener Zeit erhaltenes, von sechs jungen Edelmännern mit ihren Namen unterzeichnetes Document ‚la virtù‘ di Tullia d’Aragona‘, durch die sie alle Frauen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überstrahle, und ihre begeisterten Verehrer gelobten in der Schrift, sich ihr zu ritterlichem Dienst zu weihen.

Doch der Sonne jedes Tag’s kommt die Stunde des Niederganges, und in Dunkel lischt ihr Glanzlicht dahin. Nun später, nun früher, wenn finstre Wolken sich am Horizont aufdrängen, sie schon vor der Abendstunde in die Nacht herunterzuziehn.

So tauchte die leuchtend räthselhaft durch die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts geschrittene Erscheinung Tullia’s d’Aragona vor der dem Einzelsein

des Menschen zugemessenen Zeit in's Dunkel, und trüb erlösch, was so gestrahlt. Dämmernde Hinweise darauf hat eine amtliche römische Buchführung mit der Aufschrift „Tassa delle cortegiano“ noch dem Heut' überliefert.

Dann sehen wir Lullia d'Aragona an einem regentrüben Märztag — der zweite des Monats war's — im Jahre 1556 gealtert und des Lebens müde in einer ärmlichen Bodenkammer über der kleinen Trattoria sitzen, die der Gastwirth Matteo Moretti aus Parma in Trastevere, dem Ghetto gegenüber, führte. An unheilbarer Krankheit leidend, fühlte sie ihr naheß Ende und nützte den letzten Rest ihrer schwindenden Kraft zur Abfassung eines Testamentes. Nur Geringes an Habe war ihr geblieben, darüber zu verfügen; ihrer getreuen Magd Christofora, die nicht von ihr gelassen, vermachte sie zehn Scudi und ein schwarzes Frieskleid, Aehnliches zusammt ihrem Bett der Hauswirthin Vertina Moretti, die sich ihrer mit sorglicher Pflege angenommen. Als Haupterben setzte das im römischen Staatsarchiv bewahrte Document ihren Sohn Celio ein, ohne Kunde von dem Namen seines Vaters zu hinterlassen. Doch genau bestimmte sie, unter wessen Obhut und wie er erzogen werden solle.

So hatte sie mit abgefallenen Händen die fargen Ueberbleibsel ihrer einst fürstlich reichen Besizthümer durchmustert. Da nahm sie zulezt aus einem Kästchen ein zusammengerolltes goldenes Stirnband, das sie langsam aufrollte und eine Weile betrachtend vor sich hin hielt. Dann griff sie nach einer Feder und schrieb auf ein Blatt:

„Ein Gruß nach langer Zeit ist's, Imagina, und wohl die letzte Schriftführung meiner Hand, mit der ich Dir hier zurücksende, was Dir zu eigen gehört, denn Du liehest es mir nur zu einem Maskenspiel. Das ganze Menschenleben ist nichts anderes, und ich bin im Begriff, das meinige zu beenden. Du wirst Deines noch ein Weilchen fortführen, dann legst auch Du die Maske ab, und was verschieden an uns gewesen, ist für ewig gleich geworden. So lang nimm dies Goldband zu meinem Gedächtniß; wenn Du Dich vor Dir selbst befragst, wirst Du Dir Antwort geben, es ist ein Abzeichen, das auch Du tragen kannst, jede unsres Geschlechtes, vielleicht selbst Vittoria Colonna, wenn es nicht nur das Thun, sondern auch die Gedanken und Wünsche zur Schau stellt. Nicht andrer Art seid Ihr, nur andren Scheines, den die Welt in Seide kleidet, denn ihr genügt der Schein. Ich ver-

schmähte ihn, und wie ich über mein Leben zurück= schaue, würde ich es nicht anders gestalten, falls es nochmals begönne. Aber stände dies in meiner Macht, ich thät's nicht, denn auch das, wonach wir als nach dem Glück trachten, ist nur Schein. Mir kommt die Erinnerung an einen Abend, da ich Dir auf die rothen Wolken über den Bergen von Carrara gedeutet und sagte, wie sie nicht Wirklichkeit seien, nur aus der Weite mit ihrem Zauberglanz als Gipfel täuschten, so leuchte auch das Ziel unsrer Sehnsucht und unseres Verlangens allein in zauberischem Glanze vor uns, so lange sein holder Trug uns unerreichbar bleibe, daß nur ein Traum uns zu ihm hinüberträgt. Du hast mich in ihm erhalten, und nun beginnt die traumlos ruhige Nacht. So nimm mit dem Goldband meinen Dank, daß Deine Hand es mir an jenem Abend heimlich um die Stirn geknüpft, für Das, was Du danach geschickt zur Ueberraschung Deiner Gäste ausgedenkt und in's Werk gesetzt. Du warst sorglicher für mich bedacht, als ich, und wolltest mich behüten, die schwerste Thorheit meines Lebens zu begehn, es unlöslich mit dem eines jüngeren Mannes zu verknüpfen, dem ich kein dauerndes Glück zu bringen vermocht hätte und er darum nicht mir. So bewahrtest Du uns Beide vor

einem Betrug, in den ihn ein erster Traumwahn der Jugend und mich jäh erweckte Leidenschaft zu verstricken gedroht. Daß Deine Klugheit sich nicht den Lohn erlangen, für den Du sie aufgewandt, hättest Du Dir, wenn Dich nicht Verblendung gefaßt, zuvor sagen gemußt. Denn Du wolltest um den Preis mit Tullia d'Aragona wetten, und solches Vermögen hatten Dir die Götter nicht in die Wiege gelegt.

Leb wohl noch Deine Spanne Zeit! Und sollte ich Dir im Gefilde der Schatten begegnen, so werde ich zu Dir treten, Dir die Hand zu reichen.

Tullia.

Geschrieben in Rom
am zweiten Märztag anni MDLII.“

*

*

*

Um zehn Tage später schied Tullia d'Aragona in Gegenwart ihrer Dienerin und der beiden Wirthsleute aus dem Leben. Ein Priester war zu der Sterbenden geholt worden, der sie von den Sünden ihrer Vergangenheit absolviren wollte und eindringlich zu ihr sprach: „Lasse das vergängliche Heute hinter Dir und gedenke nur des Morgen, das Dich erwartet.“

Da hob sie noch einmal den Blick, traumhaft ging es noch einmal wie matter Anflug eines Lächelns um ihre schon halbverblassten Lippen, und leise gaben diese zurück: „Di doman non c'è certezza —“

Dann sank ihr Kopf um und sie schloß zum letzten Mal die Augen. Nur ihr noch junger Knabe Celio, die treue Christofora und Matteo und Bertina Moretti gaben ihrem Sarg am nächsten Tage das Geleit nach dem kleinen Friedhof unter der noch neuen Kirche von San Agostino, die ein halbes Jahrhundert zuvor aus Steinquadern des Colosseums erbaut, mit dem ersten Kuppeldach über Rom hinblickte. Warum Tullia d'Aragona dort am linken Tiberufer und nicht auf der Begräbnisstätte von Traстеvere in die Erde gelegt worden, ist nirgendwo vermerkt. Ihr Gedächtniß hat sie überlebt und Signor Enrico Celani dieß im Jahre 1891 für unsere Tage durch Herausgabe der „Rime di T. d'Aragona Cortigiana del secolo XVI“ erneuert.

Nella torre della Villa Leonardi

30. Juni 1893.



Auf der Brücke.





Vor einem Jahr hielt ich mich einige Zeit in einem Alpenstädtchen auf, das an der deutsch-italienischen Sprachgrenze liegt. Die Einwohnerschaft ist gemischt, doch überwiegt noch der germanische Bestandtheil, und als der hergebracht duldsame, um nicht zu sagen gleichgültige, in Nationalitätsfragen giebt er zu keinen Zwistigkeiten mit der Minderheit Anlaß, die eine Stellung seßhaft gewordener Gäste einnimmt, dergemäß sie sich, wenigstens bis heute, auch noch trägt. In einem halben Jahrhundert wird sich dieß voraussichtlich geändert haben; das Haus Habsburg und seine Rathgeber sind wohl geübt, dahin zu wirken, in den Grenzbezirken mit langsamer Sicherheit das numerische Uebergewicht der Deutschen zu verringern, bis die andern Stammesangehörigen sich als die Mehrberechtigten erklären lassen. Vermuthlich rührt daher der Name der ‚deutschen Ostmark‘ und hat man deshalb die früher in ihr erbgejetenen deutschen Kaiser als die ‚allzeit

Mehrer des Reiches' bezeichnet. Auch die römische Kirche nimmt an der gleichen Thätigkeit reg=erbau=lichen Antheil, bemüht sich gewissenhaft, durch ihre Diener von Schritt zu Schritt eine Verminderung der deutschen Kanzel= und Schulsprache zu erzielen; sie scheint alle Nichtgermanen als sicherer behütete Schafe ihrer großen Ackerweide zu betrachten. Vielleicht täuscht sie sich darin und handelt gegen ihr wirkliches solides Interesse, aber ihr wohnt einmal aus alten Tagen das unbegründete Gefühl von einer Gefährlichkeit des ‚deutschen Geistes‘ inne, obwohl der ‚heilige Stuhl‘ zweifel=los niemals blindergetreue Vasallen als die Söhne und Töchter des zwischen der Drau und dem Lech ausgebreiteten germanischen Stammes besessen hat, noch heute besitzt. Außerdem vermag sie noch auf zahlreiche Hülfskräfte in niedrigen, wie in höchsten Regionen zwischen Donau und Ostsee zu zählen. Doch sie huldigt einmal in alter Genossenschaft mit dem Hause Habsburg dem Glauben von der Vortheilhaftigkeit weiterer Ausdehnung solcher Nationen, die keine Staufer, keinen Luther und keine Philosophen hervorgebracht haben, und wenn sie sich damit auch irren sollte, wird sie es doch schließlich nicht sein, die den Schaden davonträgt.

Ein wildes Bergwasser, zur Sommerzeit manchmal

fast austrocknend, im Frühling dagegen sein breites Bett oft ganz mit tosender Glutmasse füllend, zertheilt das Städtchen in zwei Hälften; richtiger vielmehr liegen hüben und drüben, durch eine Brücke verbunden, zwei verschieden benannte Ortschaften, die größere mit festem Stadtkern nördlich, die kleinere, mehr dorfartige südlich vom Flusse. In der letzteren ist nach örtlichem und geschichtlichem Werdegang naturgemäß die italienische Bevölkerungsquote stärker angewachsen, doch verstehen und reden die Leute dort zum meist beide Sprachen. Selbstverständlich vorzugsweise die Deutschen; man pflegt dies aus ihrem größeren Bildungsdrange abzuleiten, auch aus ihrem angeborenen Tact, die beide so tiefgewurzelt bei ihnen sind, daß sie um einige Meilen weiter nach Süden in überwiegend italienischen Orten vielfach binnen Kurzem ihre Muttersprache, sowie auch ihre deutschklingenden Namen völlig abzulegen pflegen, um nicht verletzend auf die berechtigten Empfindungen ihrer dortigen Umgebung einzuwirken. Denn der Deutsche hat die Naturmitgift empfangen oder bildet sie rasch in sich aus, überall Rücksicht auf neue Verhältnisse zu nehmen, und unterscheidet sich dadurch zu seinem Vortheil von den Angehörigen jedes andren Volkes, die in der Fremde mit

Jensen, Jenseits der Alpen. 24

zäher Hartnäckigkeit in Allem an ihrem Nationalitätswesen festzuhalten trachten. Deshalb sind wir auch so gut beleumundet und angesehen bei allen Völkern der Erde und erfreut der Deutsche sich bei ihnen gleichmäßig der ehrenvollen Anerkennung, keine Rechthaberei von ihm besorgen zu lassen.

Da die Stadt sich zu ihrem Glücke jenseits der hohen Grenzscheide zwischen deutschem Sommerfrost und italiischem Sonnenhimmel befindet, so nimmt sie an der Lebensschönheit, welche dieser seinen Günstlingen gewährt, reichlich, ja verschwenderisch Antheil; in weit höherem Maße, als viele um manchen Grad mehr nach Süden gerückte Orte. In der gemäßigten Zone ist's nicht allein der Breitengrad, der Günst oder Ungünst des Klima's schafft, sondern noch mehr die örtliche Bedingung. Wo eine hohe Gebirgsmauer unmittelbar gegen die eijige Windanathmung von Nord und Ost beschirmt, wo riesige Felszinnen höher aufragen, als die unablässig aus Westen her über Deutschland an-treibenden Wolkenmassen, so daß diesen zumeist der Zugang verwehrt bleibt und die gute alte Sonnenmutter für gewöhnlich auf das Getriebe ihrer Kinder herunterlächeln kann — dort ist unter Umständen das Leben noch des Lebens werth und der Mensch fähig,

sich dem freundlichen Bahn einer über ihm, wie über dem Thier und der Pflanze vorsorglich waltenden Guld hinzugeben. Das Jahr gleicht dort einem schönen Tag, dessen nothwendige nächtliche Ruhezeit der kurze Winter bildet; doch früh am Morgen schon weckt mit linder Wärme der goldene Himmelsstrahl und harret aus bis zum späten Abend. Flüchtig rauscht und strömt es wohl vom Himmel herab, aber als verfolge es nur den Zweck, den Boden fruchtbar zu erhalten; das graue, nasse, endlos trostlose Elend, das jenseits der Bergwand die Regel ausmacht, kennt der schöne Tag dieser freudigeren Zufluchtsstätte nicht. So beginnt der Frühling, warm und licht, wenn drüben noch Monate lang das Ofenfeuer allein vor dem Erstarren schützt, lang und zuverlässig legt sich der Sommer über Thal und Berghang, und der Herbst reift die ihm übergebenen Blüten zu sicherer, süßer Frucht. Der Nebenbesitzer bangt nicht vor Nachtfrost im August oder faulender Regennässe, Maulbeeren und Mandel, Feige und japanische Mispel vertrauen sich ungestraft dem üppig nährenden Boden an. Zwischen die deutschen Laubbäume gesellt sich hochwipflig die Edelkastanie, die Tanne und Fichte des Nordens reicht noch hierher; unter der überreichen Fülle der Alpenblumen erscheint

da und dort schon als Gast eine farbenprächige Vertreterin des Südens, der Mittelmeerländer. Deutschland und Italien reichen sich die Hand; je nach dem Empfinden wird man sagen, es ist ein Stück von diesem in jenem oder von jenem in diesem. Und wie zwei Metalle durch ihre Legirung sich wechselseitig fördern, so schafft die Verschmelzung nördlicher und südlicher Natur, eines zwischen lähmender Kälte und lähmender Hitze gemilderten Klima's hier vielleicht die schönsten und günstigsten Bedingungen, die auf der Erde für die menschliche Lebensführung geboten werden.

Ueberaus mannigfaltig und herrlich ist der Rahmen, den die hohen Gebirgswände um den weiten Thalgrund zusammenschließen. Nirgendwo einförmig, überall wie in bewegter Wandlung begriffen. Baldige Vorkuppen runden sich auf, in lichterem Grün fließen an ihnen weiche Matten gleich zurückgeschlagenen Gewändern herab. Dort stürzt jäh die Steinwand und von ihrem Rand der weißschäumende oder in Regenbogenfarben zerstäubende Wasserfall zu zackig ausgefurchter, schattendunkler Schrunde in die Tiefe. Sanfte Gelände schimmern im Sonnenduft mit hellen Gehöften, grau blicken die Burgüberreste alter Tage von trotzigem Felssthron; in Wolkenhöhe droben noch lagern

sich weltabgeschieden kleine Häuflein von Dächern zu einer Ortschaft um den Kirchturm, scheinbar nur vom Vogelflug zu erreichen, denn unter ihnen gähnt schwindelerregend der Abgrund. Doch Alles in seinem augenverwirkenden Reichthum bildet nur die nächste, eine niedrige Einfassung, über der hier die Niesenpyramiden von Hochgipfeln ansteigen, dort ungeheure Schroffen und Zinnen in's Blau emporstießen. Zu phantastischen Gestalten, Pfeilern und Thürmen zerborsten, grau-röthlich stehen sie da, nackt aufgerichtete Titanen der Vorzeit, reglos und leblos. Auf ihre Scheitel trägt in Wirklichkeit nur die Schwinge des Adlers, ihren starren Felsenleib umgrünt kein Halm, nur wenn der Abend kommt, im Scheidelicht der Sonne wechseln, vertiefen sie ihre Farbe. Langsam röthen sie sich mehr und mehr, erglühn, lodern zuletzt manchmal wie Fackelflammen eines Weltenbrandes über dem schon verdämmernden Thal. Und dennoch sind auch sie nur wundersam gegliederte Zwerge gegen die wahrhaften Giganten, die Hochmächtigsten, die Alten, die rundhin im Kreis mit weißen Häuption tief auf sie herabschauon. Das sind die Atlassträger des Himmelsgewölbes, unveränderlich ihre Schultern von Firn und Schnee emporreckend. Ihr Eiswall ist's, der dem schnaubenden Grimm

des nordischen Eiswindes wehrt; selbst ewig todt, beschirmen sie das warmblühende Leben drunten, Wiederbilder des getreuen Eckardt, von dem die Sage in etwas veränderter Gestalt auch hier im südlichen Alpenthal umgeht. Denn es ist altgermanisches Land, bis zu dem Wotan einst seine Herrschaft erstreckte.

Wenig Stellen sind so geeignet, um diesen gewaltigen, lebensvoll anmuthigen und leblosstarren Rahmen nach allen Richtungen zu überblicken, als die langgestreckte, hochgewölbte Verbindungsbrücke zwischen den beiden Ortschaften. Ihre Brüstung enthält mehrfach geräumig ausgebuchtete Nischen mit Steinbänken; ähnlich wie auf einem Burgföller sieht man darin über dem breiten Flußbett, sieht nirgendwo besser mit dem Schwinden des Tags die ganze Schroffenkette der grauen Kalkfelsen sich entzünden, zu feurigen Garben aufflammen und, allmählich vom Mantel der Nacht überdeckt, wieder auslöschen.

*

*

*

Um diesen Anblick zu genießen, begab ich mich gewöhnlich gegen Sonnenuntergang auf die Brücke. Wie sie es vermuthlich schon seit manchem Jahrhundert in kaum veränderter Weise gesehen, mischte sich dort stets

allerhand abendlich-friedliches Getriebe durcheinander. Nach italienischer Art buntfarbig aufgeputzte Maulthiere zogen, mit dem Schellenbehang klirrend, langsam ihre zweirädrigen hohen Karrenwagen herüber und hinüber, während die Fuhrleute lässig daneben schlenderten; ein „guten Abend“ klang und ward ebenso oder mit „buona sera“ erwidert und umgekehrt. Haarfüßige Kinder gaben sich von hüben und drüben ein Stelldichein, jagten und haschten sich; ab und zu kletterte einer von den Buben auf die Brüstung, wie eine Kage drauf entlang zu laufen; die kleinen Mädchen sahen mit staunender Bewunderung zu ihm hinan, das mochte ihm den Hauptantrieb und Reiz seiner halbsbrecherischen Producirung ausmachen. In den Nischen saß da und dort eine junge Mutter mit einem Säugling; Haar- und Augenfarbe ließ die deutsche und die italienische Abkunft erkennen, nicht minder indeß auch, wie sie die öffentliche Straße benutzten, ihr Kind an die Brust zu legen. Die Nordländerin verstand sich nur im Nothfall dazu, um allzu hungriges Geschrei zu beruhigen, und sorglich mit einem Tuch den Vorübergehenden ihr Thun verbergend; die Südländerin that es ohne ängstliche Vorkehrung gleichmüthig als Selbstverständliches, die alte Anschauung ihres Volkes,

‚naturalia non turpia‘ hatte sich ihr fortvererbt. Drunten in der spätsommerlich schmalen Wasserrinne des Flusses plätscherten kleine und größere Rangen und gaben ebenso gleich ihre Rationalitätszugehörigkeit kund. Die deutschen mühten sich, zur Erhöhung des Genusses, ihre Hosen möglichst weit aufzukrämpeln, platschten, wo Bewährung ihres Heldenmuthes es durchaus erheischte, auf das Rifico einiger mütterlicher Ohrfeigen hin, bis über den Gürtel mit den Kleidungsstücken in's Wasser; wer dieje sofort ohne Bedenken von sich warf und lacertenhaft beweglich in nacktem Naturzustand herumspwang, war zweifellos ein Italiener. Von Allen, die sich auf der Brücke befanden, hob kaum je einer den Blick zu dem Bergrahmen des weiten Thalgrundes auf. Sie kamen, um nach der drückenden Luft des Tages in ihren Wohnräumen sich in der leisen Zugkühle des Abends über dem Fluß zu erfrischen; die Schönheit und Erhabenheit ihrer Umgebung, auch das Flammengebirge über den Vorkuppen waren ihnen aus Kinderzeit her Alltäglich-Gewöhnliches, das ihre Augen durchaus gleichgültig beließ. Goethe sagt: „Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde dauert, sieht man nicht mehr an.“

Zwei Leute allein machten eine Ausnahme davon. Ich hatte vom ersten Tage an mir meinen Abendstiß

in der mittellsten Nische gewählt, weil die aufgewölbte Brücke von ihr aus die freieste Rundsicht bot. Schon damals waren um ein wenig später die Beiden gekommen, um offenbar gewohnheitsmäßig mir gegenüber auf der kleinen Rundbank Platz zu nehmen, und seitdem konnte ich täglich genau um dieselbe Minute auf ihre Wiederkehr rechnen. Sie stellten sich so gewiß ein, wie der Sonnenuntergang, oder wie man an der Nordsee sagt, „so sicher als die Flut“. Doch kamen sie nicht miteinander, sondern der Eine von Norden, der Andre von Süden her; wer etwa um ein paar Augenblicke früher die Brückenmitte erreichte, blieb, dem später Eintreffenden entgegensehend, stehn und wartete auf ihn. Dann begrüßten sie sich: „Guten Abend“ — „Buona sera,“ und setzten sich neben einander auf die Steinbank. Bei'm ersten Mal regte es mir den Eindruck, daß meine Anwesenheit ihnen eine unliebsame Neuerung sei. Aber es täuschte, sie bekümmerten Beide sich mit keinem Blick um mich, meine Gegenwart fiel ihnen völlig gleichgültig.

Zwei alte, richtiger zwei sehr alte Männer waren's, wie es nach ihrem Behaben und ihrer Kleidung schien, ungefähr der nämlichen kleinstädtisch-ländlichen Mittelklasse angehörend. Beide schoben in gleicher Weise

beim Gehen die Beine ziemlich steifgelenkig langsam vor und ließen sich etwas bedächtigt mühsam auf den Sitz nieder. Dann zogen sie abgebrauchte lederne Tabaksbeutel aus der Tasche, auch von ähnlicher Beschaffenheit, nur durch altersverblichene Farben unterschieden; der eine hatte wohl ehemals schwarz-gelbe, der andere grün=weiß=rothe Streifen beiseen. Die dazu zum Vorschein kommenden kurzen Pfeifchen mit schwarzverrauchten oder verbrannten Metalldeckeln sahen sich wie Zwillinge gleich, wurden behutjam gestopft und zwischen den zahnlosen Kiefern gehalten, bis eine vermittelst Stahl und Stein angezündete Schwamm-lunte aufglomm. Gleichzeitig setzten Beide dies in's Werk, doch nicht ihre eigne Pfeife damit in Brand, sondern der, dessen Zunder zuerst benutzbar glühte, drückte ihn, sich vorbeugend, auf den braunen Holz-maserkopf des Andern. Danach erwies dieser jenem dieselbe Dienstleistung; sie sprachen kein Wort dazu, begannen mit den Lippen anzuziehn und bliesen ihren Dampf vor sich hin. Das geschah mit niemals im geringsten abweichender Gleichmäßigkeit; zu Hause mochten sie Bündhölzer haben, trugen vielleicht solche für andre Zwecke in der Tasche. Doch zum Anzünden ihrer Pfeifen bedienten sie sich derselben nicht, auch

wenn kein leisester Windhauch ging. Sie hatten es gestern nicht gethan und thaten's drum auch heute nicht, und dies „ewig Geftrige“ reichte muthmaßlich bei ihnen „Tag um Tag“ über mehr als ein halbes Jahrhundert zurück.

Beide waren große Leute, nicht eigentlich altersgebrechlich zu nennen, und gleichmäßig bei'm Gang, wie bei'm Sitzen etwas vorgebückt. Der geistige Ausdruck ihrer Gesichter wies sie nicht auf eine höhere Bildungsstufe hinauf, doch besaß auch keineswegs Inhaltleeres, sondern etwas, wenngleich verschiedenartig, Ausgeprägtes. Man konnte sie mit ihrem vollen milchweißen Haar, das der Eine kurz geschnitten, der Andere halblang trug, als ein paar Charakterköpfe bezeichnen; erst bei näherer Betrachtung modelten sich die Züge hier durch eine leicht gebogene, dort ein wenig eingedrückte Nase, dunkle und hellere Farbe der Augensterne auseinander. Jedenfalls waren es zwei Menschen, die nicht mit stumpfen Sinnen durch's Leben gegangen, sondern in ihrem Beruf körperlich und geistig rüstig gewesen, viel an sich vorüberziehen gesehn und in ihrem Vorstellungskreis manchem Gedanken nachgehangen hatten. Jetzt befanden sie sich am Feierabend ihres Tagwerks, und Alles an ihnen

sprach von Wunsch und der Beßissenheit, sich seiner Ruhe ganz zu überlassen. So rauchten sie in langsamen Zügen, sparsam, gewissermaßen als ob sie, so lange ihre Pfeifen ausdauerten, die Zeit zum Stillstand, oder wenigstens auch zu verlangsamten Gang brächten. Doch obwohl sie im Anfang stets eine Weile schweigend dajaßen, waren ihre Augen dabei in einer übereinstimmenden, gleichfalls ruhigen Thätigkeit begriffen. Aus groß aufgeschlagenen Lidern hielten Beide zuerst einige Minuten lang den Blick unverwandt nach den roth erglühenden öden Felsmassen hinübergerichtet; obwohl auch sie dies Schauspiel täglich wiedergewahrten, hatte offenbar die Gewöhnung sie doch nicht dafür gleichgültig abgestumpft. Der Spätabend legte sich mit einem traumhaften Purpurlicht drüben um die hohen, wie schon der Erde entrückten Schroffen, und es war, als ob zu ihm der Spätabend hier von der Bank mit stummer Sprache eines Verwandtschaftsgefühls hinübergrüße. Ein solches trugen merklich Beide gleicherweise in sich, Jeder begriff dies anfänglich schweigsame Verhalten des Andern und störte ihn nicht darin, wie Niemand die Andacht seines Nachbarn in der Kirche beeinträchtigt, denn er kam zu demselben Abendzweck hierher. Das mochte besonders dazu beitragen, sie

täglich um diese Stunde auf der Bank zusammen zu bringen.

Dann jedoch redeten sie miteinander, und als ich's zum ersten Mal vernahm, ergab sich mir überraschend daraus, daß sie verschiedener Nationalität angehörten, denn Der mit dem halblangen Haar sprach deutsch und der Andre italienisch; Beide manchmal in kurzen Sätzen, manchmal etwas ausführlich erzählend. Wenn der Letztere geendigt hatte, nickte der Deutsche, „Ja, ja,“ antwortend, mit dem Kopf, und der Italiener erwiderte ihm auf seine Mittheilungen: „Si, si.“ Das beschoß, als ein Ausdruck oder Zeichen befriedigter Zustimmung ihre abwechselnden Aeußerungen in immer gleicher Weise, niemals setzte einer ein Wort mehr zur Entgegnung hinzu. Beide erschienen so mit einander eingelebt, von vornherein mit ihren Gedanken und Anschauungen gegenseitig vertraut, daß sie ihres Einverständnisses sicher seien und dieß keiner weiteren Kundgabe bedürfte. Ihre Unterhaltung ward von beiden Seiten in einer ziemlich stark gefärbten Mundart geführt, die mich anfänglich das Deutsche kaum klarer als das Italienische verstehen ließ, doch waren ihre Dialecte mir nicht unbekannt und mein Ohr gewöhnte sich rasch an die Auffassung derselben auch aus ihrem Munde. Den

des Einen vermöchte ich vielleicht annähernd wiederzugeben, aber da ich die Sprache des Andern übertragen muß, würde ein unberechtigter Gegensatz entstehen, wenn ich die Redeweise Beider nicht in gleichem Schriftdeutsch zum Ausdruck brächte. Zumal da der Tonfall sich fast genau gleich, hier nicht zu jüdlisch größerer Lebhaftigkeit anstieg, als dort. Auch er kam von beiden Lippen immer so unveränderlich und gleichmäßig ruhig, wie der dämmernde Abend sich über das Thal und die Dächer legte.

Sa, zwei recht alte Leute mußten es sein, und doch hatte ich sie unterschätzt, wurde überrascht, als ich am ersten Tag eine sich anbietende Gelegenheit wahrnahm, den Deutschen nach seinem Alter zu befragen, und die Antwort erhielt: „Achtundachtzig, Herr.“ Wie ich mich danach ebenso bei dem Italiener in seiner Sprache erkundigte, erwiderte er: „Ottanta otto signor“. In's Gehör fielen die fremdzungigen Worte mir, wie sie die nämliche Zahl angaben, merkwürdig auch ganz mit dem nämlichen Klang, wie die deutschen; noch eigentümlicher indeß berührte mich die Vorstellung, daß sie Beide zu gleicher Zeit ihren Tag im ersten Anjang des Jahrhunderts begonnen hatten und nun hier miteinander den Schluß desselben abzuwarten schienen. Was

Alles war von dem, was wir Weltgeschichte benennen, vollbracht worden, seitdem sie vielleicht auch als kleine Knirpse da drunten im seichten Flußwasser am Sommerabend zusammen geplätschert hatten. Unwillkürlich beschäftigte es mir die Phantasie, während die Beiden nach ihrer gleichmüthigen Beantwortung meiner Fragen sich nicht im Geringsten weiter um mich kümmerten. Sie saßen da in ihrer Welt für sich, meine Gegenwart störte sie durchaus nicht, war so wenig für sie vorhanden, wie ich bei ihrer Geburt auf der Erde vorhanden gewesen war.

* * *

*

Wie's mir von einem der zunächst nachgefolgten Tage in der Erinnerung geblieben, gebe ich es wieder.

Nach ihrer Ankunft leise aus den angezündeten Pfeifen rauchend, saßen sie und schauten, ihrem Brauch gemäß, nach den mählich sich röthenden Felsriesen hinüber. Dann hub der Deutsche an zu sprechen: „Ja, klettern konnt' die Genzerl von Kindsbeinen auf, als wär's ein Bub'. Immer gab's zu hüten und Sorge im Haus, wenn sie zu lang ausblieb; ihre Mutter hat genug damit ausgestanden. Daß die nicht alt geworden,

lag wohl so in der Art, ihre Großmutter ward's auch nicht. Als ich dann allein mit ihr übrig war — mit den Andern war ich's schon ebenso gewesen, denn die Männer kamen ja auch nicht weit zu Jahren — da ging's natürlich noch weniger mit dem Auspassen. Meine Beine konnten ihr nicht mehr nachspringen; wenn's über die Achtzig geht, fängt man's doch an zu merken. Und sonst ward's auch schwer, das lag ja ebenso in der Art. Die Buben singen früh an, nach ihr zu schaun, das konnt' auch nicht gut anders sein und bleibt auf der Welt immer das Gleiche. Denn sie hatt's schon von der dritten Mutter her: die erste war ein ganz sauberes Geschöpf, sonst hätt' ich nicht so viel dran gesetzt, daß sie meine Frau wurd'. Aber ihre Großmutter und Mutter, damit ging's, wie bei'm Gärtner, wenn er auf eine besondre Pflanze gut Acht giebt, jedes Jahr wird die Blume immer noch kräftiger und schöner. Da ward sie's denn zuletzt noch mehr, als all' die Andern, daß keine Zweite im Ort es mit ihr aufnahm — nicht dran denken konnt' auch nur Eine — und wer wollt' den jungen Burschen die Augen im Kopf blind machen, daß sie's nicht sehen sollten. Kühe und Schafe kann man hüten, auch Ziegen zur Noth noch, aber Gemsen nicht und keine jungen Dirnen, die Gemsenbeine haben

und wie eine Alpenrose und Edelweiß mit einander sind, darum ein Duzend Jäger den Hals dran wagen, sich's auf den Hut zu holen. Da thun die steifen Gelenke nicht den ganzen Tag über mehr mit, und bei Nacht woll'n sie ihre Ausruhe haben, deshalb hielt ich's für besser, so schwer's mir ankam, sie nicht mehr zu sehn und zu hören, und schickte sie hierher. Eine Frau ist viel und ein Kind auch, aber so war mir keine gewesen; wenn das Blut draußen in den Gliedmaßen kälter wird, wird's innen wohl wärmer. Besser für sie wär's, meinten Andre auch, so muß't's sein; für ein halbes Jahr, dacht' ich, länger würd' ich's nicht aushalten. Sie kam zu ordentlichen Leuten her, konnte von der Frau im Haus und in der Küche lernen, das that ihr ja auch für's Künftige einmal noth. Dann wollt' ich sie wieder holen, ich dacht's so, wie man eine Taube 'ne Weile in einen sichern Schlag thut, wenn die Habichte zu viel über'm Dach stehn. Aber da hatt' ich's ihnen grad' recht gemacht, dem welschen Raubvogel, dem Hundsfott, daß sie nicht wieder heimkam. Hätt' ich ihn finden können, die Kraft in meiner Hand hätte noch gereicht, wär' ihr wieder gekommen, ihn am Hals zu packen, bis er ohne Athem hingefallen, oder einen andern von seinem Blut, mein Kind an der Mörder-

Jensen, Jenseits der Alpen.

25

ſippe zu rächen. Daß hättet Ihr auch gethan, wenn's Euch ſo geſchehen wär!"

Der Alte hatte biß zum Schluß hin mit der immer gleichmäßigen Ruhe der Unterhaltung zwiſchen den Beiden geſprochen, als ob er von einem ihn ſelbſt nichts angehenden Vorfall erzähle; nur bei den lezten Worten ſah ich ſeine rechte Hand kurz von einem leiſen Zittern gerüttelt, daß nicht mit der Gelaffenheit ſeines Ton's im Einklang ſtand. Der Andre ſchien die Erzählung ſchon öfter vernommen und genau gekannt zu haben, er erwiderte jezt kopfnickend: „Si, si,“ ſah nach den feurigen, faſt zu Blutröthe aufgeglühten Schroppen hinüber, und Beide rauchten ein Weilchen ſchweigſam ihre Pfeifen. Dann nahm der Italiener in ſeiner Sprache, doch gleicher Sprechweiſe, daß Wort:

„Ja, ſolchen Burſchen hat man nicht leicht irgendwo wieder geſehn. Sein Vater und der Vater von dem waren waß, wie's nicht viel vorkommt — ich hab' mich auch nicht grad' zu verſtecken brauchen, als ich noch jung geweſen — aber mit dem Roberto hätten wir's alle nicht aufgenommen. Gewachſen war er wie eine Cypreſſe und ſein Haar drüber wie ein Pinien-dach; wenn die Mädchen ihn ſahen, wurden ſie närrisch, denn er ſchoß jeder aus den Augen zwei Brandkugeln

hin, eine oben in den Kopf und die andre drunter in's Herz, daß es ein Feuerwerk in ihnen gab von Lachen und von Weinen. Für ihn war's aber nur Spaß, denn ihm konnt's keine anthun; das hätt' eine Andre sein müssen, als sie bei uns im Ort zur Welt geriethen. Hochmüthig hießen sie ihn drum, eine Prinzessin müßt' ihn noch erst bitten, daß er sie nähme; dafür saß ihm dann auch das Wort auf der Zunge, wie ein Bolzen, der in's Schwarze trifft. Einreden ließ er sich nichts, und wenn er trozig wurde, konnt' er wohl auch 'mal etwas wild werden, das steckte ihm als Erbschaft im Geblüt. Wenn da der Vater früh weggeht, noch vor dem Großvater, — und von mir mit meinen achtzig konnte natürlich nicht viel die Rede sein — da muß Einer sich erst die Hörner ein bißchen abstoßen, bis er selbst das Richtige aus sich zurechtmacht. Das hätt' er auch bald fertig gebracht, daß die Leute heut' davon reden würden, was aus ihm geworden wäre. Ja, mit Stolz würden sie sagen, daß er aus ihrem Ort hergekommen. Aber immerfort mit dem bisnonno allein im Haus zu sitzen, hielt er nicht aus, ein junges Blut will Neues um sich haben, nicht im Boden feststecken wie ein Baum, bis ihm das Moos um die Rinde wächst. Er hatt' es nicht gut auf die

Deutschen stehn, aber ich glaube, darum grad' ging er hierher, Einer mehr, um seinen Landsleuten beizustehn, und was für Einer! Als ich jung war, dachten wir noch nicht dran, daß die Stadt zu uns gehören müßte; nachher kam's auf, wir hätten ein Recht dran, und er war mit Feuer und Flammen dabei, wie immer, wenn ihn etwas anpackte. So ließ er mich denn allein; wenn er's zu was gebracht hätte, sollt' ich nachkommen und bei ihm wohnen. Und schnell ging's, kaum mehr als ein Jahr, wie er mir schrieb, es wär' in Ordnung, in ein paar Wochen möcht' ich aufpacken und herfahren. Aber da war sie an ihn gerathen, la strega tedesca, la maledetta, und hatte ihn mit einem Liebestrank das Blut toll gemacht, daß er alle gesunden Sinne verlor. Von einem gottverfluchten Giftstamm muß sie gewachsen sein, wie eine Belladonnabeere, und ich hätte sie ausgerottet, mit einer Eisenhacke, sie und alle Wurzeln, aus denen sie das Gift gezogen — dazu wär' in meine Hand noch wieder die Kraft gekommen. Das hättet Ihr auch gethan, wenn's Euch so geschehen wäre. Aber ich konnte sie nicht mehr erreichen, und auch von ihrer verruchten Sippe war nichts mehr über der Erde vorhanden.“

Ebenso gleichmäßig ruhig bis zum Schluß hin, wie

vorher der Deutsche, hatte der Italiener gesprochen, als ob er von einem ihn selbst nichts angehenden Vorfall erzähle, und nur ebenso durchrüttelte zuletzt, als ein Anzeichen innerer Erregung, kurz ihm ein leises Zittern die alterswelke Hand. Seinerseits schien in gleicher Weise auch der Andre diese Geschichte schon öfter vernommen und genau gekannt zu haben, er erwiderte nur kopfnickend: „Ja, ja,“ sah nach den bereits langsam wieder im Abblaffen begriffenen Felsensackeln hinüber, und Beide rauchten schweigsam ihre Pfeifen weiter.

* *

*

Am Tage danach, glaube ich, war's, daß ich zufällig etwas frühzeitiger als sonst auf die Brücke kam und die Rischenbank von einer netten jungen Frau mit ihrem Kinde besetzt fand, die ich schon mehrmals als gleichfalls beständigen Abendgast an einem nahbelegenen Platz wahrgenommen hatte. Vom öfteren Sehen kannte sie auch mich bereits und erwiderte, als ich meinen Sitz einnahm, freundlich auf meinen Gruß; in mich überraschender Weise auf deutsch, denn ich hielt sie nach ihrer Erscheinung für eine Italienerin. Ein von mir angeknüpftes Gespräch ergab, daß meine Vermuthung nicht grade unberechtigt gewesen, sie stammte von doppel-

tem Blut, einem deutschen Vater und einer italienischen Mutter, der sie jedenfalls äußerlich mehr nachgeartet war. Doch gab sich ebenso augenfällig in ihrem Verhalten deutsches Wesen kund, und wie sie beide Sprachen mit gleicher Geläufigkeit redete, bildete sie in schlichter Weise einer Frau aus der untern Volksclasse in sich eine Vereinigung einnehmender Vorzüge der sich hier berührenden gegensätzlichen Nationalitäten, gewissermaßen auch eine Brücke zwischen ihnen. Die Art ihres deutschen Ausdrucks zeigte sich fast dialectfrei, offenbar von dem feineren romanischen Sprachgefühl vortheilhaft beeinflusst; dagegen besaß sie etwas, dem Italiener, wenigstens dem nicht höher gebildeten eigentlich nicht Angehörigen, einen natürlichen Sinn zu humoristischer Auffassung komischer Dinge, obwohl ich später erfuhr, daß sie nicht eben vom Glück sanft gewiegt worden, sondern aus eignen Erlebnissen wußte, was Kummer und Leid sei, und nicht weniger dafür ein ernstes Gemüthsverständnis in sich trug. Denn auch das lachende Sonnenparadies des herrlichen Thales durchklangen nicht eitel helle Stimmen von Lebenslust und Frohsinn; wie überall mischte sich in stillen Winkeln die alte Erdenmitgift von Seufzern, Klagen und bitteren Thränen hinein.

Es lag nahe, daß ich von den beiden alten Acht- undachtzigern zu sprechen anfing, und meine junge Bankgefährtin versetzte mit leichtem Anflug eines Lächelns um die Mundwinkel:

„Ja, die können nicht ohne einander sein, keinen Tag; auch wenn's regnet, bringen sie sich ein Stüßchen mit und sitzen unter'm Schirm ebenso hier zusammen. Ich habe einmal gehört, es giebt Vögel — inseparabili heißen sie auf italienisch — wenn von denen einer stirbt, thut's der andere ganz von selbst auch, ohne daß er krank zu sein braucht; ich glaube, mit den Beiden geht's einmal ebenso, wenn einer die Bank leer findet und der andre nicht wiederkommt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie am Abend hier nicht mit einander sitzen.“

„Ja,“ erwiderte ich bedachtlos, „wie sie als kleine Vuben vermuthlich da ebenso, wie die von heut', mit einander im Wasser herumgeplatscht haben. Daran können Sie sich freilich wohl nicht erinnern, denn es ist ein bißchen — so ein gutes bißchen mehr als ein halbes Jahrhundert — vor Ihrer Geburt gewesen.“

Doch meine Nachbarin schüttelte den dunkelhaarigen Kopf. „Nein, das haben sie nicht, sind erst ganz spät mit einander bekannt geworden, und ich kann mich sehr

gut daran erinnern. Der Eine hatte sein Lebenlang in einem Ort drüben im Norden über'm Gebirg gewohnt, zwölf bis vierzehn Stunden von hier, und der Andre, glaub' ich, beinahe ebenso weit nach Süden hinunter, und Beide kamen erst vor fünf Jahren um die gleiche Zeit hierher.“

Sie schien noch etwas hinzusetzen zu wollen, that's indeß nicht, weil ich einfiel:

„Ja, richtig, ich hatte es im Augenblick vergessen, aber selbst schon aus Dem, was sie miteinander gesprochen, herausgehört. Gestern erzählten sie sich Jeder etwas aus ihrem Leben, darin gerieth's zum Vorschein, daß sie nicht von hier sind. Aber wie's so alte Leute wohl thun, kam's mir vor, als hätten sie es sich schon öfter erzählt und Jeder die Geschichte des Andern gekannt, denn Beide antworteten nur —“

„Ja, ja — si, si,“ fiel mir ihrerseits die junge Frau, jetzt unter einem fröhlichen Auflachen in die Fortsetzung. Danach fügte sie hinzu: „Entschuldigen Sie, aber mir war's so spaßhaft, daß Sie sagten, die Beiden hätten mit einander gesprochen.“

Ich sah sie verständnißlos-erstaunt an. „Warum soll das spaßhaft sein? Ich habe sie doch, nicht gestern zum ersten Mal, schon öfter so sprechen gehört.“

„Gewiß, Herr — nehmen Sie mir mein Lachen nicht übel — aber nicht miteinander, sondern Jeder nur für sich selbst.“

Ein erklärender Gedanke kam mir. „Sind die Alten vielleicht so schwerhörig, daß keiner den Andern versteht?“

„Nein, das nicht, sie hören noch recht gut. Aber für einander sind sie beinahe noch mehr als taub und würden sich nicht verstehen, wenn sie sich auch noch so laut in die Ohren schrien; denn der Eine kann kein Wort deutsch und der Andere kein Wort italienisch, als daß sie wissen, was ‚ja‘ und was ‚si‘ heißt. Darum sind sie immer einer Meinung und werden bis zuletzt die besten Freunde von der Welt bleiben; ich sagte schon, ohne einander könnten sie nicht mehr leben. Aber das ist auch sehr gut und nothwendig für sie —“

Da die Frau ihren letzten Satz unvollendet abbrach, fragte ich: „Was ist gut und nothwendig?“

„Daß keiner eine Ahnung davon hat, was der Andre ihm vorerzählt, sonst wär’s —“

Die Sprecherin hielt abermals an und warf einen Blick über mich, eh’ sie nachfügte: „Sie sind ein Fremder, Herr — es giebt nur ein paar Leute hier bei uns, die davon wissen, die behalten’s bei sich, daß sie

den Alten ihren Abend hier auf der Bank nicht stören. Es war nicht recht von mir, denn zum Lachen ist's wahrhaftig nicht, nur zuweilen hat's doch 'mal so was Spaßiges. Ihnen könnt' ich's sagen, denn Sie sind ja weit von hier zu Hause und würden's auch nicht —“

Doch sie brach wiederum, zugleich mit ihrem Kinde aufstehend, ab: „Da kommen sie, ich muß ihnen Platz machen. Das wär' nicht zu denken, wenn sie ihre Bank nicht frei fänden, der Schlag könnt' sie treffen; das würd' auf beiden Flußseiten keiner auf sich laden wollen. Sie als Fremder können da auf Ihrer Seite ruhig sitzen bleiben und zuhören, darum kümmern sie sich nicht mehr, als ob Sie ein Stück Mauer wären. Es hat schon ab und zu ein andrer Fremder so da neben ihnen gefessen, aber wer's nur kurz einmal thut, der hat nach den rothen Bergen zu sehn und giebt nicht auf ihr sanderbares Gerede Acht.“

Meine bisherige Nachbarin ging, und die Alten kamen von hüben und drüben, heute genau gleichzeitig die Brückenmitte erreichend, heran. Sie begrüßten sich: „Buona sera“ — „Guten Abend“ — daß das gleichbedeutend sei, schienen sie von der tausendfältigen Wiederholung auch zu wissen oder wenigstens zu ahnen — nahmen ihre Sitze ein, stopften die Pfeifenköpfe,

und der Erste, dessen Zündschwamm glühte, setzte den Tabak des Andern damit in Brand. Nach der Aufklärung, die ich erhalten, war's in der That drollig, die Beiden reden zu hören, als ob sie sich miteinander unterhielten und ihre Aeußerungen beantworteten. Sie sprachen heut' nur gleichgültige Dinge, von der Witterung, dem Stand der Trauben, was sie unterwegs gesehen, bald Dieser, bald Jener; wenn Einer etwas gesagt und schwieg, nickte der Andere beipflichtend sein Ja. Ob sie in ihrer Vorstellung annahmen, daß der Zuhörende doch Einiges von dem ihm Vorgesprochenen verstehe, oder ob Jeder die Gegenwart des Andern suchte, um einen Vorwand zu haben, laut mit sich selbst zu reden, ließ sich aus ihren immer gleichmäßigen Mienen nicht absehen. Jedenfalls waren sie in Allem ihres Einverständnisses sicher, als zwei zueinander Gehörige, allein übrig Geliebene aus einer Zeit, die lange vor dem Ursprung alles sonstigen Lebens um sie herum lag. Zwei so einsam über niedrigem Nachwuchs aufragende alte Baumkronen hielten wohl ein absonderliches Gemurmel miteinander und mochten dazu in den Köpfen nicht der gewöhnlichen Menschenlogik bedürfen, um Befriedigung in ihrem gemeinsamen gleichen Thun finden zu können.

Ich vermochte mir gut vorzustellen — und erfuhr später auch, daß es grade so geschehn sei — wie sie, Beide aus ihren Heimathorten in die Fremde hergerathen, hier zusammengekommen. Sie hatten sich eines Abends auf der Brücke getroffen, in's Gesicht gesehn und als zwei gleiche Ueberreste längst vorbeigegangener Tage erkannt. Jemand war zum Dolmetsch zwischen ihnen geworden, daß ‚achtundachtzig‘ und ‚ottanta otto‘ die nämliche Zahl bedeuteten; das war ein Band gewesen, sie nicht wieder voneinander zu lassen. Mit achtundachtzig Jahren brauchte man nicht dieselbe Sprache des Mundes zu reden, noch zu verstehen, Jeder fühlte vom Andern, daß sie in ihnen die gleiche sein müsse, ob dem Laut nach unbegriffen, doch verständlicher und zusammenstimmender, als Alles, was die junge Welt ihnen mit Worten ausdrücken konnte. So hatten sie sich am Spätabend zusammengesellt, wie's drunten am Fluß im Frühmorgen die deutschen und italienischen Knaben thaten, von denen manche wohl auch ihr wechselseitiges Zurufen und Reden nicht verstanden, und so saßen sie Tag um Tag seitdem mit einander auf der Bank. Ursprünglich, wie es schien, Beide zuerst von dem abendlichen Anblick der rothen Felsen hergezogen.

Offenbar indeß verhielt sich irgend etwas mit ihnen doch anders, als es den Eindruck machte; das war mir aus den Worten meiner vorherigen Gefährtin in der Nische aufgegangen, freilich durchaus nicht deutlich geworden. Die Ankunft der alten Bankbevorrechtigten hatte sie unterbrochen, als sie im Begriff gestanden, eine Erläuterung beizufügen; ich suchte mir jetzt eine solche aus den Aeußerungen der beiden Achtundachtziger zu gewinnen, doch vergeblich, denn sie führten ihre absonderliche Zwiesprache an diesem Abend nur über völlig bedeutungslose Tagesfachen. Als sie im letzten Dämern aufstanden und sich wie ständlg, nach abermaligem Austausch eines „Gute Nacht“ — „Buona notte“, — rechts hin und links hin auseinander begaben, sah ich mich nach der jungen Frau um, aber sie war bereits mit ihrem Kinde von der Brücke fortgegangen.

*

*

*

Wie ich am folgenden Abend wiederkehrte, befand sie sich nach hergebrachter Weise in einer der Nischen — die der beiden Alten stand noch leer — doch als ich mit einem Gruß zu ihr hinantrat, nahm ich einen veränderten, bekümmerten Ausdruck ihrer Züge gewahr, daß ich unwillkürlich fragte, ob ihr ein Unglück zuge-

stoßen sei. Sie schüttelte den Kopf, aber versetzte zugleich:
„Ja, ein rechtes Unglück ist passiert — der gaglioffo, der
Carlo Montone hat sich gestern Abend betrunken —“

Bei'm letzten Wort sprang sie plötzlich auf, stieß,
rasch den Blick zur Linken und Rechten hin und her
wechselnd, aus: „Dio mio, da kommen sie Beide!“ und
unverkennbar zitterte etwas Aengstliches in ihren schönen
Augen, die mit unruhiger Spannung sich fortwährend
häufig nach den entgegengesetzten Richtungen drehen.
Ich stand begrifflos, wußte, da sie auf eine weitere
Frage nicht Antwort gab, nichts zu thun, als ihrem
Umblicken zu folgen, und sah, daß die beiden Alten
wie alltäglich von Norden und Süden her auf die
Brücke zugeschwommen kamen, langsam-gleichmäßig wie
immer ihre steifen Beine vorbewegend. Nur hielten
sie heut' gegen ihren sonstigen Brauch hüben und drüben
am Rande den Fuß an und zwar gleichzeitig in dem
Augenblick, wie sie sich über die Wölbung der langen
Brücke gegenseitig mit dem halben Leib zu Gesicht
kommen mußten, blieben wie in den Boden eingewur-
zelt regungslos stehen und sahen sich aus weitgeöffneten
Lidern ebenso unbeweglich entgegen. Wohl minuten-
lang; die Kalkfelsen drüben verhielten sich nicht leblos
starrer, als ihre nicht wie sonst vorgebückten, sondern

ferzengrad hochaufgeregten Gestalten. Der Ausdruck der Gesichter ließ sich aus der Entfernung nicht klar unterscheiden, doch etwas mühsam Behaltendes, ein innerliches Bittern Kundgebendes schien mir aus Beiden zu sprechen. So standen sie säulenhaft, bis sie mit gleichzeitiger Bewegung den Fuß zum Weitergang vorwärts hoben. Aber als ob gleicherweise im selben Moment ein lähmender Schreck sie durchfahre, zogen sie die Füße wieder zurück, verharrten noch ein paar Augenblicke, sich wie vorher reglos entgegensehend, kehrten darauf um und schritten in die Richtungen, aus denen sie gekommen waren, zurück.

„Gott sei Dank, sie gehn nicht weiter!“ stieß jetzt die junge Frau aus, die verhaltenen Athems neben mir gestanden.

„Ja, was hat das denn zu bedeuten?“ fragte ich, noch immer ohne ein Verständniß ihrer ängstlichen Unruhe. Nun wandte sie mir den Kopf zu und erwiderte, noch halb gedankenabwesend:

„Es wäre schrecklich gewesen, wenn sie — ja so, Sie fragen, Herr — ich sagte Ihnen schon, der Carlo Montone, der Lump, hat sich gestern Abend wieder einmal so betrunken, daß er nicht mehr wußte, was er that und sprach. Der alte Matteo, der von da drüben,

saß dabei, und da hat der Carluccio, um auf die Deutschen zu schimpfen, angefangen von der Geschichte zu reden, so daß dem nonno dadurch verrathen worden, mit wem er seit fünf Jahren hier jeden Tag auf der Bank geseffen. Der ist weiß im Gesicht wie ein Kreidestück geworden, sie haben gemeint, der Schlag hätt' ihn getroffen. Nun wollten sie's wenigstens gutmachen, daß kein größeres Unglück passiren sollte, so ging heut' früh Einer zu dem deutschen Alten hinüber und sagte dem auch, wie's wäre, damit er sich in Acht nähme und nicht mehr auf die Brücke herkäme. Sie können sich denken, Herr, was für ein Schreck mir's war, als ich die Weiden eben doch hierher gegeneinander losgehen sah. Ich stellte mir schon das Schlimmste vor und wollte nach Leuten rufen, denn Beide sind so alte brave Männer, daß es uns Allen, die um die Brücke herum wohnen, schrecklich leid gewesen wäre, wenn sie sich etwas angethan hätten. Gottlob ist's ja nicht dazu gekommen, aber freilich traurig genug bleibt's auch so, für die Alten, daß sie das noch erleben mußten, und für uns mit, weil wir uns nun nicht mehr an ihrem Zusammen-sitzen da freuen können.“

Hurtig war's der Sprecherin vom Mund geflogen; ich sah sie noch immer gleich verwundert an und ver-

setzte: „Ja, was soll ich mir denn — ? Nach allem Dem, was Sie eben gesagt haben, kann ich mir nicht mehr denken, als vorher.“

Das brachte sie dazu, sich zu bejinnen. „Entschuldigen Sie, ich dachte nicht dran — nein, das können Sie ja auch nicht, wissen nichts davon. Aber wenn Sie's wissen wollen — es ist nun ja auch ganz gleichgültig, ob's Einer mehr erfährt — und lang zu erzählen ist's auch nicht —“

Die Felsen flammten in ihrer vollsten Abendglut, wie ich mich neben die junge Frau hinsetzte und ihr zuhörte. Was sie mir mittheilte, dauerte grade so lang, bis der letzte Purpurschein auf den Schroffen spurlos erloschen war und sie, nur eben noch sichtbar, aschfarben und todt durch das graue Zwielficht herüberragten. Ich gebe die Geschichte nicht mit den Worten und der Art der Erzählerin wieder, sondern fasse nur kurz das Thatsächliche zusammen, das sie mir berichtete.

*

*

*

Die Beiden hatten bis vor fünf Jahren ihre Geburtsorte im Norden und Süden nie verlassen gehabt und dort in gleicher Weise fast Alles, was von ihnen Jenien, Jenieits der Alpen.

hergestammt, Kinder und Enkel, überlebt. Nur Cinesè war ihnen, ebenfalls übereinstimmend, geblieben, dem deutschen Urgroßvater eine einzige Urenkelin, und dem italienischen ‚bisnonno‘ ein einziger Urenkel, an denen Beide, als an den Letzten ihres Blut's weit mehr als am eignen Leben gehangen. Ihre Abkömmlinge im vierten Geschlecht, Crescenz und Roberto, führten nicht die Namen der Urgroßväter, sondern durch ihre Eltern anders erhalten. Ungefähr um die nämliche Zeit, wenigstens im selben Jahr, waren sie hierher gekommen, aus Gründen und Zwecken, welche die beiden Alten einmal in meiner Gegenwart in ihren Wechselmonologen vor sich hingesprochen hatten.

Das Mädchen und der junge Mann mußten ähnlich von der Natur bevorzugte Vertreter ihrer Volkstämme gewesen sein; es hatte nicht Hübscheres und Charakteristischeres von deutscher und italienischer Art in der Stadt gegeben, und Beide waren, wie meine Gewährsmännin sagte, ‚gleich brave junge Leute‘. Sie trafen einige Mal an öffentlichen Plätzen zusammen; Roberto betheiligte sich mit Feuer und Flamme an dem immer mehr großgewachsenen Trachten seiner Landsleute, ihre Nationalität weiter im Norden zur überwiegenden zu machen; vielleicht brachte grade dieß ihn

dazu, weil sein äußerst lebendiges Temperament ihn zu jähem Ueberspringen eines klaffenden Widerspruchs trieb, daß er sich heftig in das schöne deutsche Mädchen verliebte. Sie gehörte ebenso mit Leib und Seele ihrem Volk an, stand allem italienischen Treiben durchaus abgeneigt entgegen, und so ruhig und sanft sie sonst war, kam es dazu, daß sie einmal in einem Wortwechsel mit ihm ihre Meinung unverhohlen und kräftig aussprach; vermuthlich besonders, weil sie merkte, daß er sich um sie bemühte, und sie den Zweck im Auge hatte, ihn davon abzubringen. Bei seiner Natur hätte das wohl auch unter andren Umständen die beabsichtigte Wirkung verfehlt, aber in diesem Fall gefellte sich etwas hinzu, ihn noch stärker zu reizen und zu spornen. Sie stand augenscheinlich mit einem Andern, den sie hier kennen gelernt, einem jungen Forstadjuncten, obendrein einem Deutschen, in näher zutraulichem Verhältniß, das wohl noch jugendliche Befreundung sein mochte, doch für den scharfen Blick der Eifersucht sich nicht mehr weit von Liebe entfernt hielt. Das erhöhte die Leidenschaft Roberto's, mit verdoppeltem Bemühen um jeden Preis über den Nebenbuhler zu siegen. An diesem Gewaltthat oder Heimtücke zu üben, lag seinem ehrenhaften Sinn gleich fern, er setzte nur Alles daran, das

Mädchen für sich zu gewinnen. Wie vorauszusehen war, vergeblich; doch das wallende Blut schoß ihm in die Augen, machte ihn blind, daß er eines Tag's gradaus um sie freite. Natürlich antwortete sie ‚Nein‘.

Kajsch, in kaum vierzehn Tagen war's soweit gediehen, nachdem er seinem bisnonno geschrieben, daß dieser zu ihm herüberziehen möge. Mittlerweile wuchs die Zuneigung zwischen dem jungen Förster und der Crescenz, und sie verlobten sich heimlich mit einander. In Beiden war etwas von jungem, deutsch-schwärmerischem Sinn, sie wollten den Tag in besondrer Art feiern, verabredeten sich, an einer Stelle unbemerkt zusammentreffen, um auf eine Wand der Kalkfelsen zu steigen und dort in der rothen Abendglut um sie her die Sonne untergehn zu sehen; der Forstadjunct kannte Schritt und Tritt zwischen den Schroffen und wußte, daß ‚Gengerl‘ Klettre von Kindheit auf sicher wie eine Gemse. So führten sie glücklich den Plan aus, doch die Eifersucht Roberto's hatte an dem Tage etwas Besonderes aus dem Gesicht des Mädchens herausgelesen, so daß er stundenlang aus einem Versteck, wie man später erfuhr, ihre Hausthür im Auge gehalten, und wie sie am Nachmittag fortging, folgte er ihr unbemerkt nach. Als er dann sah, was er schreckvoll ge-

ahnt, daß sie sich mit dem Bevorzugten ein Stellbischein gegeben, stieg er, wohl ohne Besinnung, was er wolle, weiter hinter den Weiden drein; sie hatten nichts von seinem Auftritt gehört. Aber droben auf der Wand stand er plötzlich vor ihnen, mit irren Augen, und überstürzte das erschreckte Mädchen damit, daß sie gegen alle Zucht und Scham hier allein mit einem Manne zusammenkomme. Ihr Bräutigam, der von großer Gutherzigkeit war, antwortete mit Rücksicht auf den sichtlich bemitleidenswerthen Gemüthszustand des Andern ruhig, sie hätten sich heute verlobt, und zur Feier des Tags sei er mit seiner Braut hier. Doch er hatte das Letzte noch kaum ausgesprochen, als Roberto, wahrscheinlich von dem Wort ‚Braut‘ zu momentanem Irrsinn fortgerissen, ihn mit einem Stoß gegen die Brust jählings zurückwarf, danach blitzschnell beide Arme um das Mädchen schlang, hervorrang: „Einem Andern sollst Du nicht gehören!“ und sich mit ihr in den unmittelbar vor ihnen schwindelnd tief klaffenden Abgrund hinunterstürzte. Wie der unerwartet von dem Stoß des wahnwitzig Uebermannen Getroffene vorsprang, stand er in der rothen Abendglut allein auf der leeren Schrofie, der einzige Zeuge und Berichterstatter des entsetzlichen Vorgangs. Selbst fast wahnfinnig von

Schmerz und Verzweiflung, verließ er einige Tage später die Stadt; er konnte die glühenden Felsen nicht mehr sehen.

Das war die Geschichte, eine Tragödie, die sich da droben zugetragen. Nur mit großer Anstrengung gelang es, zu der Klusfschrunde hinunter zu klettern und die zerschmetterten Leichen heraufzubringen; erst nachdem sie sogleich in der Stille begraben worden, erhielten die beiden einzigen alten Angehörigen der jungen Leute Kenntniß von ihrem Tode und der Art desselben. Sie wußten nichts von einander, und als sie hierher gekommen, sorgten die wenigen, von der traurigen Beziehung zwischen den Beiden Unterrichteten dafür, daß diese bei ihrem Alter nichts von ihr erfuhren. Von ihnen selbst war nach dieser Richtung keine Befürchtung zu hegen, da sie gegenseitig kein Wort ihrer Sprachen verstanden. Beide blieben in der Stadt als der Gruftstatt ihrer jäh vernichteten letzten Lebensfreude; sie mochten sich wohl einmal auf dem Friedhof begegnet sein, um die Gräber ihrer Todten zu besuchen, aber sie waren sich wildfremd, bis sie auf der Brücke ihre Bekanntschaft und ihren Gleichaltrigkeitsbund geschlossen. So saßen sie, ahnungslos tödtliche Feindschaft gegeneinander im Herzen tragend, täglich in Freundschaft

zusammen, erzählten sich von dem welschen Hundsfott, dem Mörder, und von der deutschen Hexe, der verfluchten Giftmischerin eines tollmachenden Liebestrank's, und nickten sich danach beipflichtend ihr ‚Si, si‘ und ‚Ja, ja‘ zu. Sie hatten Beide mit ihrer Verschuldigung gleich Recht und gleich Unrecht; Jeder von ihnen saß — durch die Eine wie durch den Andern — so einsam im letzten Spätabendlicht seines Lebens da.

* * *

*

Nun war durch unglückliche Fügung das lange Verhütete doch einmal geschehen, ein plötzlicher Durchriß durch ihr intim=absonderliches Verhältniß gegangen und Jeder hatte in dem Andern einen Angehörigen und zwar den einzig noch lebenden der ihm auf den Tod verhassten Blutstippe erkannt. Auch mir, der sie so manchmal zusammen gesehen und gehört und die Katastrophe hier miterlebt hatte, that's um die rauh zerstörte Eintracht der beiden Alten aufrichtig leid; mit einem Gefühl der Entbehrung, ja der Bedrückung saß ich am folgenden Abend in der Nische neben ihrer leeren Bank und blickte auf die langsam sich röthenden Schrofven hinüber. Dort hatten die beiden jungen

Menschenleben ihr jähes Ende gefunden. In einem einzigen unborgesehenen Augenblick war der Gedanke gekommen und zur That geworden; was mochte dem Mädchen in diesen Secunden des Hinabgerissenwerdens, des Sturzbeginnes noch als Letztes vor dem ewigen Auslöschten durch die Empfindung gesucht sein! Die große Uebergewalt im jungen Menschenblut hatte da drüben wieder ein paar Opfer begehrt, wie schon zahllose Millionen auf dem Erdenrund vor ihnen. Es war schaurig, und doch kam auch etwas poesievoll Anrührendes daraus herüber, wie sie in einem Nu aus höchstem Glück und höchster Verzweiflung miteinander zum nichts mehr Fühlen vergangen waren und die Abendsonne über ihren todten Augen die Felsen tiefer in blutrothe Blut eingetaucht hatte. So wie heut' und noch nach Jahrtausenden, ewig gleichmüthig, was immer auf der Erde geschah und ihre kleinen, flüchtig wechselnden Kinder mit Lust und Leid erfüllte.

Ein Abendplatz war's, solchen sich andrängenden Gedanken nachzuhängen; ich saß allein und nickte den Feuerschroffen zu. Doch dann fiel mir einmal von der Seite her eine Bewegung in's Auge; weiter hinüber saß die junge Frau mit ihrem Kinde, und ich sah sie plötzlich in die Höh' fahren und wie gestern hastig mit

dem Blick nach beiden Seiten hin und her wechseln. Das ließ auch mich wieder unwillkürlich ihren Augen folgen, und da kam's über die Brücke von rechts und links heran, die beiden bekannten weißköpfigen Gestalten, vorgebückt, langsam, steifbeinig. Vielleicht noch etwas langsamer, steifer und gebückter als sonst; doch sie hielten nicht wie gestern am Rand der Brücke den Fuß an, sondern bewegten sich gleichmäßig bis zu ihrer Mitte vor. So trafen sie neben meinem Sitz zusammen, wie es schien, ohne sich wahrzunehmen, und setzten sich, von einander abgekehrt, lautlos auf ihre Bankplätze. Es machte den Eindruck, Jeder wolle den seinigen behaupten und den andern als leere Luft ansehen. In hergebrachter Weise, nur mit ein wenig zitternden Fingern, stopften sie aus den Lederbeuteln ihre Pfeifenköpfe und zündeten danach ihre Schwammlunten an. Doch brauchten sie längere Zeit dazu, als sonst, oder vielmehr die von Beiden glühten schon ein Weilchen, ehe sie dieselben benutzten. Aber dann ging es ihnen plötzlich gleichzeitig mit einem Ruck durch den Körper, sie drehten sich gegeneinander, und Jeder streckte im selben Augenblick den Bündschwamm nach dem Pfeifenkopf des Andern. Mechanisch zogen ihre Lippen an, bliesen ein paar Rauchwolken vor sich hin. Dann

hoben sie langsam die Gesichter gegen sich auf, und zugleich kam's ihnen, ein bißchen leiser als sonst, vom Mund: „Guten Abend“ — „Buona sera“. Und darauf drehten Beide die Augen nach den im Purpurmantel wie Tod:enjackeln lodernden Felsen hinüber.





